B II 6140

B II c.

15148

β'

40

Landesbibliothek
Coburg

Landesbibliothek Coburg (70)
022002530523

Johann Jakob Rousseau's

Bürgers zu Genf,

Philosophische Werke.

Zweyter Band.

Aus dem Französischen übersezt.

Reval und Leipzig,
bey Albrecht und Compagnie.
1781.

Landesbibliothek
Coburg

Inhalt des ersten Bandes.

1.) Abhandlung über die Frage, ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beygetragen hat. Seite 7.

2.) Rousseaus Anmerkungen über die Antwort des Königs von Pohlen auf die vorhergehende Abhandlung. Seite 61.

3.) Rousseaus Sendschreiben an Herrn Grimm Herrn Gautiers Widerlegung der vorigen Abhandlung betreffend. Seite 108.

4.) Rousseaus Beantwortung der Abhandlung über den Nuzen der Künste und Wissenschaften von Herrn Bordes. Seite 132.

5.) Rousseaus Schreiben wegen der neuen Widerlegung seiner Abhandlung von einem Mitglied der Akademie zu Dijon. Seite 187.

6.) Widerruf der Akademie zu Dijon. Seite 200.

7.) Rousseau Bürger zu Genf an Christoph von Beaumont, Erzbischoff zu Paris. Seite 203.

Innhalt des zweyten Bandes.

1.) Abhandlung über den Ursprung und die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen. Seite 3.

2.) Anmerkungen zu dieser Abhandlung. Seite 182.

3.) Abhandlung über die Politische Oekonomie. Seite 255.

Abhandlung

über

den Ursprung und die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen.

von

Johann Jakob Rousseau

Bürger zu Genf.

Non in depravatis, sed in his quae bene secundum Naturam se habent, considerandum est quid sit naturale. Aristoteles. Politic. L. IIdo.

An

die Republik Genf.

Hochachtbare, Hochweise und Hochgebietende Herren.

Ueberzeugt, daß der Ruhm des Vaterlandes durch tugendhafte Bürger erhöhet werde, arbeite ich seit dreyßig Jahren, um mich der Ehre würdig zu machen, Ihnen meine Ergebenheit öffentlich zu bezeugen; und da diese glückliche Gelegenheit meine geringen Kräfte unterstüzt; so glaube ich hier mehr dem Eifer, welcher mich beseelt, als der Billigkeit, welche mich dazu berechtigt, folgen zu dörfen. Da ich das Glück habe, Ihr Mitbürger zu seyn, so konnte ich nicht, über die Gleichheit der Stände, welche die Natur unter allen Menschen festgesezt hatte, und die Ungleichheit, welche die Men-

chen nachher unter sich eingeführt, nachdenken, ohne zugleich jene große Weisheit zu bewundern, vermöge deren man, in diesem Staate, beyde so zu vereinigen gewußt, daß sie auf die natürlichste Art, das Wohl der Gesellschaft befestigen, die allgemeine Ruhe erhalten und das Glük jedes einzeln Bürgers befördern helfen. Da ich mich mit der Aufsuchung der richtigsten Grundsätze einer guten Regierungsform beschäftigte, so erstaunte ich so sehr, sie alle bey Ihnen in Ausübung zu finden, daß ich, auch ohne Ihr Mitbürger zu seyn, nicht umhin gekonnt hätte, dieses Gemählde der menschlichen Gesellschaft, demjenigen Volk vorzüglich zuzueignen, welches die grösten Vortheile davon zu besitzen scheint, und den Misbräuchen derselben am besten zuvorgekommen ist.

Hätte es mir frey gestanden, den Ort meiner Geburt selbst zu wählen, so hätte ich eine Gesellschaft erwählt, deren Gröse durch

die Gränzen der menschlichen Fähigkeiten bestimmt wäre; d. h. diejenige, welche unter allen die bestmöglichste Regierungsart besässe, wo jeder seinem Beruf selbst vorsteht, und keiner gezwungen wäre, die Ausübung seiner eignen Pflichten, auf andre zu übertragen: einen Staat, wo jedes Mitglied das andere kennt, und wo daher weder die bescheidne Tugend, noch die versteckten Schliche des Lasters, den Augen des Publikums verborgen bleiben könnten; und wo durch jene sanfte Gewohnheit, sich zu sehen, und zu kennen, die Liebe des Vaterlandes mehr, die Liebe zum Nächsten, als die Liebe zur Erde erzeugt.

Ich wünschte in einem Lande gebohren zu seyn, wo der Regent und das Volk nur einen gemeinschaftlichen Vortheil hätten; damit alle Bewegungen der ganzen Maschine, zur Beförderung der allgemeinen Glükseeligkeit abzielten; da dieses aber nicht anders geschehen kann, als wenn der Regent

und das Volk gleichsam nur eine Persohn ausmachen, so folgt hieraus, daß ich unter einer gemäßigten demokratischen Regierung gebohren zu seyn wünsche.

Ich wünschte frey zu leben und zu sterben; d. h. den Gesetzen so unterworfen zu seyn, daß weder andre noch ich selbst, dieses ehrenvolle Joch abschütteln könnten; dieses heilsame und leichte Joch, welches die stolzesten Menschen deswegen gerne tragen, weil sie kein anderes ausser diesem ertragen würden.

Ich wollte also, daß niemand in dem Staat, sich über die Gesetze erheben könnte, und daß niemand ausser ihm, Gesetze geben könnte, welche der Staat erkennen müßte: dann sobald jemand in dem Staat sich über die Gesetze wegsetzen darf, so hängen alle übrigen Mitglieder von dem Willen dieses einzigen ab, obgleich die Regierungsform an sich gut seyn kann; (man

sehe

sehe die 1te Anmerkung) und hat der Staat einen einheimischen oder einen fremden Beherrscher, so ist es bey der bestmöglichsten Austheilung der Gewalt, dennoch unmöglich, daß einer dem andern vollkommen gehorche, und der Staat gut regiert werde.

Ich wünschte nicht in einer neu errichteten Republik gebohren zu seyn, so sehr gut auch ihre Gesetze wären: aus Furcht daß die Regierungsform anders abgefaßt wäre, als es für den Augenblik nöthig, und weder die neuen Bürger mit der Regierungsform, noch die neue Regierungsform mit den Bürgern übereinstimmte, und daher der Staat bey seiner ersten Entstehung erschüttert oder gar umgestürzt werden könnte. Denn es geht mit der Freyheit, wie mit jenen starken und nahrhaften Speisen, oder mit jenen mächtigen Weinen, welche zwar einen starken Körper, der sie gewohnt, noch mehr stärken und erhalten, denjenigen aber schädlich werden, welche zu schwach sind, sie zu ver-

tragen. Ist das Volk einmal gewohnt, einen Beherrscher zu haben, so kann es ohne Beherrscher nicht mehr bestehen. Sobald es sucht das Joch abzuschütteln, so entfernt es sich noch mehr von der wahren Freyheit, indem es eine ausgelassene Zügellosigkeit an ihre Stelle sezt, welche ihr gerade entgegen, und sich daher Verführern anvertraut, welche es gemeiniglich noch mehr unterdrücken. Selbst das Römische Volk, dieses Muster aller freyen Völker, konnte sich nach der Unterdrückung der Tarquinier nicht selbst beherrschen: durch die Sklaverey und die schändlichsten Arbeiten, welche sie ihm aufgelegt hatten, erniedrigt, war es anfangs nichts als ein dummes Volk, welches man schonen, und mit der grösten Klugheit regieren mußte, damit es sich nach und nach an die heilsame Freyheit gewöhnte, und damit die unter der Tyranney erstikten und erniedrigten Seelen, nach und nach jene strengen Sitten, und jene heldenmäßige Tapferkeit annahmen, welche sie endlich zu

dem

dem Verehrungswürdigsten unter allen Völkern machten. Ich würde also eine glükliche und ruhige Republik zu meinem Vaterland gewählt haben, deren Alterthum sich in die spätsten Zeiten verliert; und die keine andere Zufälle erlitten, als solche, wodurch die Tapferkeit und die Liebe zum Vaterland, bey den Bürgern erwekt und vermehrt worden, und wo die Bürger, einer gewissen Unabhängigkeit gewohnt, nicht allein würklich frey wären, sondern auch verdienten frey zu seyn.

Ich würde mir ein Vaterland erwählt haben, welches durch seine glükliche Lage, von der Eroberungssucht abgehalten würde; und durch eine noch glüklichere Lage, nicht zu fürchten hätte von andern Staaten erobert zu werden; eine freye Stadt, mitten unter verschiedenen Völkern, deren keines von ihrer Eroberung Nutzen hoffen könnte; und jedoch eines jeden Vortheil erforderte, daß sie nicht erobert würde; mit

einem

einem Wort, eine Republik, welche den Ehrgeiz ihrer Nachbarn nicht reizte, und doch im Nothfall auf ihre Hülfe zählen könnte. Hieraus folgt, daß diese Republik von niemand etwas würde zu befürchten haben, ausser von sich selbst, und wenn ihre Bürger sich zu Zeiten in den Waffen übten, so wäre dieses, mehr um jenen kriegerischen Muth und jene Tapferkeit zu unterhalten, welche der Freyheit so sehr anständig ist, und sie erhält, als weil man genöthigt wäre, dieses zu seiner eigenen Vertheidigung zu thun.

Ich würde ein Land gesucht haben, wo alle Bürger gemeinschaftlich berechtigt wären Gesetze zu geben; dann wer könnte die Bedingungen, unter welchen sie in einer Gesellschaft leben können, wohl besser bestimmen als sie selbst? Ich würde es aber nicht billigen, wenn man einen Vorsteher des Volks erwählte, wie bey den Römern, wo die ersten im Staat, und diejenigen, denen an seiner

ner Erhaltung das mehreste gelegen, von den Berathschlagungen welche man zu seinem Besten anstellte, ausgeschlossen, durch welche unbegreifliche Unbesonnenheit, die Obrigkeit, von einem Recht ausgeschlossen wurde, welches der gemeinste Bürger ausüben durfte.

Im Gegentheil wünschte ich, um die eigennützigen und unverdauten Projekte, und alle schädlichen Neuerungen, wodurch Athen einst seinen Untergang fand, zu verhindern, daß die Gewalt, neue Gesetze nach Belieben abzufassen, nicht bey einem jeden stünde; sondern daß es allein der Obrigkeit zukäme; daß diese sehr behutsam damit umgienge, und daß das Volk mit seiner Einwilligung zu diesen Gesetzen, etwas zurükhaltend wäre; daß sie endlich mit der grösten Feyerlichkeit, öffentlich bekannt gemacht würden, damit man vor dem Sturz der Regierungsform, noch Zeit genug hätte, sich zu überzeugen, daß je älter die Gesetze,

desto heiliger und verehrungswürdiger sie sind; daß der Pöbel diejenigen gar nicht achtet, welche man täglich verändert, und daß man unter dem Vorwand etwas zu verbessern, sich nach und nach gewöhne, die alten Gebräuche zu verachten, und daher, um kleinern Uebeln abzuhelfen, gemeiniglich noch grössere einführt.

Besonders würde ich diejenige Republik, als schlecht regiert, verworfen haben, wo das Volk glaubt keine Obrigkeit nöthig zu haben, oder ihnen die Würde um Geld verläßt, und unvorsichtiger Weise die Verwaltung bürgerlicher Sachen, und die Ausübung der Gesetze, selbst behält; so mögen ohngefähr jene ersten Regierungsarten beschaffen gewesen seyn, welche sogleich auf den Stand der Natur folgten, und dies war auch einer derer Fehler, wodurch Athen gestürzt wurde.

Allein ich würde diejenige gewählt haben, wo jeder Privatmann sich begnügt, seine

seine Einwilligung zu den Gesetzen zu geben, und auf den Bericht seines Obern, zugleich mit seinen Mitbürgern die wichtigsten öffentlichen Geschäfte zu beurtheilen; wo man achtungswerthe Richterstühle errichtete, und die verschiedenen Geschäfte derselben, sorgfältig voneinander unterscheidete, und von Jahr zu Jahr die geschiktesten und weisesten unter den Mitbürgern aussuchte, um die Gerechtigkeit zu handhaben und den Staat zu verwalten; wo die Weisheit der Obrigkeit gleichsam von der Tugend des Volks zeugen müßte, und beyde sich gegenseitig verehrten. So daß wenn jemals ein unglükliches Misverständniß die öffentliche Ruhe störte; auch selbst diese Zeiten der Verblendung und des Irrthums, von einer besondern Mäßigung und gegenseitigen Achtung, und von einer allgemeinen Verehrung der Gesetze, zeugen könnten; welches sichere Vorboten einer aufrichtigen und beständigen Wiedervereinigung wären.

Dieses, meine hochgebietende Herren, sind die Vortheile, die ich in dem Vaterland gesucht hätte, welches ich mir würde gewählt haben. Hätte die Vorsehung es überdies noch mit einer angenehmen Lage, einem gemässigten Himmelsstrich, einem fruchtbaren Erdreich, und dem schönsten Anblik unter der Sonne beglükt; so hätte ich mir, um mein Glük ganz vollkommen zu machen, nichts mehr gewünscht, als in dem Schoos dieses glüklichen Vaterlandes alle diese Güter zu geniessen; in einer angenehmen Gesellschaft mit meinen Mitbürgern ruhig zu leben, und nach ihrem eigenen Beyspiel Menschenliebe, Freundschaft und alle andere Tugenden gegen sie auszuüben, und endlich nach meinem Tod, das Andenken eines rechtschaffenen Mannes, und eines wahren und tugendhaften Patrioten zu hinterlassen.

Wenn ich aber nicht so glücklich wäre, oder zu spät klug würde, und mich gezwungen

gen sähe, in andern Gegenden, ein schwaches und elendes Leben zu beschließen, und vergebens jene Ruhe und Frieden zurükwünschte, deren die Unvorsichtigkeit meiner Jugend mich beraubt hätte; so würde ich wenigstens die nämlichen Empfindungen, welche ich in meinem Lande nicht gebrauchen konnte, in meiner Seele unterhalten, und von einer zärtlichen und uneigennüzigen Liebe gegen meine entfernten Mitbrüder getrieben, würde ich aus dem Grund meines Herzens, sie ohngefähr folgendermaßen anreden.

Meine geliebten Mitbürger, oder vielmehr, Meine Brüder, denn die Bande der Verwandschafft und die Geseze, vereinigen uns beynahe alle, wie süß ist es mir, daß ich nicht anders an euch denken kann, ohne mich zugleich an alle die Güter zu erinnern, welche ihr genießet, und welche keiner unter euch so hoch schäzen kann, als ich der ich sie verlohren habe. Je mehr ich eurer politi-

schen und bürgerlichen Verfassung nachdenke, je weniger kann ich mir vorstellen, daß die Beschaffenheit aller natürlichen Dinge, eine vollkommnere erlaube. In andern Regierungsformen schränkt sich alles auf blose idealische Vorschläge, oder höchstens auf Möglichkeiten ein, sobald man das Wohl des Ganzen befördern will: was euch aber betrifft, so ist euer Glük schon gemacht, ihr braucht es nur zu genießen, und es fehlt euch nichts mehr um ganz glüklich zu seyn, als daß ihr euch mit diesem Glück begnüget. Eure erworbene, und durch den Degen wieder erhaltene Unabhängigkeit, welche seit zweyen Jahrhunderten durch Tugend und Tapferkeit erhalten worden, wird endlich öffentlich und allgemein erkannt. Ehrenvolle Friedensschlüsse bestimmen eure Gränzen, befestigen eure Rechte, und gründen eure Ruhe. Eure Verfassung ist vortreflich, und von der höchsten Vernunft abgefaßt, und von freundschaftlichen und verehrungswürdigen Mächten bestätigt worden;

den; euer Staat ist ruhig; ihr habt weder Kriege, noch Eroberer zu befürchten; ihr habt keinen andern Herrn als weise Geseze, welche ihr selbst abgefaßt, und welche von einer klugen Obrigkeit verwaltet werden, die ihr selbst gewählt habt; ihr seyd weder zu reich, um euch durch Weichlichkeit zu verderben, und in eitlen Vergnügungen den Geschmak des wahren Glüks, und der Tugend zu verlieren; noch zu arm, um fremder Hülfe zu bedürfen, als die euch euer Fleiß verschafft; und diese edle Freyheit, welche bey grosen Nationen nur durch ausserordentliche Auflagen erhalten wird, kostet euch beynahe gar nichts zu erhalten.

Möchte doch, zum Glük ihrer Bürger und andern Völkern zum Beyspiel, eine so weislich eingerichtete Republik immer fortdauren! dies ist der einzige Wunsch, der euch noch übrig ist, und die einzige Sorge, die ihr haben müßt. Ihr allein könnt künftig, nicht euer Glük bauen, eure Voreltern ha-

haben auch dieses schon erspart, sondern durch einen weisen Gebrauch es dauerhafft machen. Eure Erhaltung hängt von eurer beständigen Einigkeit, eurem Gehorsam gegen die Geseze, und der Achtung gegen eure Obrigkeit ab. Eilet jeden Keim von Mißvergnügen und Mistrauen der noch unter euch übrig seyn könnte, gleich einem schädlichen Sauerteig zu zerstören, woraus früh oder spät, euer Unglük, und der Umsturz des Staats entstehen könnte. Ich beschwöre euch, kehret in euch selbst zurük, und hört auf die geheime Stimme eures Gewissens. Kennt jemand unter euch, auf dem ganzen Erdboden, eine untadelhaftere, verehrungswürdigere und erleuchtetere Gesellschaft als eure Obrigkeit? Geben euch nicht alle ihre Mitglieder, das Beyspiel der Mäßigkeit, der einfachen Sitten, des Gehorsams gegen die Geseze, und der aufrichtigsten Einigkeit? Habt also, ohne Zurükhaltung jenes edle Vertrauen auf eure Obern, welches die Vernunft der Tugend schuldig ist; bedenkt

daß

daß ihr sie selbst gewält, daß sie eure Wahl rechtfertigen, und daß die Ehre derjenigen, welche ihr erhoben, auf euch selbst zurükfällt. Keiner von euch ist so unaufgeklärt, um nicht einzusehen, daß da, wo die Geseze ihre Macht verlieren, und das Ansehen derjenigen, welche sie beschüzen, fällt, weder Sicherheit noch Freyheit statt finden kann. Was habt ihr also anders zu thun, als dasjenige von ganzem Herzen, und mit einem gerechten Zutrauen zu verrichten, was ihr eures Nuzens wegen, aus Pflicht und Vernunft immer thun müßtet. Lasset euch von einer strafbaren und schädlichen Gleichgültigkeit gegen die Erhaltung des Staats, nicht hinreißen, um im Nothfall den weisen Rath der aufgeklärtesten und eifrigsten unter euch, zu verabsäumen: sondern lasset die Billigkeit, die Mäßigung, und die ehrerbietigste Standhaftigkeit, ferner alle eure Handlungen leiten, und zeiget der Welt das Beyspiel eines stolzen und bescheidenen Volkes, welches auf seine Ehre sowohl, als

auf seine Freyheit eifersüchtig ist. Hütet euch besonders, und dies ist mein lezter Rath, auf verrätherische Reden, und heimliche Auslegungen zu hören, deren geheime Bewegungsgründe gemeiniglich noch schädlicher sind, als die That selbst. Auf den ersten Schrey eines guten treuen Hüters, welcher nur bey Annäherung der Diebe bellt, erwacht das ganze Haus und wird aufrührisch; allein man verachtet jene lermenden und unangenehmen Thiere, welche die öffentliche Ruhe stören, und deren beständiger und übel angebrachter Lerm, selbst zur Zeit der Noth einen in Zweifel sezt. Und Sie meine Hochgebietenden Herren, Sie würdige und schäzbare Obrigkeit eines freyen Volks, erlauben Sie mir Ihnen meine Ergebenheit und Pflicht insbesondere abzustatten. Ist je in der Welt ein Rang, welcher diejenigen, so ihn bekleiden, ehret, so ist es ohne Zweifel derjenige, welchen Tugend und Talente erwerben, derjenige, dessen Sie sich würdig

ge-

gemacht, und zu dem Ihre Mitbürger Sie erhoben haben. Ihre eignen Verdienste sezen dem Ihrigen einen neuen Glanz zu; und, da Sie von einem Volk zu seinem Regenten erwählt sind, welches fähig wäre andre zu beherrschen, so scheinen Sie mir so weit über andre Obrigkeiten erhaben, als ein freyes Volk, und besonders dasjenige, was Sie zu beherrschen die Ehre haben, durch seine Erleuchtung und Verstand, über den Pöbel anderer Staaten erhaben ist.

Man erlaube mir hier ein Beyspiel anzuführen, welches verdiente besser nachgeahmt zu werden, und das meinem Herzen immer gegenwärtig seyn wird. Ich erinnere mich nicht ohne die tiefste Rührung jenes tugendhaften Bürgers, von welchem ich das Leben erhalten habe, und der mich oft in meiner Jugend von der Hochachtung gegen Sie unterhalten hat. Ich sehe ihn noch, wie er sich von seiner Hände Arbeit er-

ernährt, und seine Seele mit den erhabensten Wahrheiten bildet. Ich sehe den Tacitus, Plutarch und Grotius mit seinem Handwerkszeug, vermischt, vor ihm liegen. Zu seiner Seite sehe ich einen geliebten Sohn, welcher mit allzuweniger Frucht, die Lehren des zärtlichsten Vaters empfängt. Allein wenn gleich die Verirrungen meiner unbesonnenen Jugend, diese weisen Lehren eine Zeitlang bey mir erstikten, so bin ich endlich so glüklich, zu fühlen, daß es schwer sey, bey einer guten Erziehung ohnerachtet alles Hangs zu dem Laster, gänzlich zu sinken.

Dieses, meine Hochgebietende Herren sind die Bürger, und selbst die blossen Eingebohrnen des Staates, welchen Sie regieren; dieses sind die aufgeklärten und verständigen Menschen, von welchen man, unter dem Namen Handwerker und Pöbel, bey andern Nationen einen so falschen und niedrigen Begriff hat. Ich

ge-

gestehe es mit der grösten Freude, daß mein Vater in keinem Ansehen unter seinen Mitbürgern stand; er war, was sie alle sind, und so wie er war, würden die rechtschaffensten Leute in allen Ländern, seine Gesellschaft selbst mit Nutzen gesucht haben. Es kömmt mir nicht zu, und Dank sey es dem Himmel, daß es nicht nöthig ist, Ihnen von der Achtung zu sprechen, welche Leute von dieser Art von Ihnen erwarten können, welche durch Erziehung sowohl als vermöge des Rechts der Natur und der Geburt Ihnen gleich sind; durch eigenen Willen sich Ihnen unterworfen haben, weil sie Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und für welche Sie ihnen einige Erkenntlichkeit schuldig sind. Ich höre mit der lebhaftesten Rührung durch wie viele Sanftmuth und Herablassung Sie den Ernst der gesetzgebenden Macht, zu mildern wissen, und durch wie viele Aufmerksamkeit und Achtung, Sie ihnen den Gehorsam und die Ehrerbietung

gegen Sie vergelten; ein weises und gerechtes Betragen, welches allein mit der Zeit das Andenken jener unglüklichen Begebenheiten, welche man auf immer vergessen sollte, auslöschen kan; ein desto weiseres Betragen, weil dieses billige und grosmüthige Volk sich ein Vergnügen aus seinen Pflichten macht, und von Natur gewohnt ist, Sie zu verehren, und weil selbst diejenigen, so am eifrigsten auf ihre Rechte halten, die ersten sind, welche die Ihrigen erkennen.

Man darf sich gar nicht wundern, daß die Vorgesetzten eines politischen Staats, die Ehre und das Glük ihrer Gesellschaft zu befördern suchen; allein desto mehr kann man sich wundern, daß diejenigen, welche sich als die Vorsteher oder Herren eines heiligern und erhabenern Vaterlands ausgeben, noch einige Liebe zu dem irrdischen Vaterlande hegen, welches sie ernährt. Wie angenehm ist es mir, daß ich in Rück-

sicht

sicht unsrer, hier eine Ausnahme machen kann, und jene eifrigen Bewahrer der heiligen Sätze, welche von den Gesetzen unterstüzt sind, zu unsern besten Bürgern zählen darf, jene verehrungswürdigen Seelenhirten, deren lebendige und sanfte Beredsamkeit die Sätze des Evangeliums, jedem Herzen desto stärker einprägt, weil sie dieselben selbst in Ausübung bringen! Jedermann weis, zu welchem Grad der Vollkommenheit, die große Kunst zu predigen, in Genf ist gebracht worden. Allein da man gewohnt ist, anders reden zu hören, und anders handeln zu sehen, so wissen sehr wenige Leute, wie sehr der Geist des wahren Christenthums die Reinigkeit der Sitten, Strenge gegen sich selbst, und Nachsicht gegen andre, unter unsern Predigern herrschte. Vielleicht ist Genf die einzige Stadt, welche ein erbauliches Beyspiel von einer wahren Einigkeit zwischen einer Gesellschaft Theologen und Gelehrten geben kann; die Ruhe des Staats gründet sich grösstentheils

auf

auf ihre Klugheit und Mäßigung und den wahren Eifer für das Wohl des Ganzen; und ich sehe mit einem erstaunenden und ehrerbietigen Vergnügen, wie sehr sie die schädlichen Grundsätze jener heiligen Menschen, wovon uns die Geschichte mehr als ein Beyspiel liefert, verabscheuen; welche unter dem Vorwand die Sache Gottes zu beschützen, und ihren Nutzen zu befördern, desto verschwenderischer mit dem Blut der Menschen umgiengen, weil sie glaubten, daß sie selbst, immer würden verschont bleiben.

Wie könnte ich jene kostbare Hälfte der Republik vergessen, welche die andre Hälfte beglükt, und deren Sanftmuth und Weisheit, den Frieden und gute Sitten unter ihnen erhalten? Liebenswürdige und tugendhafte Mitbürgerinnen! unser Schiksal wird seyn, immer von euch beherrscht zu werden. Glüklich, wenn eure keusche Macht, nur in ehelicher Vereinigung ausgeübt, zu nichts anders als zur Ehre des Staats und zu

Be-

Beförderung des gemeinen Bestens angewandt wird. Auf diese Art herrschte das Frauenzimmer in Sparta, und auf diese Art sind Sie würdig in Genf zu regieren. Welcher Unmensch könnte der Stimme der Ehre und der Vernunft, aus dem Munde einer zärtlichen Gattin widerstehn; und wer verachtet nicht alle äusserliche Pracht, wenn er euren einfachen und bescheidenen Putz ansieht, welcher durch den Glanz, den er von euch erhält, der Schönheit am günstigsten zu seyn scheint? Es stehet bey euch, durch eure liebenswürdige und unschuldige Herrschaft, und durch euren einschmeichelnden Geist, die Liebe zu den Gesetzen des Staats, und die Einigkeit unter den Bürgern zu erhalten; durch glükliche Verbindungen entzweyte Familien wieder auszusöhnen; und hauptsächlich durch eure sanft überredenden Lehren, und die bescheidene Annehmlichkeit eurer Unterhaltung, die Unbesonnenheiten zu verbessern, welche unsre jungen Leute in fremden Ländern annehmen, woher sie, statt

auf ihre Klugheit und Mäßigung und den wahren Eifer für das Wohl des Ganzen; und ich sehe mit einem erstaunenden und ehrerbietigen Vergnügen, wie sehr sie die schädlichen Grundsätze jener heiligen Menschen, wovon uns die Geschichte mehr als ein Beyspiel liefert, verabscheuen; welche unter dem Vorwand die Sache Gottes zu beschützen, und ihren Nutzen zu befördern, desto verschwenderischer mit dem Blut der Menschen umgiengen, weil sie glaubten, daß sie selbst, immer würden verschont bleiben.

Wie könnte ich jene kostbare Hälfte der Republik vergessen, welche die andre Hälfte beglükt, und deren Sanftmuth und Weisheit, den Frieden und gute Sitten unter ihnen erhalten? Liebenswürdige und tugendhafte Mitbürgerinnen! unser Schiksal wird seyn, immer von euch beherrscht zu werden. Glüklich, wenn eure keusche Macht, nur in ehelicher Vereinigung ausgeübt, zu nichts anders als zur Ehre des Staats und zu

Be-

Beförderung des gemeinen Bestens angewandt wird. Auf diese Art herrschte das Frauenzimmer in Sparta, und auf diese Art sind Sie würdig in Genf zu regieren. Welcher Unmensch könnte der Stimme der Ehre und der Vernunft, aus dem Munde einer zärtlichen Gattin widerstehn; und wer verachtet nicht alle äusserliche Pracht, wenn er euren einfachen und bescheidenen Putz ansieht, welcher durch den Glanz, den er von euch erhält, der Schönheit am günstigsten zu seyn scheint? Es stehet bey euch, durch eure liebenswürdige und unschuldige Herrschaft, und durch euren einschmeichelnden Geist, die Liebe zu den Gesetzen des Staats, und die Einigkeit unter den Bürgern zu erhalten; durch glükliche Verbindungen entzweyte Familien wieder auszusöhnen; und hauptsächlich durch eure sanft überredenden Lehren, und die bescheidene Annehmlichkeit eurer Unterhaltung, die Unbesonnenheiten zu verbessern, welche unsre jungen Leute in fremden Ländern annehmen, woher sie, statt

so

so vieler nützlichen Sachen, welche sie erlernen könnten, nebst einem kindischen Ton und lächerlichen Gewohnheiten, die sie in der Gesellschaft liederlicher Weibsleute annehmen, nichts weiter zurükbringen, als eine Bewunderung von allem, was ihnen gros zu seyn dünkt, und dies ist eine geringe Entschädigung für die Knechtschaft, welche niemals gegen edle Freyheit zu vertauschen ist. Bleibt also immer, was ihr seyd, die keuschen Bewahrer der Sitten, und der sanften Bande des Friedens, und fahret fort bey allen Gelegenheiten die Rechte des Herzens und der Natur, zum Besten der Tugend zu behaupten.

Ich schmeichle mir, daß die Erfahrung meine Rede nicht widerlegen wird, indem ich die Hoffnung auf das allgemeine Glük der Bürger, und die Ehre der Republik, auf solche Stützen baue. Ich gestehe auch, daß sie mit allen diesen Vortheilen dennoch nicht den Glanz erlangen wird, wovon die

Au-

Augen der mehresten verblendet sind, und dessen kindischer und schädlicher Geschmak, der tödlichste Feind des Glüks und der Freyheit ist. Man lasse eine verdorbene Jugend anderswohin gehen, um leichte Vergnügen und lange Reue zu suchen. Man lasse die sogenannten Leute von Geschmak, an andern Orten, die Größe der Palläste, die Schönheit der Wagen, die prächtigen Zimmer, Schauspiele, und alle Ausgeburten der Weichlichkeit bewundern. In Genf wird man blos Menschen finden; allein auch dieses Schauspiel hat seinen Werth, und diejenigen, welche es suchen, entschädigen uns genug für die übrigen.

Haben Sie die Gewogenheit meine Hochgebietenden Herren alle mit gleicher Gütigkeit die Versicherung meiner Ehrerbietung, und des wärmsten Antheils an Ihrem Wohl anzunehmen. Wenn ich so unglüklich wäre bey dieser Ergiessung meines Herzens, einige Unvorsichtigkeit zu begehen,

gehen, so bitte ich demüthig, es der warmen Empfindung eines wahren Patrioten, und dem heißen und rechtmäßigen Eifer eines Menschen zu verzeihen, welcher für sich selbst, kein größeres Glük kennet, als dasjenige Sie glüklich zu sehen.

Ich bin mit der tiefsten Ehrerbietung

Meiner Hochachtbaren Hochweisen und Hochgebietenden Herren

Chamberi
den 12. Jun. 1754.

ganz gehorsamst ergebenster
Diener und Mitbürger
J. J. Rousseau.

Vorrede.

Die nüzlichste Kenntniß, und diejenige, worinn wir es am wenigsten weit gebracht haben, scheint mir die Kenntniß des Menschen zu seyn, (2te Anmerkung) und ich wage es zu sagen, daß die blose Aufschrift des Tempels zu Delphi, ein wichtigers und schwereres Gebot enthalte, als alle Bücher unsrer Moralisten. Auch betrachte ich den Gegenstand dieser Abhandlung, als eine der allerwichtigsten Fragen, welche die Philosophie aufwerfen kann, und unglüklicher weise für uns, ist sie auch eine der allerspizfündigsten, welche die Philosophen aufzulösen haben: dann wie soll man die Quelle der Ungleichheit unter den Menschen entdecken, wenn man nicht erst anfängt sie selbst kennen zu lernen?

und wie soll es der Mensch anfangen, um sich selbst so zu sehen, wie ihn die Natur ursprünglich erschaffen, mitten durch die Veränderungen, welche die Folge der Zeiten und der Sachen nothwendiger Weise in seiner ersten Beschaffenheit hervorbringen musten; und dasjenige, was er von sich selbst hatte, von demjenigen zu unterscheiden, was Umstände und mehrere Aufklärung seinem ersten Zustand zugesezt, oder daran verändert haben? Gleich der Bildsäule des Glaukus, welche durch die See, die Stürme und das Wetter so verunstaltet wurde, daß sie mehr einem reissenden Thier, als einem Gott ähnlich war, eben so hat die menschliche Seele in dem Schoos der Gesellschaft, durch tausend immer wieder kommende Ursachen, durch die Erwerbung einer Menge von Kenntnissen und Irrthümern, durch die Veränderungen ihres Körpers, und durch den immerwährenden Streit der Leidenschaften, so zu sagen ihre erste Gestalt, so sehr verlohren, daß sie beynahe unkenntlich geworden; und man findet in ihr, statt eines

nach

nach gewissen unumstößlichen Grundsäzen handelnden Wesens, statt jener himmlischen und majestätischen Einfalt, welche ihr der Schöpfer eingedrükt hatte, nichts mehr als den unförmlichen Widerspruch der Leidenschaft, welche zu denken glaubt, und einen zerrütteten Verstand. — Und was das grausamste ist, so entfernt jede Fortschreitung, die Menschen noch mehr von ihrem ersten Zustand, je mehr wir Kenntnisse auf Kenntnisse häufen, je mehr rauben wir uns selbst die Mittel, die wichtigste unter allen Kenntnissen zu erlangen, und man kann sagen, daß jemehr wir den Menschen zu kennen suchen, je weniger sind wir im Stand ihn jemals kennen zu lernen.

Es ist leicht zu erachten, daß man in diesen auf einander folgenden Veränderungen der menschlichen Natur, den wahren Ursprung dieser Verschiedenheiten unter den Menschen suchen müsse, welche nach dem allgemeinen Geständniß, von Natur eben so gleich unter

sich waren, als die Thiere einer jeden Art, ehe daß verschiedene physische Ursachen in einigen von ihnen die Veränderungen hervorgebracht hatten, welche wir an ihnen bemerken. Und würklich, ist es nicht wohl begreiflich, daß diese ersten Veränderungen, wie sie auch geschehen seyn mögen, alle und jede Wesen dieser Art, auf einmal betroffen und eben so verändert haben sollen; sondern während daß einige sich verbesserten oder verschlimmerten, und verschiedene gute und böse Gewohnheiten annahmen, welche ihrer Natur fremd waren, so blieben andre länger in ihrem ersten ursprünglichen Zustand; und dies war die erste Quelle der Ungleichheit unter den Menschen, welche leichter ist so überhaupt anzugeben, als die wahren Ursachen davon bestimmt anzuzeigen.

Meine Leser dürfen also nicht glauben, daß ich mir schmeichle dasjenige eingesehen zu haben, was mir so schwer einzusehen scheint. Ich habe einige Säze vorgebracht; und eini-

ge Vermuthungen gewagt, nicht in der Absicht die Frage aufzulösen, sondern blos um sie deutlicher zu machen, und sie auf ihren wahren Punkt einzuschränken. Andre können auf diesem Wege weiter gehen, und es wird schwer seyn, daß jemand das Ziel erreiche: dann es ist nicht leicht das ursprüngliche und das künstliche in der jezigen menschlichen Natur zu unterscheiden und einen Stand zu erkennen, welcher nicht mehr ist, welcher vielleicht nie gewesen ist, und vermuthlich nie seyn wird, und von dem es doch nöthig ist, gewisse Kenntniß zu haben, um von unserm jezigen Zustand recht urtheilen zu können. Ja es gehört vielleicht mehr Philosophie dazu, als man glaubt, um es zu unternehmen, die Vorsicht genau zu bestimmen, welche man anwenden müßte, um über diesen Gegenstand richtige Beobachtungen anzustellen; und eine gute Auflösung der folgenden Frage scheint mir der heutigen Aristotelesse und Piniusse nicht unwürdig zu seyn. Welche Erfahrungen werden erfordert, um

zu der Kenntniß des natürlichen Menschen zu gelangen, und welches sind die Mittel, diese Erfahrungen mitten in der Gesellschaft anzustellen? Weit entfernt die Auflösung dieser Frage zu unternehmen, glaube ich vielmehr der Sache genug nachgedacht zu haben, um die Antwort zu wagen, daß die grösten Philosophen nicht zu gut wären, um diese Erfahrungen zu leiten, und die grösten Potentaten um sie zu unternehmen; allein diese Vereinigung ist nicht zu erwarten, besonders wenn man die strenge Standhaftigkeit, das unermüdete Studiren, und nie aufhörenden guten Willen betrachtet, der von beyden Seiten dazu nöthig ist, um einigen Fortgang zu machen.

Jedoch sind diese so schwere Untersuchungen, an welche man bisher so wenig gedacht hat, die einzigen Mittel, welche uns übrig bleiben, eine Menge Schwierigkeiten zu heben, welche uns die Kenntniß des wahren

ren Ursprungs der menschlichen Gesellschaft verbergen. Dieses Nichtkennen der menschlichen Natur ist es, welches so viele Dunkelheit und Ungewißheit, in die wahre Bestimmung des Rechts der Natur bringt: dann der Begriff des Rechts, sagt Herr Burlamaqui, und noch mehr des Rechts der Natur, sind offenbar relativ mit der Natur des Menschen. Aus dieser Natur des Menschen, fährt er fort, seiner Beschaffenheit und seinem Stand, müssen also die Grundsäze dieser Wissenschaft hergeleitet werden.

Man bemerkt, nicht ohne Verwunderung und Anstoß, die wenige Einigkeit, welche über diese wichtige Materie unter den Schriftstellern herrscht, die sie behandelt haben. Man findet unter den grösten Schriftstellern kaum zwey, welche über diesen Punkt einerley Meinung hegen. Ohne von den alten Philosophen zu reden, welche scheinen es sich vorgesezt zu haben, einander in den wahre-

sten Urgrundsäzen zu widersprechen, so bemerken wir, daß die Römischen Rechtsgelehrten, den Menschen und die Thiere, ohne Unterschied, einem und eben demselben Gesez der Natur unterwerfen, weil sie unter dieser Benennung mehr die Geseze verstehen, welche die Natur' sich selbst auflegt, als diejenigen, welche sie vorschreibt; oder vielmehr, wegen dem besondern Verstand, in welchem die Rechtsgelehrten das Wort Gesez nehmen, welches sie hier blos zu Bezeichnung der allgemeinen Verhältnisse annehmen, welche die Natur zwischen allen lebenden Wesen zu ihrer gemeinschaftlichen Erhaltung gestiftet hat. Die Neuern hingegen erkennen unter dem Wort Gesez, nichts als eine Richtschnur für ein moralisches d. h. ein vernünftiges, freyes, und mit andern Wesen seiner Art in Verhältniß stehendes Wesen; und gestehen also blos dem mit Vernunft begabten Wesen, dem Menschen, den Anspruch auf das natürliche Gesez zu, da aber jeder von ihnen dieses Gesez nach seiner Art auslegt, und man es

auf

auf so spitzfündige metaphysische Gründe baut, so giebt es wenige unter uns, welche im Stande sind, sie zu begreifen, und noch weniger sie selbst zu erfinden. Auf diese Art stimmen also die Erklärungen dieser gelehrten Leute, welche übrigens in ewigem Widerspruch mit einander stehen, blos darinn überein, daß es ohnmöglich sey das Gesez der Natur recht zu verstehen, und darnach zu leben, ohne ein gelehrter Kopf und tiefer Metaphysiker zu seyn. Das heißt aber eben so viel gesagt, daß die Menschen bey Errichtung der Gesellschaft alle die Wissenschaften haben mußten, welche sich nur durch grose Mühe entwickeln, und deren wenige Menschen im Stand der Gesellschaft selbst, fähig sind.

Da man nun die Natur so wenig kennt, und über den Sinn des Wortes Gesez so wenig, einig ist, so ist es sehr schwer eine gute Erklärung des Gesezes der Natur zu geben. Auch haben alle diejenigen, so man in den Büchern findet, ausser dem Fehler, daß sie

nicht übereinstimmend sind, noch denjenigen, daß sie aus verschiedenen Kenntnissen hergeleitet sind, welche die Menschen im Stand der Natur gar nicht besizen, und auf verschiedenen Vortheilen beruhen, wovon die Menschen eher keinen Begrif haben können, als weñ sie schon ausser dem Stand der Natur sind. Man fängt an die Säze zu untersuchen, worüber die Menschen, um den allgemeinen Nuzen zu befördern, übereinstimmen müßten; dieser Samlung von Säzen, giebt man daher den Namen des Gesezes der Natur, ohne weitern Beweis, als das Gute, welches daraus erfolgen würde, wenn sie allgemein angenommen würden. Dies ist würklich eine sehr bequeme Art Erklärungen zu machen, und die Natur der Sachen durch willkührliche Säze zu erklären.

So lange wir aber den natürlichen Menschen nicht kennen, so ist es vergebens, das natürliche Gesez, welches er empfangen hat, und das mit seiner Beschaffenheit am besten über-

übereinstimmt, zu bestimmen. Alles, was wir bestimmt, davon sagen können, ist, daß, da es ein Gesez seyn soll, so muß es so eingerichtet seyn, daß der Wille desjenigen, den es verpflichtet, sich ihm mit Kenntniß unterwerfen könne: allein ausser diesem, muß es, um natürlich zu seyn, auch unmittelbar durch die Stimme der Natur selbst sprechen.

Indem ich also alle die gelehrten Bücher verwerfe, welche uns nichts lernen, sondern uns den Menschen nur so zeigen, wie er sich gebildet hat, und indem ich über die ersten und einfachsten Würkungen der menschlichen Seele nachdenke, so glaube ich zween Grundsäze zu bemerken, welche noch vor der Vernunft vorhergiengen, wovon der eine uns heftig zu unsrer Selbsterhaltung antreibt, und der andre uns einen natürlichen Widerwillen einflößt, ein empfindendes Wesen, und hauptsächlich unseres gleichen, leiden und quälen zu sehen. Aus der Zusammenhaltung und Verbindung dieser zween Grundsäze, welche der

mensch-

menschliche Geist machen kann, ohne daß gesellschaftliches Leben dazu nöthig ist, scheinen mir alle Säze des Rechts der Natur herzufließen; Säze, welche die Vernunft nachher auf andre Gründe zu bauen gezwungen ist, sobald sie die Natur ganz erstickt hat.

Auf diese Art ist man nicht genöthigt aus dem Menschen erst einen Philosophen zu machen, ehe man einen Menschen aus ihm macht; seine Pflichten gegen andre brauchen ihm nicht erst durch die späten Lehren der Weisheit eingeprägt zu werden; und so lange er nicht dem innern Gefühl des Mitleids widersteht, wird er keinem andern Menschen Uebels zufügen, auch selbst keinem andern lebenden Wesen, ausgenommen in dem rechtmäßigen Fall, wo seine Selbsterhaltung es erfordert, und er sich also den Vorzug geben muß. Hierdurch wird auch der alte Streit über die Theilnehmung der Thiere an dem natürlichen Gesez, gehoben; dann es ist klar, daß, da sie aller Aufklärung und Freyheit beraubt

raubt sind, sie auch dieses Gesez nicht erkennen können; da sie aber durch die Empfindung mit der sie begabt sind, etwas von unsrer Natur an sich haben, so ist leicht zu erachten, daß sie einigen Anspruch auf das Recht der Natur machen können, und daß der Mensch einigen Pflichten gegen sie unterworfen ist. Auch scheint es würklich, daß, da ich verbunden bin meinem Nächsten kein Uebel zuzufügen, nicht weil er ein vernünftiges, sondern weil er ein empfindsames Wesen ist; und diese Eigenschaft dem Menschen so wie dem Thier gemein ist, der eine wenigstens das Recht hat von dem andern zu verlangen, daß er ihn nicht unnöthiger weise quäle.

Dieses nämliche Studium des ursprünglichen Menschen, seiner wahren Bedürfnisse, und der Grundursachen seiner Pflichten, ist noch das einzige gute Mittel, welches man anwenden kann, um jene Menge von Schwierigkeiten zu heben, welche sich bey Untersu-

chung der moralischen Ungleichheit, der wahren Gründe der politischen Verfassung, der gegenseitigen Rechte ihrer Mitglieder und tausend anderer eben so wichtiger, als schlecht beantworteten Fragen, darstellen.

Wenn man die menschliche Gesellschaft mit einem stillen und uneigennüzigen Blik übersieht; so scheint man nichts als die Gewalt des Mächtigen und die Unterdrückung des Schwachen wahrzunehmen; der Geist verabscheut die Härte der Grosen, und beweint die Verblendung der übrigen; und da unter den Menschen nichts unbeständiger ist, als diese äusserlichen Verhältnisse, welche der Zufall öfterer als die Weisheit ertheilt, und die man mit den Namen Macht und Schwäche, Reichthum und Armuth belegt, so scheinen alle menschliche Einrichtungen, dem ersten Anblick nach, auf einen schwachen Triebsand gegründet; nur alsdenn, wenn man sie näher betrachtet, und den Sand und den Staub,

wel-

welcher das Gebäude versteckt, wegräumt, erblickt man ihre unerschütterliche Grundveste, auf der sie ruhen, und lernt ihre Ursachen schäzen. Allein ohne ein anhaltendes Studium des Menschen, seiner natürlichen Fähigkeiten, und ihrer fortschreitenden Entwicklung, wird man niemals im Stande seyn, diese verschiedene Zeiten zu bemerken, und in dem jezigen Zustand der Sachen, dasjenige, was der göttliche Wille gewürkt hat, von demjenigen, was Menschen hinzugesezt haben, unterscheiden können. Die politischen und moralischen Untersuchungen, zu welchem diese wichtige Frage Anlaß giebt, sind also in alle Fälle sehr nüzlich, und die hypothetische Geschichte der Regierungsformen ist für den Menschen in allem Betracht sehr unterrichtend. Wenn man überlegt, was aus uns geworden wäre, wenn wir uns selbst überlassen geblieben, so müssen wir die wohlthätige Hand desjenigen segnen, welcher unsre Einrichtungen verbessert, sie fest und unumstößlich

lich gegründet, und die Unordnungen, welche daraus entstanden wären, vorhergesehen hat, und welcher unser Glück aus denjenigen Mitteln hervorzubringen wußte, welche schienen dazu bestimmt zu seyn unser Unglück vollkommen zu machen.

Quem te Deus esse
Jussit, et humana qua parte locatus es in re
Disce.

Nach-

Nachricht.

Ich habe diesem Werk einige Anmerkungen beygefügt, nach meiner trägen Art abgebrochen zu arbeiten diese Anmerkungen entfernen sich öfters ziemlich weit von dem Gegenstand, als daß sie gut mit dem Text zu lesen wären. Ich habe sie also der Abhandlung angehangen, in welcher ich mich soviel möglich beflissen habe, den geradesten Weg zu wählen. Diejenigen, welche Geduld genug haben, um sie zum zweytenmal zu lesen, mögen immer diese vergebene Arbeit unternehmen, und die Anmerkungen mit durchsehen; die andern aber mögen sie immerhin gar nicht lesen.

Preisfrage

der Akademie zu Dijon:

Welches ist der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen, und ist dieselbe in dem natürlichen Gesetz gegründet?

Abhandlung

über den

Ursprung und die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen.

Ich handle hier von dem Menschen, und die Frage, die ich untersuche, überzeugt mich, daß ich auch mit Menschen rede: dann man wirft keine solche Fragen auf, wenn man die Wahrheit scheut. Ich werde also die Sache der Menschheit muthig vor den Weisen, welche mich dazu auffordern, vertheidigen, und werde nicht unzufrieden mit mir seyn, wenn ich mich meines Gegenstandes und meiner Richter würdig mache.

Ich

Ich bemerke in der menschlichen Natur zweyerley Arten von Ungleichheit, die eine nenne ich die natürliche oder physische, weil sie in der Natur gegründet ist, und in der Verschiedenheit des Alters, der Gesundheit, der Kräfte des Körpers, und den Fähigkeiten des Geistes oder der Seele besteht; die andere kann man die moralische oder politische Ungleichheit nennen, weil sie auf gewissen Verträgen beruht, und mit Einwilligung der Menschen gestiftet ist. Diese besteht in den verschiedenen Freyheiten, welche einige vor andern geniesen, als z. B. reicher, mächtiger als sie zu seyn, oder auch wohl gar sie sich unterwürfig zu machen.

Man kann hier nicht fragen, welches ist die Quelle der natürlichen Ungleichheit, dann die Antwort darauf, liegt schon in dem Wort selbst: noch weniger kann man fragen, ob nicht eine gewisse wesentliche Verbindung zwischen diesen beyden Ungleichheiten statt fände: dann dies hieße in andern Worten fragen, ob diejenigen, welche befehlen besser sind, als diejenigen, so gehorchen, und ob die Kräfte des Geistes und des Körpers, Tugend und Weisheit, sich immer in denselbigen Wesen, nach Verhältniß ihrer Macht oder ihres Reichthums beysammen befinden; eine Frage, welche sich wohl für Sklaven schickte, abzuhandeln,

wenn sie von ihrem Herrn behorcht werden, die aber freyen und vernünftigen Menschen, welche die Wahrheit suchen, ganz unanständig ist.

Wovon ist also in dieser Abhandlung eigentlich die Rede? In dem Fortgang der Sachen, den Augenblick zu bestimmen, wo das Recht von der Gewalt verdrängt, die Natur dem Gesez unterworfen wurde; zu erklären durch welche Reihe von Wundern, der Starke sich entschließen konnte dem Schwachen zu dienen, und das Volk, eine idealische Ruhe, um den Preis einer wahren Glükseligkeit hinzugeben.

Die Philosophen, welche den Ursprung der Gesellschaft untersucht haben, fühlten alle die Nothwendigkeit zu dem Stand der Natur zurükzukehren, keiner aber ist dahin gelangt. Einige stunden gar nicht an, dem Menschen in diesem Zustand, die Kenntniß des Rechts und Unrechts anzudichten, ohne sich darum zu bekümmern, vorher zu beweisen, daß er diese Kenntniß haben müßte, oder daß sie ihm nützlich gewesen wäre. Andre sprachen von dem Recht der Natur, daß jeder dasjenige erhalten müßte, was ihm zugehörte, ohne zu erklären, was sie unter dem Wort zugehören sagen wollten. Noch andre gaben gleich

dem Stärkern die Macht über den Schwachen, und ließen Regierungsformen entstehen, ohne zu bedenken, wie viel Zeit verlaufen mußte, ehe der Sinn des Wortes Macht und Regierung, unter den Menschen statt finden konnte. Ueberhaupt haben sie alle, indem sie unaufhörlich von Bedürfnissen, Ehrgeiz, Unterdrückung, Begierden und Stolz sprachen, viele Ideen in den Stand der Natur hineingedichtet, welche sie aus der Gesellschaft genommen hatten; sie beschrieben den gesellschaftlichen Menschen, und glaubten den natürlichen Menschen zu schildern. Verschiedenen ist es gar nicht in Sinn gekommen, zu zweifeln, ob jemals ein Stand der Natur gewesen, da es doch aus Lesung der heiligen Bücher erhellt, daß der erste Mensch seine Erleuchtung und Gebote von Gott selbst erhalten, und also nicht in diesem Zustand gewesen; und wenn man den Mosaischen Schriften den Glauben beylegt, welchen jeder christliche Philosoph ihnen schuldig ist, so muß man leugnen, daß selbst vor der Sündfluth die Menschen sich jemals in diesem Stand der Natur befunden haben, ausgenommen daß sie vielleicht durch ganz besondere Schiksale darein versezt worden wären; ein sehr schwerer Saz zu vertheidigen, und ganz unmöglich zu beweisen.

Wir

Wir wollen also fürs erste alle Fakta wegräumen, denn sie gehören nicht zur Frage. Man muß die Untersuchungen, welche man hierüber anstellen kann, nicht für historische Wahrheiten, sondern blos für angenommene und bedingte Säze ansehen, welche geschikter sind die Natur der Sachen zu erklären, als ihren wahren Ursprung zu bestimmen, so wie diejenigen Säze, welche täglich unsere Physiker über die Entstehung der Welt annehmen. Die Religion befiehlt uns zu glauben, daß, da Gott die Menschen aus dem Stand der Natur herausgezogen, so sind sie ungleich, weil er wollte, daß sie es seyn sollten; allein sie verbietet uns nicht, Vermuthungen anzustellen, welche sich auf die Natur des Menschen und der Wesen, die ihn umgeben, gründen, um zu erfahren, was aus dem menschlichen Geschlecht geworden wäre, wenn es sich selbst überlassen geblieben. Dieses ist hier die Frage, und dieses habe ich mir vorgenommen in gegenwärtiger Abhandlung zu untersuchen. Mein Gegenstand geht den Menschen sehr nahe an, ich werde mich bemühen eine Sprache zu führen, welche allen Völkern verständlich, oder vielmehr ich werde Zeit und Art vergessen, um mich blos mit den Menschen zu beschäftigen, zu denen ich rede, ich werde mich in das Lyceum zu Athen versezen, und die Lehren meiner Meister vortragen,

gen, indem ich Plato und Xenocrates zu Richtern und das menschliche Geschlecht zu Zuhörern habe.

Mensch! aus welcher Gegend du seyst, was du auch für Meynungen hegst, höre mich! hier ist deine Geschichte, so wie ich sie gelesen habe, nicht in den Schriften deiner Brüder, denn diese lügen, sondern in der Natur selbst, welch niemals lügt. Alles, was ich von ihr vorbringen werde, ist wahr: und es wird nichts falsch seyn, als dasjenige, was ich vielleicht ohne meinen Willen von meinem eigenen mit einfliessen lasse. Die Zeiten, von denen ich rede, sind weit zurück. Wie sehr hast du dich verändert von dem, was du warst! Ich will eigentlich das Leben deines Geschlechts nach den Fähigkeiten, welche du empfangen hast, beschreiben, und die zwar Erziehung und Gewohnheiten in dir verdorben, jedoch nicht ganz ausgerottet haben. Ich fühle es, es giebt ein Alter, wo der Mensch gerne stehen bliebe; du wirst das Alter suchen, wovon du wünschest, daß dein Geschlecht dabey stehen geblieben wäre; Unzufrieden mit deinem jetzigen Zustand, aus Gründen, welche deiner Nachkommenschaft noch größere Unzufriedenheit prophezeyen, wünschest du vielleicht zurükkehren zu können; und dieser Gedanke ist die Lobrede deiner Väter, das Urtheil deiner Zeitgenossen, und das Schreken

ken derjenigen, welche das Unglük haben, nach dir zu leben.

Erster Theil.

So nöthig es wäre, um von dem natürlichen Zustand des Menschen zu urtheilen, daß man ihn in seiner ersten Entstehung und gleichsam als ein Embryo seines Geschlechts betrachtete, so werde ich jedoch nicht seine Organisation in Verhältniß seiner fortschreitenden Entwiklungen zugleich betrachten: ich werde mich nicht aufhalten, in dem animalischen System zu untersuchen, was er im Anfang seyn konnte, um das zu werden, was er ist. Ich werde nicht untersuchen, ob, wie Aristoteles glaubt, seine länglichten Nägel nicht erst Klauen waren; ob er nicht zottigt wie ein Bär, und auf vier Füßen gehend (3te Anmerkung) seinen Blik auf die Erde geheftet, und auf einen Horizont von einigen Schritten eingeschränkt, wodurch sein Charakter und die Grenzen seiner Begriffe auf einmal könnten erklärt werden. Ich könnte hierüber blos leere Vermuthungen anstellen. Die angewandte Zergliederungskunst ist noch zu weit zurük, und die Beobachtungen der Naturkundiger sind zu ungewiß, als daß man auf solche

Säze ein gegründetes Urtheil bauen könne; also, ohne die übernatürlichen Kenntnisse, welche wir hierüber haben, zu Rathe zu ziehen, und ohne auf die Veränderungen Acht zu geben, welche sich sowohl an der äusserlichen als der innerlichen Beschaffenheit des Menschen ereignet, je nachdem er seine Glieder zu neuen Arbeiten anstrengte, und sich mit neuen Früchten ernährte, so werde ich ihn zu allen Zeiten so beschaffen annehmen, wie er jezund ist, sich seiner zwey Füßen bedienend, seine Arme so gebrauchend wie wir die unsrigen seine Blicke auf die ganze Natur werfend, und mit seinen Augen das unermeßliche Gewölbe des Himmels ausmessend.

Indem man diesem Wesen alle übernatürliche Eigenschaften, welche es könnte angenommen haben, und alle künstliche Fähigkeiten, welche es nur durch lange Zeit und Mühe erworben hat, wegnimmt, mit einem Wort, wenn man den Menschen betrachtet, so wie er aus den Händen der Natur hervorgegangen, so sieht man ein Thier, welches schwächer als die einen, und nicht so behend wie andere, im ganzen genommen aber, am vortheilhaftesten unter allen organisirt ist; ich sehe es, wie es seinen Durst aus einem Bache stillet, sich in den Schatten einer Eiche sättigt, und sein Bett am Fuß eben dieses Baumes findet,

wel-

welcher ihm seine Mahlzeit gereicht, und nun sind seine Bedürfnisse befriedigt.

Die Erde, so ihrer eignen Fruchtbarkeit überlassen (4te Anmerkung) und mit unermeßlichen Wäldern bedeckt, welche die Axt noch nicht verstümmelt, bietet bey jedem Schritt, den Thieren aller Art, eine Zuflucht und Vorrathshäuser an. Die Menschen, so unter ihnen zerstreut leben, beobachten sie, ahmen ihren Fleis nach, und erlangen endlich den Instinkt der Thiere, doch mit dem Unterschied, daß da jede Art von Thieren ihren eignen Instinkt, nnd der Mensch vielleicht gar keine bestimmte Triebfeder vor sich hat, so eignet er sich alle übrigen zu, nähret sich von dem grösten Theil der verschiedenen Pflanzen (5te Anmerkung) welche die andern Thiere aussuchen, und findet daher seinen Unterhalt leichter als alle die übrigen.

Von Jugend an der Rauhigkeit der Witterung, und, der Härte der Jahrszeiten ausgesezt, zu Strapazen gewöhnt, und gezwungen nackend und ohne Waffen ihr Leben oder ihre Beute gegen reissende Thiere zu vertheidigen, oder ihnen durch Schnelligkeit im Laufen, zu entfliehen, erhalten die Menschen eine starke und beynahe unerschütterliche Leibesbe-

schaffenheit; die Kinder bringen diese starke Leibesbeschaffenheit der Väter mit auf die Welt, und da sie dieselbe durch die nämlichen Uebungen verstärken, welche sie hervorgebracht haben, so erlangen sie alle die Stärke, deren der menschliche Körper nur fähig ist. Die Natur behandelt sie hierinn wie das Spartanische Gesez die Kinder ihrer Bürger; diejenigen, welche wohl und stark sind, stärkt sie noch mehr, und läßt die übrigen sterben; hierinn unterscheidet sie sich von unsern Gesellschaften, wo der Staat die Kinder denen Vätern zur Last macht, und sie also schon vor ihrer Geburt erstickt.

Da der Körper des Wilden sein einziges Werkzeug ist, so gebraucht er ihn zu vielen Sachen, deren aus Mangel der Uebung, der unsrige unfähig ist; und unser Fleis ist es, welcher uns die Kräfte und Behendigkeit benimmt, welche man durch die Nothwendigkeit erlangt. Hätte er ein Beil, so würde sein Arm keine so starke Aeste entzwey brechen können. Wenn er eine Schleuder gehabt hätte, so wird er keinen Stein mit solcher Gewalt aus der Hand werfen können. Hätte er eine Leiter, wie würde er so leicht auf einen Baum klettern? Hätte er ein Pferd, wie sollte er so geschwind laufen können? Man lasse einen gesellschaftlichen Menschen alle diese

Ma=

Maschinen um sich herstellen, und es ist gar nicht zu zweifeln, daß er den Wilden übertreffen wird; allein wenn man einen noch ungleichern Streit sehen will, so lasse man sie beyde nackend und unbewafnet gegen einander kämpfen, und man wird einsehen, wie gros der Nutzen ist, wenn man alle Kräfte seines Körpers anwenden kann, immer auf alles gefaßt ist, und so zu sagen, immer ganz bey sich selbst ist. (6te Anmerkung)

Hobbes behauptet, daß der Mensch von Natur unerschrocken sey, und sich blos nach Kampf und Streit sehne. Ein erhabener Philosoph denkt das Gegentheil, und Cumberland und Pufendorf versichern gleichfalls, daß nichts furchtsamer zu finden sey als der Mensch im Stand der Natur, daß er beständig zittere, und bereit sey bey dem geringsten Geräusch, bey der unbedeutendsten Bewegung die Flucht zu ergreifen. Dieses mag in Ansehung der Gegenstände, welche er noch nicht kennt, seine Richtigkeit haben, und ich zweifle nicht, daß ihn jedes neue Schauspiel in Schreken sezt, so lang er das Gute und das Böse so damit verknüpft ist, nicht unterscheiden kann, oder seine Kräfte in Rüksicht der Gefahr, worinn er sich verbindet, noch nicht versucht hat; solche Fälle sind jedoch in dem Stand der Natur, wo alles gleich-

förmig

förmig geht, und wo die Oberfläche der Erde nicht durch jene Verwüstungen verunstaltet wird, welche die Unbeständigkeit und die Leidenschaften der Völker hervorbringen, sehr selten. Der wilde Mensch lebt unter den Thieren zerstreut, und ist frühzeitig im Stand, sich mit ihnen zu messen, und eine Vergleichung zwischen sich und ihnen anzustellen, und da er sich an List ihnen überlegen fühlt, da wo sie ihn an Kräften übertreffen, so fängt er an sie nicht weiter zu fürchten. Man stelle einen Kampf zwischen einem Bären oder einem Wolf und einem starken Wilden an, welcher behend und herzhaft ist, und bewafne ihn mit Steinen und einem guten Stock, und man wird sehen, daß die Gefahr von beyden Seiten gleich gros ist, und nach verschiedenen solchen angestellten Versuchen, so werden die wilden Thiere, welche sich unter einander selbst nicht gerne angreifen, noch viel weniger sich an den Menschen wagen, welchen sie eben so reissend finden, als sie selbst sind. In Rücksicht andrer Thiere, welche an Stärke würklich seine List übertreffen, so steht er gegen ihnen in eben dem Verhältniß der andern schwächeren Thiere, welche immer fortleben, jedoch hat der Mensch noch den Vortheil vor sich, daß er eben so behend ist als sie, und indem er dadurch auf jedem Baum eine sichere Freystatt findet, so bleibt ihm bey jedem solchem

Fall,

Fall, die Wahl der Flucht oder des Kampfs übrig. Man überlege noch, daß es scheint als wenn die Thiere sich nicht gerne an den Menschen wagen, ausgenommen in den Fällen der Selbstvertheidigung, oder eines ausserordentlichen Hungers, und daß sie gegen den Menschen nicht jene grausame Abneigung empfinden, woraus man schließen sollte, daß die Natur ein Geschlecht dem andern zur Speise bestimmt hat.

Andre weit fürchterlichere Feinde, welchen der Mensch nicht so leicht entgehen kann, sind die natürlichen Schwachheiten, die Kindheit, das Alter, und die Krankheiten aller Art; traurige Zeichen unserer schwachen Natur, von denen die beyden ersten allen Creaturen gemein sind, leztere aber hauptsächlich den in Gesellschaft lebenden Menschen betreffen. Ich bemerke noch in Ansehung der Kindheit, daß da die Mutter überall ihr Kind mit sich trägt, sie es also auch mit leichterer Mühe ernähren kann als die Weibchen aller andern Thiere, welche gezwungen sind mit vieler Mühe hin und her zu laufen, um auf der einen Seite ihre Weide und Unterhalt zu suchen, und auf der andern ihre Kleinen wieder davon zu nähren. Es ist zwar wahr, daß wenn die Mutter stirbt, so geht das Kind mehrentheils auch verloren,

allein

allein diese Gefahr betrift wohl hundert andre Arten ebenfalls, deren Junge noch lange Zeit nicht im Stande sind, ihre Nahrung selbst zu suchen; und obgleich die Kindheit bey uns länger dauert, so leben wir auch desto länger, und es ist also alles gleich in diesem Punkt (7te Anmerkung) ob man gleich wegen der Dauer des ersten Alters und der Anzahl der Jungen, noch mehrere Bemerkungen hersezen könnte, welche aber nicht hieher gehören, (8te Anmerkung). Bey den Alten, welche wenig arbeiten, und also auch wenig transpiriren, vermindert sich das Bedürfniß der Nahrung mit den Kräften sie zu erhalten, und da das wilde Leben sie vor Podagra und Flüssen bewahrt, und das Alter unter allen Uebeln dasjenige ist, welches durch menschliche Hülfe am wenigsten kann erleichtert werden, so vergehen sie endlich, ohne daß man merkt, daß sie aufhören zu seyn, und beynah ohne daß sie es selbst gewahr werden.

Die Krankheiten betreffend, so werde ich jene falschen und eitlen Deklamationen gegen die Arzneykunst, welche gemeiniglich Leute bey gesundem Körper gegen sie ausstoßen, nicht wiederholen; allein ich werde blos fragen, ob man eine einzige gegründete Beobachtung anführen kann, aus welcher man beweisen

weisen könnte, daß das mittlere Leben des Menschen in denjenigen Ländern kürzer sey, wo diese Kunst ganz vernachläßigt, als in andern, wo sie mit allem Eifer getrieben wird, und wie könnte dieses auch seyn, da wir uns mehr Krankheiten machen, als die Arzneykunst Heilungsmittel hat! Die ausserordentliche Verschiedenheit der Lebensarten, der übertriebene Müßiggang der einen, die ausserordentliche Arbeit der andern, die Leichtigkeit unsere Begierden zu erwecken und zu befriedigen, unsere Sinnlichkeit, die ausgesuchtesten Leckerbissen der Reichen, welche sie mit hitzigen Säften überladen, und ihnen Unverdaulichkeiten zuziehen, die schlechte Nahrung der Armen, deren sie öfters gar entbehren müssen, und deren Mangel sie zwingt bey Gelegenheit den Magen zu überladen, die Nachtwachen, die Ausschweifungen aller Art, die Unmäßigkeit aller Leidenschaften, Ermattungen und Erschöpfung des Geistes, Verdruß und Kummer, welche man in allen Ständen auszustehen hat, und mit welcher die Seele gleichsam belagert ist; dieses sind die schrecklichen Beweise, daß der größte Theil unsres Ungemachs, unser eignes Werk ist, und daß wir beynahe allem entgangen wären, wenn wir eine einfache, regelmäßige und einsame Lebensart beybehalten hätten, welche uns von der Natur vorgeschrieben war. Wenn sie uns dazu be-

stimmt hat, gesund zu seyn, so kann man beynahe gewiß versichern, daß der Stand der Reflexion, ein widernatürlicher Stand, und daß der Mensch, welcher nachdenkt, ein abgeartetes Geschöpf sey. Wenn man die gute Leibesbeschaffenheit derjenigen Wilden bedenkt, welche noch nicht durch unsere hitzigen Getränke verdorben worden, wenn man weis, daß sie keine andere Krankheiten als Verwundungen und Alter kennen, so wird man geneigt zu glauben, daß man die Geschichte der menschlichen Krankheiten sehr leicht aus der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft herleiten könne. Dies dachte Plato, als er von einigen Arzneymitteln, welche bey der Belagerung von Troja, von dem Podalyrius und Machaon gebraucht wurden, urtheilte, daß die Krankheiten, welche diese Mittel erregen sollten, damals noch nicht unter den Menschen bekannt waren.

Da nun so wenig Quellen des Uebels vorhanden, so hat also der natürliche Mensch wenig Hülfe, und noch weniger Arzneymittel nöthig; und das menschliche Geschlecht ist hierinn nicht unglücklicher, als alle übrige Gattungen, dann man kann von einem Jäger leicht erfahren, ob er auf seinen Streifereyen viele kranke Thiere antrift. Man findet verschiede-

ne,

ne, welche beträchtliche Wunden empfangen haben, die sich sehr gut geschlossen, ja sogar einige, welche die Beine oder auch ganze Glieder entzwey gebrochen, und wieder gesund geworden, ohne andern Wundarzt, als die Zeit, ohne andre Diät, als ihre gewöhnliche Lebensart, und welche nichts destoweniger sehr gut kurirt sind, ob man sie gleich nicht durch Einschnitte gequält, oder ihren Körper durch Arzneyen vergiftet, und sie durch Fasten ausgehungert hat. So nützlich endlich auch die angewandte Arzneywissenschaft ist, so ist es doch immer gewiß, daß obgleich der Wilde sich selbst überlassen, und nur von der Natur Hülfe erhalten kann, so hat er im Gegentheil nichts als diese Uebel zu fürchten, und dieses macht seinen Zustand vorzüglicher vor dem unsrigen.

Man hüte sich also den wilden Menschen mit demjenigen zu verwechseln, welchen wir jetzund vor uns sehen. Die Natur behandelt alle Thiere, welche ihr überlassen, mit einem gewissen Vorzug, welcher anzuzeigen scheint, wie eifersüchtig sie auf dieses Recht ist. Das Pferd, die Katze, der Stier, der Esel selbst, haben alle einen grössern Wuchs, mehr Kräfte, Stärke und Muth in den Wäldern, als in unsern Häusern; sie verlieren, so bald sie zahm werden, die Hälfte dieser Vortheile, und es scheint, daß

alle unsere Sorgfalt sie zu nähren und zu ziehen, sie nur noch mehr abarte. Es gehet eben so mit dem Menschen: sobald er gesellig und sklavisch wird, so wird er schwach, furchtsam und kriechend, und seine weichliche und weibische Lebensart erstikt vollends seine Kräfte und seinen Muth. Man nehme noch, daß in dem Zustand der Wildheit gegen die Geselligkeit, der Unterschied zwischen einem Menschen und dem andern, weit gröser ist, als von einem Thier zu dem andern: dann da das Thier und der Mensch von der Natur gleich behandelt worden, so sind alle die Bequemlichkeiten, welche der Mensch vor andern Thieren besizt, die er bezähmt, eben soviel besondere Ursachen, welche ihn merklicher Weise verderben.

Es war also für die ersten Menschen gar kein groses Unglük, noch weniger eine Hinderniß gegen ihre Erhaltung, daß sie nackend giengen, keine Häuser hatten, und alle der unnüzen Sachen beraubt waren, welche wir jezt für so nothwendig halten. In heissen Ländern brauchen sie keine zottigte Haut, und in kalten Ländern wissen sie sich bald die Haut der Thiere, welche sie überwinden, sich zuzueignen; und ob sie gleich nur zwey Füße zum Laufen haben, so haben sie dagegen zween Aerme, womit sie sich

ver-

vertheidigen, und vor ihre Nahrung sorgen können. Ihre Kinder lernen vielleicht spät, und mit vieler Mühe gehen, allein die Mütter können sie leicht tragen; ein Vortheil, dessen andere Geschlechter entbehren müssen, wo die Mutter, wenn sie verfolgt wird, sich gezwungen sieht, ihre Jungen zu verlassen, oder ihren Lauf nach dem ihrigen einzuschränken. Ueberhaupt, wenn man nicht den Zusammenlauf aller sonderbaren und ohngefähren Zufälle annehmen will, wovon ich in Zukunft reden werde, und welche wohl niemals alle zusammentreffen konnten, so sieht man deutlich ein, daß der erste, welcher sich Kleider machte und ein Haus baute, sich hierdurch sehr unnöthige Sachen zugelegt hat: dann bis dahin hatte er sich ohne dieselben beholfen, und man kann nicht einsehen, warum er dasjenige als Mann nicht hätte sollen ertragen können, was er als Kind ertragen hatte.

Der wilde Mensch, welcher allein, müßig, und immer in Gefahr ist, muß den Schlaf sehr lieben, allein sein Schlaf muß eben so leicht seyn, als der Schlaf der Thiere, welche, da sie wenig denken, beynahe die ganze Zeit, wo sie nicht denken, schlafen. Da die Selbsterhaltung, seine einzige Sorge ist, so muß seine erste und gröste Geschicklichkeit, in dem Angriff

und der Vertheidigung bestehen, um dadurch entweder seinen Raub zu bezwingen, oder zu verhindern, daß er selbst nicht zum Raub eines andern Thieres werde; die andern Organen hingegen, welche nur durch Weichlichkett und Sinnlichkeit sich entwickeln, müssen in einem Stand der Grobheit und der Unentwiklung verbleiben, welche alle Arten von Verzärtelung ausschließt; und da seine Sinne hierinn vertheilt sind, so wird er zwar einen rohen Geschmack und ein rohes Gefühl haben; hingegen wird sein Gesicht, sein Geruch, und sein Gehör ausserordentlich scharf und fein seyn. Hierinn besteht der animalische Zustand überhaupt, und nach dem Bericht verschiedener Reisenden, auch der Zustand aller wilden Völker. Man darf sich also gar nicht verwundern, daß die Hottentotten auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, mit ihren blosen Augen, auf eine grose Entfernung Schiffe auf der hohen See entdecken, welche die Holländer mit ihren Sehröhren kaum sehen können; oder daß die amerikanischen Wilden gleichsam die Spur von den Spaniern hatten, so wie die besten Hunde es kaum können; oder daß alle die wilden Nationen, ohne Beschwerlichkeit nackend gehen, ihren Geschmak durch Opium reizen, und die hizigen Getränke der Europäer, wie Wasser trinken können.

LB Coburg

Bis hieher habe ich den Menschen blos physisch betrachtet, jezund aber wollen wir ihn von seiner metaphysischen und moralischen Seite betrachten.

Ich sehe in dem ganzen Thier nichts als eine künstliche Maschine, welcher die Natur Sinne verliehen hat, sich selbst aufzuziehen, und bis auf einen gewissen Punkt alles, was ihr schaden, oder sie verrücken könnte, von sich zu entfernen. Das nemliche bemerke ich in der Maschine des Menschen, mit dem Unterschied, daß bey dem Thier die Natur alles selbst verrichtet, da hingegen der Mensch als ein freywürkendes Wesen sich selbst helfen kann. Das eine wählt und verwirft aus natürlichem Trieb, und das andre aus freyem Willen; und daher kömmt es, daß das Thier sich von seiner vorgeschriebenen Regel nicht entfernen kann, auch selbst denn, wenn es sein Nuzen erforderte, und daß der Mensch sich öfters zu seinem Schaden davon entfernt. Daher stirbt eine Taube neben einer Schüssel voll Fleisch, und eine Kaze auf einem Haufen Früchte Hungers, obgleich beyde sich mit demjenigen, was sie verachten, ernähren könnten, wenn sie nur anfiengen es zu kosten; und so überlassen sich lüderliche Menschen, Ausschweifungen, welche ihnen das Fieber und den Tod zuziehen, weil der

der Geist die Sinne verwirrt, und der Wille alsdenn noch spricht, wenn die Natur schon schweigt.

Jedes Thier hat Begriffe, weil es Sinne hat, es verbindet auch bis zu einem gewissen Punkt seine Ideen, und der Mensch ist hierinn von dem Thier, blos durch das weniger oder das mehrere verschieden; einige Philosophen haben sogar behauptet, daß ein Mensch von einem andern öfters mehr verschieden wäre, als ein Mensch von einem Thier. Es ist also nicht sowohl die Vernunft, welche zwischen dem Menschen und dem Thier den wesentlichen Unterschied ausmacht, als das Gefühl seiner Freyheit. Die Natur befiehlt dem Thier, und es gehorcht. Der Mensch fühlt den nemlichen Antrieb, allein er ist frey ihn anzunehmen, oder ihm zu widerstehen; und hauptsächlich in dem Bewußtseyn dieser Freyheit, besteht die Geistigkeit seiner Seele. Dann die Naturlehre erklärt einigermaßen, den Mechanismus der Sinne, und die Entstehung seiner Begriffe; allein das Vermögen zu Wollen oder zu wählen, und das Gefühl dieses Vermögens, ist blos geistig, und dieses kann nicht mechanisch erklärt werden.

Allein, wenn auch die Schwierigkeiten, welche bey dieser Frage entstehen, noch einigen Streit über

diese Verschiedenheit des Menschen und des Thieres übrig ließen, so giebt es noch eine andere sehr wesentliche Eigenschaft, die sie unterscheidet, und welche gar nicht zu widerlegen ist, es ist das Vermögen sich zu Vervollkommnen, eine Fähigkeit, welche mit Hülfe der Umstände nach und nach alle andere entwickelt, und welche bey uns überhaupt, und auch bey jedem einzelnen Wesen insbesondre anzutreffen ist; anstatt daß ein Thier nach Verlauf einiger Monate eben dasselbe ist, was es sein ganzes Leben seyn wird, und sein ganzes Geschlecht nach verlaufenen tausend Jahren, das ist, was es in dem ersten Jahr dieser tausende war. Warum kann der Mensch allein, wieder kindisch werden? Er kehrt dadurch so zu sagen wieder in seinen ersten Zustand zurück, unterdessen das Thier welches nichts erworben, auch nichts zu verlieren hat, blos auf seinen Instinkt eingeschränkt bleibt, der Mensch hingegen verliert durch das Alter oder andere Zufälle, alles das, was ihm seine Perfecktibilität erworben hatte, und sinkt also tiefer herunter als das Thier. Es wäre sehr traurig für uns, wenn diese auszeichnende und beynah unbegränzte Fähigkeit, die Quelle unsers Unglücks könnte genannt werden; daß sie es wäre, welche uns mit der Zeit, aus unserm ersten Zustand, worinn wir so ruhige und stille Tage durchlebten, herausgezogen, daß sie mit den

Jahren ihre Erleuchtungen und Irrthümer, ihre Tugenden und Laster ausbreite, um uns zu Tyrannen unsrer selbst und der Natur zu machen. (9te Anmerkung) Es wäre schrecklich, wenn man denjenigen als ein wohlthätiges Wesen verehren müßte, welcher den Bewohnern des Ufers des Oronocko den Gebrauch jener Bretter lernte, welche sie auf die Schläfe ihrer Kinder drücken, und welche ihnen wenigstens einen Theil ihrer Dummheit, und ihres ursprünglichen Glücks erhielten!

Der wilde Mensch, welcher von der Natur blos seinem Instinkt überlassen, oder vielmehr für dasjenige, was ihm vielleicht fehlt, durch Fähigkeiten entschädigt ist, welche ihm alles ersetzen, und ihn vielleicht noch über uns erheben, wird also anfänglich blos thierisch handeln: (10te Anmerkung) sehen und fühlen wird sein erstes seyn, welches er auch mit allen Thieren gemein hat. Wollen und nicht Wollen, verlangen und fürchten, werden also die ersten und beynahe die einzigen Bewegungen seiner Seele seyn, so lange bis neue Zufälle sie noch mehr entwickeln.

Was auch die Moralisten dazu sagen mögen, so ist es dennoch gewiß, daß der menschliche Verstand den Leidenschaften vieles zu danken hat; und hinwieder

der die letztern dem erstern verpflichtet sind; denn durch die Würkungen der Leidenschaften wird unser Verstand vollkommen; wir suchen zu erkennen, weil wir zu genießen wünschen, und man kann unmöglich begreifen, weswegen derjenige, welcher weder Furcht noch Verlangen fühlt, sich die Mühe geben sollte, nachzudenken. Die Leidenschaften hinwieder, entspringen aus unsern Bedürfnissen, und nehmen mit unsern Kenntnissen überhand; dann blos nach den Begriffen die man von einer Sache hat, oder auch aus blosem Naturtrieb, verlanget oder fürchtet man diese oder jene Sache; der wilde Mensch, welcher aller Erleuchtung beraubt, empfindet blos die Leidenschaften der letzten Art seine Wünsche schränken sich auf seine natürliche Bedürfnisse ein, (11te Anmerkung), und sein einziges Glück, welches er auf der Welt kennt, sind, die Nahrung, ein Weib und die Ruhe; die einzigen Uebel hingegen welche er empfindet, sind der Hunger und der Schmerz. Ich sage der Schmerz, und nicht der Tod: dann das Thier weis niemals was sterben heißt, und die Kenntniß des Todes und seiner Schrecken, ist eine derjenigen Fähigkeiten, welche sich der Mensch erworben, als er sich von seinem ursprünglichen Zustand entfernte.

Es würde mir sehr leicht seyn, diese Meinung, wenn

wenn es nöthig wäre, durch Beweise zu unterstützen, und zu zeigen, daß bey allen Nationen, die Aufklärung des Geistes, den natürlichen Bedürfnissen des Menschen angemessen war, mit welchen sie die Natur begabt hatte, oder denen sie vermöge anderer Umstände unterworfen waren, und daß also die Leidenschaften ihnen diese Bedürfnisse nothwendig machten. Ich würde zeigen, wie Künste und Wissenschaften in Egypten, zugleich mit den Ueberschwemmungen des Nils fortschreiten; ich würde ihren Fortgang bey den Griechen aufsuchen, wo man sie entstehen, und wachsen sah, und wo sie im Attischen Gebiet, sich beynahe bis zum Himmel erhoben, ohne jemals an den fruchtbaren Ufern des Eurotas aufkommen zu können; ich würde überhaupt anmerken, daß die Nordischen Völker, weit fleißiger sind, als die mittäglichen, weil sie es mehr benöthigt sind, und die Natur scheint hier eine Gleichheit der Dinge vestgesezt zu haben, indem sie dem Geist die Fruchtbarkeit zulegt, welche sie der Erde verweigert.

Allein ohne sich auf ungewisse historische Beweise einzulassen, so ist leicht einzusehen, daß alles scheint überein zu stimmen, um von dem wilden Menschen, die Versuchung, und die Mittel, aus seinem Stand herauszugehen, zu entfernen; seine Einbildungskraft

mahlt ihm nichts vor, und sein Herz verlangt nichts. Die Befriedigung seiner mäßigen Bedürfnisse, findet sich leicht, und er ist so weit von dem Grad der nöthigen Kenntnisse entfernt, um grösere Wünsche zu haben, daß er weder Vorsicht noch Neugierde besitzt. Der Anblick der Natur wird ihm gleichgültig, je mehr er sie siehet, und mit ihr bekannt wird. Es ist immer dieselbe Ordnung, immer dieselben Veränderungen; und sein Geist ist zu schwach, um über grösere Wunder zu erstaunen; bey ihm kann man jene Philosophie nicht suchen, welche der Mensch nöthig hat, um dasjenige einmal zu beobachten, was täglich unter seinen Augen vorgehet. Seine Seele, welche nichts beunruhigt, überläßt sich dem Gefühl ihres jetzigen Daseyns, ohne Begriff des Zukünftigen, so nah es auch seyn mag, und da sein Vornehmen eben so eingeschränkt ist, wie seine Einsicht, so erstrecken sie sich kaum bis auf die Nacht. Dieses ist der Grad der Einsicht des Caraiben, welcher des Morgens sein baumwollenes Bett verkauft, und Abends weint, um es wieder zu kaufen, weil er es nicht vorhergesehen, daß er es die künftige Nacht wieder brauchen würde.

Je mehr man dieser Sache nachdenkt, desto größer scheint uns der Schritt von dem ersten reinen Gefühl,

bis

bis zu dem allergeringsten Grad von Kenntnissen; und es ist unmöglich zu begreifen, wie ein Mensch aus eignen Kräften, ohne Hülfe der Gesellschaft, und ohne die gröste Nothwendigkeit einen so grosen Schritt hätte thun können. Wie viele Jahrhunderte sind vielleicht verflossen, ehe die Menschen einen Begriff von einem andern Feuer, als dem Sonnenfeuer erhielten? Wieviel verschiedene Versuche mußten sie nicht anstellen, um nur den gemeinsten Gebrauch dieses Elements zu lernen? Wie vielmal ließen sie es nicht wieder ausgehen, ehe sie die Kunst besaßen, es wieder hervorzubringen? Und wie oft wurde jedes dieser Geheimnisse mit demjenigen wieder begraben, welcher es erfunden hatte? Was soll man von dem Ackerbau sagen, einer Kunst, die so viele Arbeit und Vorsicht erfordert; die mit andern Künsten so sehr verbunden ist; und welche man gewiß nicht anders, als in einer schon angefangenen Gesellschaft in Ausübung bringen kann; und die nicht sowohl dazu dient, die Nahrung, deren wir benöthigt sind, aus der Erde zu ziehen, als sie vielmehr zu zwingen, diejenigen Früchte vorzüglich hervorzubringen, welche am meisten nach unserm Geschmak sind? Man nehme auch an, daß die Menschen sich so sehr vermehrt hätten, daß die Früchte der Erde nicht mehr hingereicht hätten, um sie zu ernähren, eine

Ver-

Vermuthung, welche, um im Vorbeygehen anzumerken, von dem grosen Nuzen zeugte, welche die Menschen aus einer solchen Lebensart gezogen hätten; man nehme an, daß ohne Schmieden und Werkstätten, die Werkzeuge des Ackerbaues, vom Himmel herab, in die Hände der Wilden gefallen wären: daß diese Menschen die grose Abneigung, welche sie gegen alle Arbeit hegten, überwunden hätten; daß sie von weitem ihre Bedürfnisse vorausgesehen; daß sie errathen hätten, wie man die Erde bauen, säen, und Bäume pflanzen solle; daß sie die Kunst erfunden hätten, das Geträide zu mahlen, und die Trauben in Gährung zu bringen; daß ihnen die Götter alles dasjenige, was sie thun sollten, selbst gelehrt, weil man nicht begreifen kann, daß sie es von sich selbst erfinden konnten; welcher Mensch wäre alsdenn auch unbesonnen genug, um sich mit dem Anbau eines Landes zu beschäftigen, welches von dem ersten besten Menschen oder Thier wieder umwühlt würde, dem die Frucht anständig wäre; und wie sollte sich einer einfallen lassen, sein Leben unter harter Arbeit zuzubringen, deren Früchte er desto weniger selbst genießen kann, weil sie ihm dadurch desto nöthiger wird? Mit einem Wort, wie sollte der Mensch bewogen werden, die Erde zu bauen, so lange

ge sie noch nicht vertheilt ist, d. h. so lange der Stand der Natur noch nicht aufgehoben ist?

Wenn man auch einem wilden Menschen alle die Geschiklichkeit in der Kunst zu denken, zugestehen wollte, welche unsere Philosophen ihm so gerne andichten, wenn man auch, nach ihrem Beyspiel, einen Philosophen aus ihm machen wollte, welcher durch sich selbst die grösten Wahrheiten entdekt, und sich durch abstrahiren, Säze von Recht und Unrecht, aus der Liebe zur allgemeinen Ordnung, oder aus dem Willen seines Schöpfers abzuziehen weis: mit einem Wort, wenn man seinem Geist alle die Verstandeskräfte und Aufklärung zugestünde, welche er haben müßte, und an deren statt man würklich nichts als Dummheit uud Stumpfheit der Sinne bey ihm findet, welchen Nutzen könnte dann wohl das ganze Geschlecht aus dieser Metaphysik ziehen, welche man andern nicht mitheilen könnte, und die gemeiniglich mit demjenigen, welcher sie erdacht, wieder aussterben würde? Was für einen Fortgang sollte das menschliche Geschlecht machen, welches in den Wäldern unter den Thieren zerstreut lebt? Und wie sollten sich Menschen unter einander erklären und erleuchten können, welche weder beständige Wohnungen haben, noch auch einander benöthigt sind, sich daher

her im ganzen Leben vielleicht nur zweymal sehen, ohne einander zu kennen, und zu sprechen?

Man überlege, wie viele Begriffe wir dem Gebrauch der Sprache zu danken haben; und wie sehr die Gramatick die Würkungen des Geistes erleichtert; man überdenke die grose Mühe, und die unendliche Zeit, welche die erste Spracherfindung erforderte; man halte diese Beobachtung mit der vorigen zusammen, und man wird einsehen, wie viele tausend Jahre nöthig gewesen wären, um nach und nach, alle Begriffe des menschlichen Geistes, deren er fähig war, zu entwickeln.

Man erlaube mir, mich bey den Hindernissen aufzuhalten, welche man bey Untersuchung des Ursprungs der Sprachen findet. Ich könnte mich zwar damit begnügen, und hier die Untersuchungen des Hrn. Abts von Condillac über diesen Gegenstand, wiederholen, welche meine Meinung gänzlich bestätigen, und die mir vielleicht den ersten Anlaß dazu gegeben. Allein, die Art, wie dieser Philosoph die Schwierigkeiten, welche er sich selbst über den Ursprung der ersten Zeichen macht, auflößt, beweist, daß er dasjenige als gewiß voraussetzt, was ich hier bezweifle, nemlich eine Art schon errichteter Gesellschaft, unter den Erfindern der Sprache; ich glaube also, daß, indem ich den

Leser auf seine Beobachtungen verweise, es mir erlaubt seyn wird, die nemlichen Schwierigkeiten in dem Gesichtspunkt aufzustellen, wie es mein Gegenstand erfordert. Die erste ist, zu erklären, wie diese Zeichen nothwendig werden konnten: denn da die Menschen keine Gemeinschaft unter einander hatten, und keine zu errichten nöthig war, so begreift man weder die Nothwendigkeit, noch die Möglichkeit dieser Erfindung, wenn sie nicht unumgänglich nothwendig gewesen wäre. Ich würde auch gerne mit andern sagen, daß die Sprache, ihren Ursprung, in dem häußlichen Umgang zwischen Vätern, Müttern und Kindern genommen hätte: allein, ausserdem daß dieses die Schwierigkeiten nicht hebt, so begienge man dadurch den Fehler derjenigen, welche gesellschaftliche Begriffe, in den Stand der Natur hinein dichten, und eine Familie immer an einem Ort versammelt sehen, deren Mitglieder in gröster Einigkeit wie wir, leben, und die ein gemeinschaftlicher Nutzen zusammenhält; da hingegen in dem ersten Zustand, es weder Häuser noch Hütten, noch Eigenthum einiger Art giebt, und jeder seinen Aufenthalt von ohngefähr antraf und öfters nach einer Nacht wieder verlies; wo das männliche und weibliche Geschlecht sich von ohngefähr begatteten, je nachdem sie einander antrafen, und die Begierde mit der Gelegenheit übereinstimmte,

te, ohne daß zu diesem allem die Sprache nöthig gewesen; und sie sich also eben so leicht wieder trennten. (12te Anmerkung) Die Mutter säugte anfänglich das Kind aus Noth; und als sie es endlich durch die Gewohnheit lieb gewann, aus Zuneigung; sobald es aber im Stand war, seine Nahrung selbst zu suchen, so verlies es bald seine Mutter; und da beynahe kein ander Mittel war, um sich nicht zu trennen, als daß man sich nicht aus dem Gesicht verlieren durfte, so geschahe es bald, daß sie einander selbst nicht mehr kannten. Man nehme noch, daß da das Kind alle seine Bedürfnisse erklären mußte, und also der Mutter mehr zu sagen hatte, als die Mutter ihm, so mußte es selbst erfinden, und die Sprache welche es dazu anwendete, war also größtentheils sein eignes Werk; hierdurch entstunden also eben so viele Sprachen, als Menschen da waren; und das irrende und herumschweifende Leben, welches keine Sprache aufkommen läßt, trug vieles dazu bey; dann zu behaupten, daß die Mutter, dem Kinde die Worte vorsagte, welche es gebrauchen sollte, um ihr dies und jenes zu verlangen, das heißt wohl erklären, wie man eine Sprache lehren solle, allein man erklärt dadurch nicht wie sie entstehet.

Allein, wir wollen diese erste Schwierigkeit gehoben

glauben; und auf einen Augenblick, jene unermeßliche Zeiten welche sich zwischen dem Stand der Natur, und dem Bedürfnisse der Sprache verlaufen mußten, übersehen; und indem wir sie als nothwendig betrachten, (13te Anmerkung) wollen wir untersuchen wie sie entstehen konnten. Diese neue Schwierigkeit ist noch gröser als die erste, dann wann die Sprache dem Menschen nöthig war, um denken zu lehren, so mußte er noch viel eher denken können, um die Sprache zu erfinden; und wenn man auch annimt, daß man übereingekommen wäre, gewisse Töne der Stimme für die Dollmetscher unsrer Ideen anzunehmen, so bliebe immer noch übrig zu erklären, wodurch man sich gewisse Ideen erklärte, welche gar keinen sichtbaren Gegenstand haben, und die man weder durch Gebehrden, noch durch Töne ausdrücken kann, und auf diese Art, bleiben uns über die Entstehung dieser Kunst, sich seine Gedanken mitzutheilen, nichts als leere Vermuthungen übrig: eine erhabene Kunst, welche schon so weit von ihrem Ursprung entfernt ist, die aber der Philosoph noch so unendlich weit von dem höchsten Grad ihrer Vollkommenheit entfernt sieht, daß kein Mensch dreist genug ist, zu behaupten, daß sie ihn jemals erlangen wird, wenn auch alle Veränderungen der Zeiten, ihr zu Liebe aufhörten, alle Vorurtheile der Akademien verschwänden, oder vor ihr

ver=

verstummten, und man sich mit diesem schweren Gegenstand, ganze Jahrhunderte hindurch ohnaufhörlich beschäftigte.

Die erste Sprache des Menschen, die allgemeinste und rührendste Sprache, und die einzige, welche er nöthig hatte, war der Schrey der Natur. Da dieser Schrey, durch den Instinkt, nur in besondern Gelegenheiten ausgepreßt wurde, um in grosen Gefahren Hülfe zu erhalten, oder auch grose Uebel zu erleichtern, so war er im gemeinen Leben, wo die Empfindungen gemäßigter sind, nicht sehr im Gebrauch. Als die Begriffe der Menschen sich erweiterten und vervielfältigten, und man anfieng eine nähere Gemeinschaft unter einander zu errichten, so suchte man mehrere Zeichen, und eine reichere Sprache; man vervielfältigte die Töne, und setzte Gebehrden hinzu, welche ihrer Natur nach, deutlicher sind, und deren Sinn nicht so sehr von einer Vorherbestimmung abhängt. Der Mensch drückte also die sichtbaren und beweglichen Gegenstände, durch Gebehrden, und diejenigen, welche in das Gehör fallen, durch nachahmende Töne aus: da aber die Gebehrden wenig mehr, als nur gegenwärtige Sachen, welche leicht zu beschreiben sind, und sichtbare Handlungen ausdrücken können; da sie überdies nicht allgemein können gebraucht

werden, indem die Dunkelheit, oder die Dazwischenkunft eines andern Körpers, sie unnütz machen, und sie die Aufmerksamkeit mehr beschäftigen, als erwecken; so kam man endlich auf die Artikulation der Töne, welche, ohne mit gewissen Ideen in Verhältniß zu stehen, sie desto mehr im Ganzen als bestimmte Zeichen vorstellen können. Diese konnten nicht anders, als durch eine allgemeine Einwilligung aller bestimmt werden, und die Ausführung mußte für Menschen, deren Organen noch gar nicht geübt waren, sehr schwer seyn, und noch schwerer muß es gewesen seyn, diese Töne zu verstehen, indem die allgemeine Einwilligung aus Bewegungsgründen geschehen mußte, und also beynahe eine Sprache nöthig war, um eine Sprache zu erfinden.

Man kann also leicht erachten, daß die ersten Worte, deren die Menschen sich bedienten, eine viel weitläufigere Bedeutung hatten, als diejenigen deren man sich in unsern Sprachen bedient; und da sie die Eintheilung der Rede, und ihrer Theile nicht wußten, so gaben sie im Anfang, jedem Wort, die Bedeutung einer ganzen Rede. Als sie anfiengen den Gegenstand von seinen Eigenschaften und das Wort von dem Nahmen, zu unterscheiden, welches gewiß keinen geringen Schwung des Geistes erforderte, so waren

die

die Substantiva, im anfang nichts als Nennwörter und, der Infinitivus, war die einzige Zeit der Wörter; was die Adjecktiva betrift, so konnte man sie nur sehr schwer unterscheiden, weil jedes Adjecktivum, ein abstracktes Wort ist, und weil jede Abstracktion beschwerlich und unnatürlich ist.

Jeder Gegenstand, erhielt also anfänglich einen besondern Namen, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, oder die Art, welche diese ersten Verfasser der Sprache noch nicht unterscheiden konnten; und jedes Wesen in der Natur, zeigte sich ihrem Geist ganz abgesondert, so wie sie auch in dem Gemählde der Natur erscheinen. Wenn eine Eiche A, genannt wurde, so hieß eine andere Eiche B; so daß je eingeschränkter die Kenntnisse waren, je weitläufiger war das Wörterbuch. Die Schwierigkeiten dieser Namenmenge, konnte nicht so leicht gehoben werden; denn um die Wesen, unter allgemeine und Geschlechts Namen zu vereinigen, mußte man erst ihre Eigenschaften und ihre Verschiedenheiten kennen; man mußte Beobachtungen und Erklärungen haben, d. h. mehr Kenntniß der Naturgeschichte und Metaphysick, als die Menschen damaliger Zeit, haben konnten.

Uebrigens können die allgemeinen Begriffe, nicht

 anders

als durch Worte dem Geist erklärt werden, und der Verstand begreift sie nicht anders, als durch Zusammenhaltung. Daher können die Thiere keine solche Begriffe haben, noch die Vollkommenheit erlangen, welche daraus entsteht. Wenn ein Affe ohne Unterschied von einer Nuß zu der andern läuft, glaubt man alsdenn, daß er sein eigenes Wesen, mit diesen zweyen Wesen vergleiche und daß er einen allgemeinen Begriff von dieser Frucht habe? Nein gewiß nicht; denn die Erblickung einer dieser Nüsse, erweckt in ihm das Andenken seines gehabten Gefühls, bey der andern, und seine Augen werden auf eine solche Art modificirt, daß er zum voraus fühlt, daß sein Geschmack davon kann gerührt werden. Jeder allgemeine Begriff, ist blos geistig; sobald die Einbildungskraft dabey würkt, so wird es ein besonderer Begriff. Man versuche es, sich einen allgemeinen Begriff von einem Baum zu machen, man wird es niemalen dazu bringen können; wider seinen Willen, wird man ihn groß oder klein, belaubt oder unbelaubt dicht oder einzeln stehn sehen, und wenn man sich blos dasjenige vorstellen könnte, was ein jeder Baum eigentlich ist, so würde dieses Bild keinem Baum mehr ähnlich sehen. Einfache und abstrackte Wesen, sieht man eben so, und sie können nur durch die Rede erklärt werden. Die blose Erklärung des Triangels giebt einem den

Begriff davon: sobald man sich aber einen in Gedanken vorstellen will, so ist es ein solcher Triangel und nicht ein anderer, und man wird sich immer Linien, oder seinen gezeichneten Umriß dabey vorstellen. Man muß also Säze annehmen, man muß reden, um allgemeine Begriffe zu erhalten: dann sobald die Einbildungskraft stille steht, so geht der Geist mit der Rede. Wenn also die ersten Erfinder der Sprache keine andere Worte hatten, als diejenigen, deren Begriffe sie schon kannten, so folgt daraus, daß die ersten Substantiva nichts anders, als Nennwörter waren.

Als aber nachher, durch unbegreifliche Mittel, unsre neuen Sprachverbesserer ihre Begriffe anfiengen zu erweitern, und die Worte allgemeiner zu machen, so muste diese Methode, durch die Unwissenheit der ersten Erfinder nothwendig, in sehr enge Gränzen eingeschränkt werden; und da sie anfangs die Namen der Wesen zu sehr vervielfältigt hatten, weil sie ihre Arten und Geschlechter nicht kannten, so machten sie alsdenn zu wenig Arten und Geschlechter, weil sie die Verschiedenheiten der Wesen nicht kannten. Um diese Eintheilungen weiter treiben zu können, mußten sie mehr Erfahrung und Licht haben, als sie würklich hatten, und mehr Untersuchungen

und Arbeiten anstellen, als sie dazu anwenden wollten. Da man nun, selbst heut zu Tage, noch immer neue Arten entdeckt, welche unsern Beobachtungen bisher entwischt waren, so überlege man, wie viele Arten solchen Menschen unbekannt bleiben mußten, welche jede Sache nur nach dem ersten Anblick beurtheilten! Was die ersten Classen und die allgemeinsten Kenntnisse betrift, so kann man leicht erachten, daß sie ihnen ebenfalls verborgen waren. Wie hätten sie z. B. die Worte, Materie, Geist, Substanz, Art, Bewegung, Form, verstehen sollen, da unsere heutigen Philosophen, welche sich ihrer schon lange bedienen, sie kaum selbst verstehen? denn da die Begriffe, welche man mit diesen Wörtern verbindet, blos metaphysisch sind, so funden sie auch kein Bild davon in der Natur.

Ich bleibe hier stehen, und ersuche meine Richter, das Lesen abzubrechen, um mit mir zu überlegen, welche grose Schritte die Sprache thun mußte, um, nach Erfindung der physischen Selbstwörter, d. h. desjenigen Theils der Sprache, welcher am leichtesten zu erfinden ist, dahin zu gelangen, um alle Gedanken der Menschen ausdrücken zu können, eine standhafte Form anzunehmen, um öffentlich gesprochen zu werden, und auf die Gesellschaft einen Einfluß

fluß zu haben zu: ich bitte zu überlegen, wie viele Zeit dazu erfordert wurde, um die Zahlen, (14te Anmerkung) die abstrakten Worte, alle Zeiten der Wörter, die Partickeln, die Syntaxis, zu erfinden, Säze zu verbinden, und die ganze Logick der Rede zu bestimmen. Was mich betrift, so bin ich von den angehäuften Schwierigkeiten so zurück geschreckt, und von der Unmöglichkeit beynahe überzeugt, daß die Sprachen blos durch menschliche Mittel sollten erfunden worden seyn, daß ich jedem die Auflösung folgender schwierigen Frage überlassen will; welches war nothwendiger, schon errichtete Gesellschaften, um Sprachen zu erfinden, oder schon erfundene Sprachen um Gesellschaften zu errichten?

Allein, wie es auch mit diesem Ursprung beschaffen seyn mag, so sieht man doch, aus der wenigen Sorgfalt, welche die Natur angewandt hat, um die Menschen zu vereinigen, und ihnen den Gebrauch der Sprache zu erleichtern, wie wenig sie ihre Geselligkeit vorbereitet, und wie wenig sie dazu beygetragen, um die Bande der Gesellschaft näher zu vereinigen. Man kann sich auch unmöglich vorstellen, warum in diesem Stand der Natur der Mensch eines andern Menschen mehr benöthigt wäre, als ein Affe oder ein Wolf eines andern seiner Art, oder

auch

auch dieses zugegeben, was sollte den andern bewegen sich dazu zu bequemen, und wie sollten sie untereinander wegen den Bedingungen übereinkommen? Man wiederholt beständig, daß der Mensch in diesem ersten Stand äusserst elend gewesen wäre; und wenn das wahr ist, was ich glaube bewiesen zu haben, daß er vielleicht erst nach vielen Jahrhunderten, das Verlangen und die Gelegenheit gehabt hätte, aus demselben herauszugehen, so muß man die Natur deswegen anklagen, und nicht denjenigen, welchen sie so geschaffen hat. Allein, wenn ich das Wort elend recht verstehe, so hat es gar keinen Sinn, oder bedeutet nichts anders als eine schmerzhafte Beraubung, und ein Leiden der Seele und des Körpers. Ich frage aber, welches Leben am ersten unerträglich wird, das gesellschaftliche oder das natürliche? Wir sehen sehr viele Leute um uns, welche alle ihres Lebens überdrüßig sind; viele welche sich dessen soviel sie können, freywillig entledigen, und die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Gesetze, ist kaum hinreichend, um dieser Unordnung zu steuren. Nun frage ich weiter, ob man jemals einen freyen Wilden über sein Leben klagen gehört, oder einen gefunden, welcher sich selbst entleibt hat? Man urtheile also weniger voreilend, auf welcher Seite das wahre Elend liegt. Nichts im Gegentheil wäre elender gewesen,

wesen, als ein wilder Mensch, von Kenntnissen erleuchtet, von Leidenschaft beunruhigt, und über einen andern Zustand, als den seinigen nachdenkend. Es war eine sehr weise Vorsicht, welche bestimmte, daß die Fähigkeiten, welche er hatte, sich nur mit der Gelegenheit sie auszuüben, entwickeln sollten, damit sie ihm weder überflüßig, noch vor der Zeit zur Last, noch im Nothsall zu spät und unnütz würden. Er hat in dem Instinkt alles, was er nöthig hatte, um in dem Stand der Natur zu leben; und in einer aufgeklärten Vernunft hat er alles, was er zum gesellschaftlichen Leben nöthig hat.

Da die Menschen in diesem Stand in keinem moralischen Verhältniß unter einander stunden, noch Pflichten gegen einander hatten, so waren sie weder gut noch bös, und kannten weder Tugend noch Laster, wenn man anders diese Worte nicht im physischen Verstand nehmen und dasjenige Laster nennen will, was gegen die Erhaltung streitet, und Tugend, was dieselbe befördert; in diesem Fall wäre derjenige der Tugendhafteste zu nennen, welcher dem Antrieb der Natur am wenigsten widerstünde. Allein, ohne uns von der gemeinen Bedeutung des Worts zu entfernen, so muß man das Urtheil, welches man über eine solche Lage fällen könnte, zurückhalten,

halten, und sich vor Vorurtheilen hüten, bis man genau untersucht hat, ob unter den geselligen Menschen mehr Tugenden als Laster herrschten, ob ihre Tugenden vortheilhafter waren, als ihre Laster schädlich, oder ob die Vermehrung ihrer Kenntnisse sie für das Uebel, welches sie einander selbst anthun, entschädigte, je nachdem sie das Gute kennen lernten, welches sie gegen einander ausüben sollten; oder ob überhaupt zu reden, sie nicht glücklicher gewesen wären, wenn sie weder Gutes noch Böses zu fürchten hatten, als da sie sich einer allgemeinen Abhängigkeit unterworfen, und sich verbindlich gemacht, alles ohne Unterschied von denjenigen zu leiden, welche ihnen nichts dagegen geben.

Man hüte sich aber auch, mit Hobbes zu urtheilen, daß der Mensch von Natur bös sey, weil er keinen Begrif von Güte hat, daß er lasterhaft sey, weil er keine Tugend kennt, daß er seinem Nächsten dasjenige verweigert, wozu er nicht glaubt verpflichtet zu seyn, oder daß er vermöge eines Rechts, welches er zu allem zu haben glaubt, sich thörigter Weise einbilde der Herr der Schöpfung zu seyn. Hobbes sahe das Fehlerhafte aller neueren Erklärungen des Rechts der Natur sehr wohl ein; allein die Folgen, welche er aus seiner eigenen Erklärung herleitet,

beweisen, daß er es in einem andern Verstand nimmt, welcher eben so falsch ist. Dieser Verfasser sollte bey der Untersuchung der Grundsäze, welche er annimmt, sagen, daß da der Stand der Natur derjenige Stand wäre, wo die Sorge für unsre eigne Erhaltung, der Erhaltung andrer am wenigsten hinderlich ist, so ist es also der friedfertigste Stand, und derjenige, welcher dem menschlichen Geschlecht am angemessensten ist. Er behauptet aber gerade das Gegentheil, weil er unnöthiger Weise, in die Sorge für die Erhaltung des Wilden, die Befriedigung einer Menge von Leidenschaften hineinbringt, welche erst in der Gesellschaft entstanden, und nachher die Gesetze nothwendig gemacht haben. Der Böse, sagt er, ist ein starkes Kind; es ist die Frage, ob der wilde Mensch ein starkes Kind sey. Wenn man es ihm aber auch zugäbe, was wollte er daraus folgern? daß er bey seiner Stärke, und eben so abhängig von andern wie die Schwachen, sich alle Ausgelassenheiten erlauben würde, daß er seine Mutter schlagen würde, wenn sie ihm die Brust nicht reichte, daß er seinen jüngern Bruder erwürgen würde, wenn er ihm im Weg stünde? allein stark und abhängig seyn, ist in dem Stand der Natur widersprechend. Der Mensch ist nur schwach, wenn er abhängig ist, und er ist schon frey, ehe er stark ist.

ist. Hobbes sahe nicht ein, daß die neimliche Ursache, welche die Wilden hindert, ihre Vernunft zu gebrauchen, wie unsre Rechtsgelehrten behaupten wollen, sie auch zugleich verhindert ihre Fähigkeiten zu mißbrauchen, wie er selbst behauptet; und man könnte also sagen, daß die Wilden eben nicht deßwegen gut sind, weil sie nicht wissen, was böse ist: denn es ist weder ihre Aufklärung, noch die Geseze, welche sie verhindern böses zu thun, sondern die Stille ihrer Leidenschaften, und die Unwissenheit des Lasters ist es, welches sie davon abhält; *tanto plus in illis proficit vitiorum ignoratio, quam in his cognitio virtutis.* Es giebt ausser diesem noch ein anderer Grundsaß, welchen Hobbes scheint übersehen zu haben, und der dem Menschen gegeben worden, um in gewissen Fällen die schädlichen Würkungen seiner Eigenliebe, oder auch noch vor dieser Liebe die Begierde sich selbst zu erhalten, (15te Anmerkung) in etwas zu mäßigen, und welcher daher die Liebe zu uns selbst, durch ein angebohrnes Gefühl vermöge dessen man seinen Nächsten nicht ohne Mitleiden kann leiden sehen, mildert. Ich glaube hierinn nicht widersprochen zu werden, wenn ich dem Menschen die einzige natürliche Tugend zuerkenne, welche auch der gröste Feind menschlicher Tugenden ihm nicht verweigert hat. Ich meyne das Mitleiden, eine Tugend

welche

welche so schwachen, und so vielen Uebel unterworfenen Wesen, wie wir sind, sehr nöthig ist; eine Tugend, welche desto allgemeiner und dem Menschen desto nüzlicher ist, weil sie schon vor dem Gebrauch der Vernunft vorhergeht, und die so sehr natürlich ist, daß auch selbst die Thiere, sehr merkliche Zeichen davon, von sich geben. Ohne von der Zärtlichkeit der Mütter gegen ihre Jungen, und den Gefahren zu reden, welchen sie sich öfters selbst aussetzen, um sie davor zu bewahren, so bemerkt man täglich, den grosen Widerwillen der Pferde, einen lebendigen Körper unter die Füße zu treten. Ein Thier geht niemals ohne merkliche Unruhe, vor einem andern todten Thier seiner Art vorüber: es giebt sogar einige, welche ihre Toden auf eine gewisse Art begraben; und das traurige Gebrülle des Viehes, welches zur Schlachtbank geführt wird, zeugt hinlänglich von dem starken Eindruck, welches dieses grausame Schauspiel auf sie macht. Mit Vergnügen sieht man den Verfasser der Fabel der Bienen, gezwungen, den Menschen als ein empfindsames und mitleidendes Wesen zu erkennen; und in dem Beyspiel, welches er davon giebt, seinen kalten und hohen Styl verlassen, um uns das rührende Gemählde, eines eingesperrten Menschen vorzustellen, der aus seinem Behältniß ein wildes Thier sieht, welches ein Kind von der Brust der Mutter

wegreißt, und unter seinen mörderischen Zähnen die zarten Knochen des Kindes zermalmet, und mit seinen Klauen die noch zitternden Eingeweide zerreißt. Welche schreckliche Bewegungen fühlt dieser Zeuge einer Handlung, an welcher er jedoch keinen persönlichen Theil nimmt! Welche Schmerzen fühlt er innerlich bey diesem Anblick, daß er weder der ohnmächtigen Mutter, noch dem sterbenden Kind helfen kann!

Dieses ist blos natürliches Gefühl, wozu gar keine Vernunft noch nicht erfordert wird: so mächtig ist das natürliche Mitleiden, welches die verdorbensten Sitten nicht ersticken können, dann man sieht noch heut zu Tag, bey unsern Schauspielen, denjenigen über das Unglück andrer weinen, welcher wenn er an der Stelle des Tyrannen selbst wäre, die Qualen seines Feindes noch vermehren würde. Mandeville sah wohl ein, daß die Menschen mit aller ihrer Moral immer Ungeheuer geblieben wären, wenn die Natur die Vernunft nicht durch das Mitleiden unterstützt hätte; allein er bemerkte nicht, daß aus dieser einzigen Eigenschaft alle gesellige Tugenden entstehen, welche er den Menschen absprechen will. Dann was ist Großmuth, Güte nnd Menschlichkeit anders, als das Mitleiden gegen Schwache, Strafbare, oder gegen das ganze menschliche Geschlecht? Wohlwollen

und Freundschaft selbst, sind genau betrachtet, Folgen eines beständigen Mitleidens, auf einen einzigen Gegenstand eingeschränkt: dann wünschen, daß ein andrer nicht leiden solle, heißt, wünschen, daß er möge glücklich seyn. Wenn es auch wahr wäre, daß das Mitleiden ein Gefühl wäre, welches uns in die Lage desjenigen, der leidet, versetzt, ein Gefühl, welches bey dem Wilden dunkel aber lebhaft, bey dem geselligen Menschen entwickelt und schwach ist; würde dieses nicht vielmehr dasjenige, was ich behaupte, noch mehr bestätigen? Je mehr das zuschauende Thier, sich in die Stelle des leidenden versetzen kann, desto größer ist das Mitleiden; nun ist aber offenbar, daß diese Identification in dem Stand der Natur unendlich weit stärker seyn muß, als in dem Stand der Vernunft. Aus der Vernunft entsteht die Eigenliebe, und das Nachdenken bevestigt sie noch mehr; sie läßt den Menschen in sich selbst zurück kehren, und entfernt ihn von allem, was ihn beunruhigen oder betrüben könnte. Die Philosophie zieht ihn von dem Menschen ab; durch sie kann er bey dem Anblick eines Leidenden heimlich zu sich selbst sagen: stirb wenn du willst, ich bin in Sicherheit. Nichts als Gefahren, die der ganzen Gesellschaft den Untergang drohen, können den ruhigen Philosophen, aus seinem Schlummer aufwecken, und ihn aus seiner Ruhe herausreißen.

Man kann ungehindert seinen Nebenmenschen unter seinem Fenster ermorden; er wird blos die Ohren zuhalten und einige Schlüsse machen, um die Natur welche sich in ihm empört, zu verhindern, daß sie ihn in die Stelle desjenigen versetze, welcher ermordet wird. Der wilde Mensch hat diese vortrefliche Eigenschaft nicht an sich; und daher sieht man auch, daß, weil es ihm an Vernunft und Klugheit gebricht, er sich immer unbedachtsamer weise den ersten Eindrükken der Menschlichkeit überläßt. Bey öffentlichen Empörungen, bey Zank auf den Strassen, versammelt sich der Pöbel, und der kluge Mensch entfernt sich: es ist immer der niedrigste Pöbel und die Höckerweiber, welche die Streitenden auseinander bringen, und brave Leute hindern, sich einander den Hals zu brechen.

Es ist also gewiß, daß das Mitleiden ein angebohrnes Gefühl ist, welches bey einem jeden Wesen die Würkungen der Eigenliebe schwächt, und daher die Erhaltung des Ganzen desto mehr befördert. Durch dieses Gefühl getrieben, eilen wir ohne viele Ueberlegung, demjenigen der leidet, zu helfen; sie vertritt in dem Stand der Natur die Stelle der Geseze, der Sitten, und der Tugenden, mit dem Vortheil, daß niemand versucht wird, sein Ohr ihrer

sanften

sanften Stimme zu verschließen; sie verhindert, daß kein starker Wilder einem Kind, oder einem schwachen Greis, seine mit Mühe gesammelte Nahrung wegnimmt, sobald er glaubt die seinige anderswo finden zu können; sie ist es, welche statt jenem spizfündigen und gelehrten Saz, thue andern, was du wünschest, daß andre dir thun sollen, den Menschen, einen andern natürlich guten, und nicht so gelehrten, vielleicht aber nüzlichern Saz eingeprägt hat, befördre dein Wohl, ohne dadurch das Wohl der andern zu stören. Mit einem Worte, man muß in diesem natürlichen Gefühl, mehr als in spizfündigen Argumenten, die Ursache des Widerwillens aufsuchen, welchen jeder Mensch auch selbst ohne Erziehung gehabt zu haben gegen das Böse empfindet. Obgleich ein Sokrates, und andere seiner Art, sich die Tugend durch Vernunft erwarben, so ist doch gewiß, daß das menschliche Geschlecht längst ausgerottet worden wäre, wenn seine Erhaltung blos von den Vernunftschlüssen derjenigen, welche es ausmachen, abgehangen hätte.

Mit so gemäßigten Leidenschaften, und einem so heilsamen Gefühl begabt, musten die Menschen mehr wild als böse seyn, und mehr besorgt sich vor Uebeln zu schüzen, als geneigt andern Uebles zuzufügen, sie

waren also auch nicht oft in dem Fall sich zu zanken: da sie keine Gemeinschaft unter einander hatten, und also weder Eitelkeit, noch Vorzug, weder Stolz noch Verachtung kannten; da sie keinen Begriff von Dein und Mein, und von Recht und Unrecht hatten; auch die Gewalt, welche man ihnen vielleicht anthat, als eine Sache ansahen, welche leicht wieder zu verbessern wäre, und nicht als ein Unrecht, welches man bestrafen müsse, da sie nicht einmal an Rache dachten, wo sie sich nicht mechanisch und vielleicht auf der Stelle rächten, gleich dem Hund, welcher die Steine beißt, welche man ihm vorwirft, so konnten ihre Streitigkeiten selten blutige Folgen haben, wenn sie keinen andern Gegenstand, als ihre Weide betrafen: allein ich kenne einen weit gefährlichern Gegenstand des Streits, von welchem ich nun reden will.

Unter den Leidenschaften, welche das menschliche Herz beunruhigen, giebt es eine unbändige und schwer zu bezähmende, welche ein Geschlecht dem andern nothwendig macht; eine schreckliche Leidenschaft, welche allen Gefahren trozt, alle Hindernisse überwindet, und welche in ihren Folgen scheint bestimmt zu seyn, das menschliche Geschlecht auszurotten, statt es zu erhalten, und fortzupflanzen. Was wird also

aus

aus diesen wilden unbändigen Menschen werden, welche ohne Schaam, und ohne Zurückhaltung, sich den Gegenstand ihrer Neigung, täglich mit ihrem Blut erkaufen?

Man muß zuvörderst zugeben, daß je heftiger die Leidenschaften sind, je nöthiger sind die Geseze, um sie einzuschränken: allein ausserdem daß die Unordnungen und die Laster, welche die erstern täglich unter uns hervorbringen, von der Unzulänglichkeit der Geseze zeugen, so wäre es noch sehr nöthig zu untersuchen, ob diese Unordnungen nicht selbst mit den Gesezen eingeführt worden; denn wenn sie im Stande wären, diese Unordnungen zu heben, so wäre es wohl sehr wenig von ihnen gefordert, wenn man verlangte einem Uebel abzuhelfen, welches ohne sie gar nicht da wäre.

Wir wollen zuerst in Ansehung der Liebe, das Moralische von dem Physischen unterscheiden. Das Physische besteht in dem Verlangen, welches das eine Geschlecht hegt, sich mit dem andern zu vereinigen. Das Moralische bestimmt dieses Verlangen, und schränkt es Ausschliessungsweise auf einen einzigen Gegenstand ein, oder giebt diesem Gegenstand wenigstens einen Vorzug vor andern. Man kann

aber leicht einsehen, daß die moralische Liebe eine falsche Empfindung sey, welche in der Gesellschaft entstanden, und die das Frauenzimmer mit sehr vieler Sorgfalt und Geschicklichkeit zu erhalten sucht, um ihre Herrschaft zu gründen, und dasjenige Geschlecht zum Gehorsam zu bringen, welches eigentlich befehlen sollte. Da dieses Gefühl sich auf gewisse Kenntnisse von Verdienst oder Schönheit gründet, welche einem Wilden gänzlich mangeln, und auf Vergleichungen, welche er nicht anzustellen im Stande ist, so ist es ganz für ihn verlohren: denn da sein Geist sich keine abstrackten Begriffe von Regelmässigkeit und Ebenmaas bilden kann, so ist auch sein Herz nicht fähig Liebe oder Bewunderung zu fühlen, welche Empfindungen, ohne daß man es gewahr wird, aus der Anwendung obiger Begriffe entstehen; er folgt blos dem Temperament, welches er von der Natur erhalten, und nicht dem Geschmack, welchen er sich nicht erwerben konnte, und jedes Weib ist für ihn gut genug.

Die Menschen, welche blos auf die physische Liebe eingeschränkt, und so glücklich sind, jene Vorzüge, welche dieses Gefühl noch mehr reizen, und die Schwierigkeiten häufen, nicht zu kennen, müssen also die Hitze ihres Temperaments weniger und seltener

ner fühlen, und nicht so grausame Streitigkeiten unter sich haben; die Einbildungskraft, welche unter uns so vielen Schaden anrichtet, kann nicht in dem Herzen eines Wilden aufkommen; jeder erwartet ruhig den Trieb der Natur, und überläßt sich ihm ohne Wahl, und mehr aus Vergnügen, als Brunst, und ist dieses Bedürfniß befriedigt, so verschwindet die Begierde.

Es ist also gar nicht zu leugnen, daß die Liebe selbst, so wie alle andere Leidenschaften, erst in der Gesellschaft, den hohen Grad der Unbändigkeit erreicht hat, wodurch sie den Menschen oft so schädlich wird; und es ist desto lächerlicher, die Wilden vorzustellen, wie sie sich, um ihre Begierden zu sättigen, beständig unter einander bekriegen, weil diese Meynung der Erfahrung gerade widerspricht, und die Caraiben, ein Volk, welches sich bisher am wenigsten von dem Stand der Natur entfernt hat, in ihren Liebesangelegenheiten, sich gerade am ruhigsten verhalten, und am wenigsten eifersüchtig sind, ob sie gleich unter einem brennenden Himmelsstrich wohnen, welcher gemeiniglich diese Begierde noch mehr zu reizen scheint.

Was die Folgen betrift, welche man von ver-

schiedenen Thierarten herleiten will, von dem Streit der Männchen, welche unsre Höfe öfters mit Blut färben, und von deren Geschrey im Frühjahr unsre Wälder erschallen, wenn sie sich um das Weibchen zanken, so muß man zuerst alle Gattungen von Thieren ausschließen, unter welchen die Natur in Rüksicht der Kräfte offenbar, andere Verhältnisse festgesezt hat, als unter uns: daher können die Kämpfe des Hahns keine Folge auf das menschliche Geschlecht haben. Die Kämpfe derjenigen Thierarten aber, wo das Verhältniß gleicher ist, können nichts anders, als die Seltenheit der Weibchen gegen die Anzahl der Männchen zum Gegenstand haben, oder diejenige ausschliesende Zwischenräume, während welchen das Weibchen kein Männchen zuläßt; und dies kömmt auf eines hinaus: denn wenn jedes Weibchen das Männchen nur während zwey Monathen des Jahrs leidet, so scheint beynahe ihre Anzahl gegen die Anzahl der Männchen um fünf Sechstheile geringer zu seyn. Keiner dieser beyden Fälle ist auf den Menschen anzuwenden, wo die Anzahl der Weiber beständig die Anzahl der Männer übersteigt, und wo man, auch selbst unter den Wilden, keine Zeit der Ausschliessung und der Brunst kennt. Bey verschiedenen dieser Thiere aber geräth die ganze Art auf einmal in Brunst, und alsdenn kömmt eine Zeit der all-

gemeinen

gemeinen Begierde, der Unordnung und des Streits: ein solcher Zeitpunkt aber hat bey dem menschlichen Geschlecht nicht statt, wo die Liebe niemals periodisch ist. Man kann also aus den verschiedenen Thierkämpfen, wegen dem Besiz des Weibchens, nicht schließen, daß sich in dem Stand der Natur, mit dem Menschen das nemliche zutragen würde; und selbst wenn man es auch folgern könnte, so kann man, da durch diese Streitigkeiten die Arten nicht ausgerottet werden, wenigstens glauben, daß sie unserm Geschlecht nicht schädlicher seyn würden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie alsdenn weniger Schaden anrichteten, als im Stand der Gesellschaft, besonders in den Ländern, wo die Sitten noch etwas gelten, und wo die Eifersucht der Liebhaber, und die Rachsucht der Ehemänner täglich Zweykämpfe, Mordthaten und noch ärgere Sachen hervorbringen; wo die Pflicht einer ewigen Treue täglich neue Ehebrüche erzeugt, und wo selbst die Geseze der Enthaltsamkeit und der Ehre die Ausschweifungen befördern, und den Kindermord vervielfältigen.

Es folgt also hieraus, daß, da der wilde Mensch ohne Kenntnisse, ohne Sprache, ohne Wohnung, ohne Streit, und ohne Verbindung in den Wäldern herum irrt, da er seines Nächsten nicht bedarf, auch

keine

keine Begierde hat ihm zu schaden, vielleicht auch ohne einen andern seiner Art jemals genau kennen zu lernen, und sich selbst genug ist, daß er, sage ich, blos die Kenntnisse und die Empfindungen hat, welche zu seinem Stand erfordert werden, nichts als seine wahren Bedürfnisse fühlt, nichts bemerkt, als was er glaubt ihm nüzlich zu seyn, und daß weder sein Verstand noch seine Eitelkeit einen grosen Fortgang machen konnten. Wenn er von ohngefähr eine Entdeckung machte, so konnte er sie niemand mittheilen, weil er sogar seine Kinder nicht kennt; die Kunst gieng also mit ihrem Erfinder verlohren. Er hatte weder Erziehung, noch Aufklärung, und die Geschlechter vermehrten sich vergebens; und da jedes auf eben dem Punkt stehen blieb, so verstrichen Jahrhunderte, unter der Rohigkeit der ersten Zeiten, die Art war schon sehr alt, und der Mensch blieb immer in der Kindheit.

Wenn ich mich bey der Wahrscheinlichkeit dieses ersten Zustandes zu lange verweilt habe, so geschah es deswegen, weil ich alte Irrthümer, und eingewurzelte Vorurtheile zu bestreiten hatte, und ich daher glaubte den Schaden aus seinem Grund heilen zu müssen, und in dieser Schilderung des wahren Standes der Natur zu zeigen, wie wenig auch selbst die

die natürliche Ungleichheit in diesem Stand würklich anzutreffen, und wie gering deren Einfluß seyn kann gegen denjenigen, welchen unsre Schriftsteller ihm andichten.

Es ist sehr leicht zu erkennen, daß viele derer Verschiedenheiten, welche die Menschen unterscheiden, für natürlich gehalten werden, welche im Grunde blos die Folgen der Gewohnheit, und der verschiedenen Lebens-Art sind, so die Menschen in der Gesellschaft annehmen. So entsteht ein starkes oder schwaches Temperament, und die Stärke und Schwäche, welche davon abhangen, mehr aus der weichlichen oder harten Erziehung, welche man erhalten, als aus der ursprünglichen Beschaffenheit unsers Körpers. Die Kräfte des Geistes, lassen sich auf eben diese Art erklären, und die Erziehung unterscheidet nicht allein einen aufgeklärten Geist von einem unaufgeklärten, sondern sie vermehrt noch die Verschiedenheit, welche sich unter erstern befindet, nach Masgabe ihrer Cultur: dann man lasse einen Riesen und einen Zwerg einen Weg gehen, und der Riese wird bey jedem Schritt noch mehr gewinnen. Wenn man nun die grose Verschiedenheit der Erziehung und der Lebens-Art, welche in den verschiedenen Ständen des bürgerlichen Lebens herschen, mit der Einfalt und der Einförmigkeit

des

des thierischen und wilden Lebens, vergleicht, wo sich alle von einerley Nahrung erhalten, alle gleich leben und einerley verrichten, so wird man leicht einsehen, daß der Unterschied von einem Menschen zum andern, in dem Stand der Natur, weniger beträchtlich ist, als in dem Stand der Gesellschaft, und wie sehr sich, bey dem menschlichen Geschlecht die natürliche Ungleichheit; durch die Ungleichheit der ersten Anordnungen vermehren muß.

Wenn aber auch die Natur, in der Austheilung ihrer Güter, so partheyisch gegen einige gewesen wäre, wie man behaupten will; was für einen Nuzen konnten ihre ersten Günstlinge, in einem Stand daraus ziehen, wo sie ohne Gemeinschaft untereinander lebten? Wo kein Gefühl der Liebe ist, wird die Schönheit nicht geachtet. Wozu dient der Geist, Leuten, welche nicht sprechen, und die Klugheit denjenigen welche kein Geschäft haben? Man sagt uns beständig, daß die Stärkern, die Schwächern unterdrücken würden; allein man erkläre mir erst dieses Wort Unterdrückung. Der eine Theil, wird mit Gewalt herrschen, und der andere wird unter ihrem Joch seufzen: dieses beobachte ich gerade unter uns, allein ich sehe nicht ein, wie man es von Wilden behaupten könne, bey welchen man noch viele Mühe anwenden müßte,

um ihnen Begriffe von Herrschaft und Gehorsam beyzubringen. Es könnte wohl einer sich die Früchte, oder das Wild welches ein anderer erlegt, oder eines andern Hütte, sich zueignen; allein wie soll er es anfangen, um ihn gehorsam zu machen, und welches sind die Bande der Abhängigkeit, unter Menschen, welche nichts haben? Wenn man mich von einem Baum wegjagt, wenn man mich an einem Ort plagt, wer wird mich hindern, anders wohin zu gehen? Findet sich ja ein Mensch, welcher mir an Kräften überlegen, und überdies verdorben, faul, und grausam genug wäre, mich zu zwingen ihm seine Nahrung zu suchen, während daß er müßig blieb, so muß er sich entschließen, mich auch keinen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren und mich während seinem Schlaf sorgfältig zu binden, aus Furcht daß ich ihm nicht entlaufe, oder ihn gar töde: das hieße eben so viel, als daß er mit seiner Einwilligung gezwungen ist, sich einer weit größern Mühe zu unterwerfen, als diejenige ist, welche er mir auflegt. Dann läßt sich seine Wachsamkeit einen Augenblick überraschen; Ein ohngefährer Lerm zwingt ihn nach der andern Seite hin zusehen? so thu ich zwanzig Schritte in den Wald, meine Ketten sind zerbrochen, und er sieht mich in seinem Leben nicht wieder.

Ohne

Ohne mehrere solche Fälle anzuführen, so sieht man leicht ein, daß da die Bande der Knechtschaft, blos auf der wechselseitigen Abhängigkeit der Menschen, und ihren gegenseitigen Bedürfnissen beruhen, es daher unmöglich sey, einen Menschen zu unterjochen, ohne ihn vorher gewöhnt zu haben, daß er ohne einen andern nicht leben kann: da dieses aber im Stand der Natur nicht statt findet, und ein jeder frey ist, so wird das Gesetz des Stärkern dadurch gänzlich vernichtet.

Nachdem ich bewiesen habe, daß die Ungleichheit in dem Stand der Natur kaum merklich, und ihr Einfluß auch sehr gering ist, so bleibt mir noch übrig ihren Ursprung, und ihren Fortgang in den allmähligen Entwickelungen des menschlichen Geistes zu zeigen. Da ich bewiesen habe, daß die Perfecktibilität, die bürgerlichen Tugenden, und andre Fähigkeiten, welche der Mensch von Natur empfangen, sich niemals von selbst entwickeln konnten, daß ein zusammenlauf vieler besondrer Umstände dazu erfordert wurde, welcher niemals entstehen konnte, und ohne den er ewig in diesem ersten Zustand bleiben mußte; so bleibt mir noch übrig, die verschiedenen Zufälle, welche die menschliche Vernunft aufklären konnten, zu betrachten, durch welche der Mensch ausartete, und sich ver-

schlim-

schlimmerte, indem er geselliger wurde, und wodurch endlich der Mensch und die Welt von einem so entfernten Ziel bis dahin gebracht wurden, wo wir sie jezund sehen.

Da die Begebenheiten, welche ich beschreiben will, sich auf verschiedene Art ereignen konnten, so muß die Vermuthung öfters meine Wahl bestimmen; allein, ausserdem daß diese Vermuthungen alsdenn Grundsäze werden, wenn sie die wahrscheinlichsten sind, welche man aus der Natur ziehen kann, und die einzigen Mittel, um die Wahrheit zu entdecken, so sind alsdenn auch die Folgen, welche ich aus ihnen herleiten werde, keine blose Vermuthungen mehr, weil man auf die Grundsäze, die ich annehmen werde, kein anderes wahrscheinlicheres Lehrgebäude wird bauen können, ohne daß das nemliche daraus zu beweisen wäre, und aus dem man nicht die nemlichen Folgen ziehen könnte.

Dieses wird mir die Mühe ersparen, weitere Betrachtungen über die Art des Verhältnisses, zwischen den Zeiträumen, und der Unwahrscheinlichkeit der Begebenheiten, anzustellen; über die erstaunenden Folgen sehr geringer Ursachen, sobald sie in einem fort würken; über die Unmöglichkeit, auf der einen

Seite gewisse Hypothesen zu bestreiten; wenn man auf der andern Seite ihnen keinen Grad der historischen Gewißheit geben kann; über die Art zwey gegebene Fakta, welche als wesentlich angegeben werden, durch eine Reihe von Mittel-Ursachen unter sich zu verbinden, welche unbekannt sind oder so angesehn werden. Es kömmt der Geschichte zu, wenn sie anders zu haben ist, Verbindungs-Ursachen anzugeben; und wo sie fehlt, muß die Philosophie gewisse ähnliche Fakta bestimmen, welche sie verbinden können; und endlich vermindert die Aehnlichkeit der Begebenheiten die Anzahl der Sachen weit mehr als man es sich vorstellt. Ich begnüge mich diese Gegenstände, der Betrachtung meiner Richter vorzulegen, und bin zufrieden, daß ich gemeine Leser in Stand gesezt habe, diese Betrachtungen nicht anstellen zu dürfen.

Zweyter Theil.

Der erste, welcher ein Stück Feld umzäunte, und zu den andern sagte: dies gehört mein, und Leute fand, welche leichtgläubig genug waren, um es zu glauben, war der wahre Stifter der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viele Laster, wie viel Kriege, wie viel Mordthaten und Elend hätte derjenige dem menschlichen Geschlecht erspart, welcher den Zaun umgerissen, oder den Graben ausgefüllt und zu seinen Nebenmenschen gesagt hätte: Gebt diesem Betrüger kein Gehör; ihr seyd verlohren, wenn ihr vergessen könnt, daß die Früchte uns allen und die Erde keinem allein gehört. Allein es scheint, daß es damals schon so weit gekommen war, daß die Sachen nicht länger mehr so bestehen konnten, wie vorher; denn der Begriff von Eigenthum hängt von vielen vorhergehenden Ideen ab, welche nur nach und nach entstehen konnten, und stellte sich also dem menschlichen Geschlecht nicht auf einmal dar. Man mußte schon grosen Fortgang gemacht, viele Kenntnisse erworben, und sie von Jahr zu Jahr vermehrt haben, ehe man zu diesem äussersten Ende des Standes der Natur gelangen konnte. Wir wollen also von vorne anfangen, und uns bemühen, diese langsame Fortschreitung

schreitung von Begebenheiten und Kenntnissen in ihrem natürlichsten Zustand, unter einen Punkt zu versammeln.

Das erste Gefühl des Menschen war das Gefühl seines Daseyns, seine erste Sorge, die Sorge für seine Erhaltung. Die Früchte der Erde boten ihm seinen Unterhalt an, und sein Instinkt trieb ihn an sie zu geniessen. Da der Hunger und andre Begierden ihm sein Daseyn auf verschiedene Art fühlen ließen, so gab es noch eine andere Begierde welche ihn antrieb, sein Geschlecht fortzupflanzen; und da diese Begierde ganz ohne Empfindung des Herzens war, so erzeugte sie auch blos einen thierischen Trieb. Sobald dieser Trieb gestillet war, so erkannten sich die beyden Geschlechter nicht mehr, und selbst das Kind wurde von der Mutter nicht mehr geliebt, sobald es sich ohne ihre Hülfe forthelfen konnte.

So war das Leben des natürlichen Menschen beschaffen, so war das Leben eines Thiers, welches im Anfang auf Triebe eingeschränkt war, und die Geschenke der Natur kaum zu nuzen, noch weniger ihr etwas abzugewinnen wußte; allein bald häuften sich Schwierigkeiten, und man mußte lernen, sie zu überwinden: die Höhe der Bäume, welche ihn ver-

hin-

hinderte, ihre Früchte zu sammeln, der Zusammenlauf aller andern Thiere, welche sich gleichfalls davon nähren wollten, die Grausamkeit derjenigen, welche ihm selbst nach dem Leben trachteten, alles zwang ihn seinen Körper zu üben; er mußte suchen stark, behend, und im Laufen geschwind zu werden. Die natürlichen Waffen, als die Zweige der Bäume und die Steine lagen vor ihm. Er lernte die Hindernisse der Natur überwältigen, und im Nothfall mit andern Thieren zu kämpfen, seine Nahrung andern Menschen vielleicht abzujagen, und sich davor zu entschädigen. wenn er ohngefähr einem Stärkern seinen Antheil abtreten mußte.

Je nachdem sich das menschliche Geschlecht vermehrte, so vermehrten sich auch die Bedürfnisse. Die Verschiedenheit des Himmelsstrichs, der Erde, der Jahrszeiten, zwang sie, auch verschiedene Lebens-Arten anzunehmen. Unfruchtbare Jahre, lange und rauhe Winter, dürre und brennende Sommer erweckten immer mehr ihren Fleiß. Diejenigen, so an den Ufern der See oder der Flüsse wohnten, erfunden die Angelruthe, und wurden Fischer, und Icktyophagen. In den Wäldern machten sie sich Bogen und Pfeile und wurden Jäger und Kriegsleute, und in den kalten Ländern lernten sie sich mit den Häuten der Thie-

re bedecken, welche sie getödet hatten. Der Donner, ein Vulkan, oder sonst ein günstiges Ohngefähr, leitete sie auf die Erfindung des Feuers, wodurch sie ein neues Mittel wider die Kälte erhielten; sie lernten endlich dieses Element unterhalten, und es wieder hervorzubringen, und das Fleisch dadurch zubereiten, welches sie vorher roh verschlungen.

Diese oft wiederholte Vergleichung anderer Wesen, mit seinem eigenen, und des einen mit dem andern, mußte nothwendiger weise bey dem Menschen den Begriff gewisser Verhältnisse hervorbringen. Die Verhältnisse, welche wir durch die Wörter, stark, schwach, klein, groß, geschwind, langsam, furchtsam, herzhaft, ausdrücken, und andere ähnliche Begriffe, wurden zur Zeit der Noth, und gleichsam ohne dabey zu denken, verglichen, und brachten endlich bey ihm eine Art von Ueberlegung hervor, oder vielmehr eine maschinenmäßige Klugheit, durch welche er die zu seiner Sicherheit nöthige Vorsicht erlangte.

Durch die neuen Begriffe, welche aus dieser Entwicklung entstunden, erhielt er das Bewußtseyn seiner Macht über die übrigen Thiere, und diese Macht wurde dadurch noch vermehrt. Er übte sich ihnen Schlingen zu legen, und hintergieng sie auf vielerley

ley Art, und obgleich viele von denjenigen Thieren, welche ihm nützlich oder schädlich sind, ihn entweder an Stärke oder an Geschwindigkeit im Laufen übertrafen, so machte er sich dennoch endlich Meister von den erstern, und wurde der Schrecken der andern. Mit diesem ersten Gefühl seiner selbst, entstund auch bey ihm zugleich das erste Gefühl des Stolzes, und kaum konnte er die verschiedenen Stufen der Schöpfung unterscheiden, und sich vermöge seines Geschlechts auf der ersten Stufe erkennen, als er schon anfieng für seine Person diesen Rang zu behaupten.

Seine Neben-Menschen betrachtete er zwar noch nicht so, wie wir uns betrachten, und hatte mit ihnen eben so wenig Gemeinschaft, als mit den übrigen Thieren dennoch aber entgiengen sie seinen Beobachtungen nicht. Mit der Zeit bemerkte er einige Aehnlichkeiten unter ihnen, und zwischen seinem Weibchen und seinem eignen Wesen; diese erkannten Gleichheiten, ließen ihn auf andere schließen, welche er noch nicht kannte; er bemerkte, daß sie sich bey gewissen Gelegenheiten eben so betrugen, wie er sich dabey würde betragen haben, und schloß daraus, daß sie einerley Denkungs- und Empfindungsart mit ihm haben müßten; und nachdem endlich sein Geist diese wichtigen Wahrheiten erkannt hatte, so befolgte er, nach

einem weit richtigern und schnellern Gefühl, als unsre Dialecktick lehrt, gegen die andern, die besten Verhaltungsregeln, welche zu seinem Vortheil und seiner Sicherheit nöthig waren.

Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die Liebe zur Selbsterhaltung, der einzige und erste Bewegungsgrund aller menschlichen Handlungen sind, und er war daher im Stande nicht allein die seltenen Fälle zu unterscheiden, wo er der allgemeinen Sicherheit wegen sich auf den gemeinschaftlichen Beystand, seiner Nebenmenschen verlassen konnte; sondern auch die noch seltenern Fälle, wo er sich wegen dem gegenseitigen Verlangen nach ein und eben derselben Sache, vor ihnen in Acht zu nehmen hatte. Im ersten Fall, vereinigte er sich mit den andern, vermöge einer freywilligen und unbedingten Verbindung, welche nicht länger dauerte, als bis die gegenwärtige Noth, die sie erzeugt hatte, vorüber war; im andern Fall aber, suchte jeder für sich selbst seinen Vortheil zu erhalten, entweder, durch offenbare Gewalt, wenn er sich stark genug glaubte, oder auch durch List und Verschlagenheit, wenn er sich zu schwach fühlte.

Auf diese Art erlangten die Menschen allmählich, einige dunkle Begriffe von gegenseitigen Verbindlich-

keiten,

keiten, und von dem Nuzen sie zu erfüllen, jedoch dauerten sie nur so lange, als der gegenwärtige Vortheil es erforderte; denn die Vorsicht kannten sie noch nicht, und weit entfernt sich um die Zukunft zu bekümmern; waren sie nicht einmal für den andern Tag besorgt. Wollte man einen Hirsch fangen, so fühlte jeder die Nothwendigkeit, nicht von seinem Posten zu weichen, kam aber von ohngefähr ein Haase bey einem vorbey gelaufen, so ist nicht zu zweifeln, daß er ihn ohne Bedenken verfolgte, und daß er, nachdem er seine Beute erhalten, sich wenig darum bekümmerte, ob die andern die ihrige erhalten würden, oder nicht.

Es ist leicht zu erachten, daß zu einer solchen Verbindung keine gekünsteltere Sprache nöthig war, als die, so die Affen, und andere Thiere unter sich haben, welche sich beynahe auf eben die Art zusammen vereinigen. Lange Zeit konnte die allgemeine Sprache, aus nichts weiter, als aus unartickulirten Tönen, vielen Gebehrden, und einem nachgeahmten Schreyen bestehen, zu diesen kamen in jeder Gegend einige deutliche Töne, deren Bedeutung man verstund, und wovon der erste Ursprung, wie ich schon gesagt habe, sehr schwer zu finden ist; und es entstunden daher einige obwohl sehr dunkle und unvollkommne Spra-

chen, dergleichen man heut zu Tage noch bey wilden Nationen antrift. Ich übergehe hier eine grose Anzahl von Jahrhunderten, theils wegen Mangel der Zeit, theils wegen der Menge desjenigen, was ich noch zu sagen habe, und der unmerklichen Fortschreitung aller Anfänge; denn je langsamer die Begebenheiten auf einander folgen, desto geschwinder kann man sie beschreiben.

Diese ersten Kenntnisse sezten den Menschen in den Stand, noch andere geschwinder zu erlangen, und jemehr der Geist sich aufklärte, desto gröser ward die Begierde sich mehrere Kenntnisse zu erwerben. Man legte sich bald nicht mehr unter dem ersten besten Baum, oder in einer Höle nieder, um zu schlafen; eine Art von Beil, so man aus harten und schneidenden Steinen verfertigte, diente dazu, um Holz zu fällen, die Erde zu umgraben, und Hütten von Zweigen zu errichten, welche man nachher mit Thon oder anderer Erde zu bedecken lernte. Dieses ist der Zeitpunkt jener ersten Veränderung, als die Familien sich versammelten, um sich von einander zu unterscheiden, und wodurch eine Art von Eigenthums-Recht eingeführt wurde, aus welchem damals schon vielleicht grose Streitigkeiten und Kämpfe entstanden sind. Da jedoch die Stärkern wahrscheinlich zuerst

sich

sich Wohnungen errichteten, weil sie sich im Stand fühlten, sie zu vertheidigen, so ist zu vermuthen, daß die Schwächern es für besser und sicherer hielten, ihnen hierinn nachzufolgen, als daß sie es hätten wagen sollen, erstere aus ihren Wohnungen zu vertreiben: was aber diejenigen betrift, so schon eigne Hütten hatten, so werden sie schwerlich nach den Hütten anderer getrachtet haben, nicht, weil die Wohnung nicht ihnen gehörte, als vielmehr weil sie ihnen ganz unnüz gewesen wäre, und weil sie sich derselben doch nicht bemächtigen konnten, ohne mit der Familie, welche sie bewohnte, in einen heftigen Streit zu gerathen.

In dieser neuen Lage, welche Männer und Weiber, Väter und Kinder in einer Wohnung zusammen vereinigte, entwickelten sich die ersten Regungen des Herzens, und aus der Gewohnheit miteinander zu leben, entstunden die zärtlichsten Empfindungen der Menschen, die eheliche und die väterliche Liebe. Jede Familie machte nun eine Gesellschaft aus, welche desto genauer vereinigt war, da gegenseitige Zuneigung und Freyheit die einzige Bande derselben waren; damals entstund auch zuerst der Unterschied in der Lebensart der beyden Geschlechter, welche bisher nur eine gehabt hatten. Die Weiber gewöhnten sich

an

an ein sizendes Leben, und blieben in den Hütten bey den Kindern, während daß die Männer ausgiengen, um die gemeinschaftliche Nahrung zu suchen. Beyde Geschlechter verlohren nun durch dieses weichlichere Leben, etwas von ihrer Stärke und Wildheit; ob sie aber gleich, einzeln genommen, den wilden Thieren nicht mehr so widerstehen konnten, so konnten sie sich aber auch desto geschwinder versammeln, und sich gemeinschaftlich beystehen.

In diesem neuen Stand bey einer so einförmigen und einsamen Lebensart mit so wenig Bedürfnissen umgeben, und den Werkzeugen versehen, sie sich zu verschaffen, mußten die Menschen sehr viele müßige Zeit haben, und wandten sie dazu an, sich verschiedene Bequemlichkeiten zu verschaffen, welche ihren Vätern unbekannt waren; dieses war das erste Joch, welches sie sich unwissender weise selbst auflegten, und die erste Quelle alles des Uebels, welches sie auf ihre Nachkommen brachten, denn, indem sie ihren Geist und Körper immer mehr an die Weichlichkeit gewöhnten, so verlohren endlich diese Bequemlichkeiten, durch die Gewohnheit sie zu besizen, alle ihre Annehmlichkeit, da sie auch überdies zu Bedürfnissen geworden waren, so war die Entbehrung derselben viel empfindlicher, als deren Besiz angenehm

gewe=

gewesen, und man war weit unglücklicher sie zu verlieren, als glücklich sie zu besizen.

Hier sieht man nun schon etwas deutlicher, daß der Gebrauch der Sprache in dem Schoos einer jeden Familie entstanden und nach und nach vollkommener wurde, und man kann auch vermuthen, daß verschiedene besondere Fälle die Sprache erweitern halfen, und sie geschwinder zur Vollkommenheit brachten, indem sie dadurch dem Menschen nothwendiger gemacht wurde. Grose Ueberschwemmungen konnten plözlich ganze bewohnte Oerter mit Wasser umgeben, oder ein Erdbeben, Abgründe um sie herum eröfnen; es konnten in den grosen Veränderungen unsrer Erde ganze Stücke vom festen Lande abgerissen und zu Inseln werden. Man begreift leicht, daß unter Menschen, welche so nahe beysammen wohnen, und die gezwungen sind mit einander zu leben, eher eine Art von gemeinschaftlicher Sprache entstehen mußte, als unter den andern, welche noch frey in den Wäldern des festen Landes herum irrten. Es ist also sehr möglich, daß nach den ersten Versuchen der Schiffarth die Sprache uns zuerst von den Bewohnern der Inseln ist überbracht worden; wenigstens ist es sehr wahrscheinlich, daß sowohl die Gesellschaft als auch die Sprache auf den Inseln entstanden,

und

und sich dort vervollkommnet haben, ehe sie noch auf dem festen Lande bekannt waren.

Hierdurch wurde nun alles verändert. Die Menschen, so bisher in den Wäldern herumgeirrt, wählen sich einen festen Aufenthalt, und fangen an, sich einander langsam zu nähern, vereinigen sich in Haufen zusammen, und machen endlich in jeder Gegend, eine eigne Nation aus, welche durch eigne Sitten und Charackter unter einander vereinigt sind, nicht aber durch Gesetze, sondern blos durch die nemliche Lebens- und Nahrungs- Art, und den gemeinschaftlichen Einfluß ihrer Himmels- Gegend. Eine beständige Nachbarschaft muß endlich eine Art von Verbindung unter den verschiedenen Familien hervorbringen; junge Leute beyderley Geschlechts bewohnen zwey benachbarte Hütten, aus dem gewöhnlichen Umgang welchen die Natur erfordert, und der bisher immer nur eine Zeitlang gedauert hatte, entstund bald ein anderer so weit angenehmer, und durch die beständige Gemeinschaft viel dauerhafter wurde. Man gewöhnte sich verschiedene Gegenstände zu betrachten, und Vergleichungen anzustellen; und endlich entstunden nach und nach die Begriffe, von Werth und Schönheit vermöge welchen die Empfindung durch einen gewissen Vorzug bestimmt wurde. Je mehr man sich sieht, desto mehr

wünscht man einander wieder zu sehen. Ein süßes, zärtliches Gefühl bemeistert sich der Seele, und dieses Gefühl wird durch die geringsten Hindernisse zur ärgsten Wuth. Die Eifersucht wacht zugleich mit der Liebe auf; der Zwietracht entsteht, und die sanftesten Leidenschaft des Menschen erregt nun Blutvergiessen.

Je nachdem Begriffe und Empfindungen auf einander folgen, und der Geist und das Herz geübt wird, fängt das menschliche Geschlecht an, seine Wildheit abzulegen, die Verbindungen erweitern sich, und die gegenseitige Zuneigung wird stärker. Man gewöhnte sich in einer Hütte, oder unter einem grosen Baum zu versammeln; Singen und Tanzen, die wahren Kinder der Liebe und der Muße, waren nun der einzige Zeitvertreib, oder vielmehr die einzige Beschäftigung, der müssigen Weiber und Männer, die sich versammelt hatten. Jeder beobachtete den andern, und wollte selbst gerne beobachtet seyn, und die allgemeine Achtung erhielt bey ihnen einen Werth, derjenige, so am besten sang, oder tanzte; der schönste, der stärkste der geschickteste oder der beredteste, wurde am mehresten geachtet; und dieses war der erste Schritt zur Ungleichheit, und auch zugleich zu dem Laster; denn aus diesen ersten Vorzügen, entstund auf

ter einen Seite die Eitelkeit und die Verachtung, auf der andern Seite aber, die Schande und der Neid; und je mehr diese Gährung, durch neue Gelegenheiten, unterhalten und verstärkt wurde, desto schädlicher waren die daraus entstehenden Folgen für die Unschuld und das Glück.

So bald die Menschen, sich untereinander beurtheilen konnten, und der Begriff der Achtung sich in ihrem Geiste festgesetzt hatte, so glaubte jeder ein Recht darauf zu haben, und man durfte sie keinem einzigen ungestraft versagen. Hieraus entstunden nun, selbst mitten unter den Wilden, die Pflichten der Höflichkeit, und jedes freywillige Nichtachten wurde ein Verbrechen, weil, ausser dem Schaden welcher aus der Beschimpfung entstund, der beleidigte seine Person verachtet glaubte, die öfters unausstehlicher war, als die Beleidigung selbst. Da nun jeder die Verachtung seiner Person in dem Maas bestrafte, nachdem er sich selbst hoch schätzte, so war die Rache allemal schrecklich, und die Menschen wurden blutgierig und grausam. Dieses ist die Stufe auf welcher die mehrsten wilden Völker schon stunden, als sie uns bekannt wurden, und es haben daher einige, aus Mangel die Begriffe gehörig zu unterscheiden, und zu bemerken wie weit sich der Mensch schon von dem Stand der Natur entfernt

fernt hatte, sehr übereilt geurtheilt, daß der Mensch von Natur grausam sey, und daß man ihn durch Gesetze sanfter machen müsse; da doch kein Geschöpf in dem ersten Stand der Natur sanfter ist als er, indem die Natur ihn gleichweit von der Dummheit der Thiere, und der schädlichen Erleuchtung des bürgerlichen Menschen entfernt hat, und da er zugleich durch seine Vernunft und seinen Instinkt angetrieben wird, sich vor den ihm drohenden üebeln zu hüten; so wird er durch das natürliche Mitleiden zurückgehalten, andern, ohne daß er dazu gereitzt würde, und ohne daß man ihm selbst üebel begegnet hätte, Uebels zuzufügen. Denn der weise Locke sagt mit Recht: daß, da wo kein Eigenthum ist, auch keine Beleidigung statt finden kann.

Allein man muß bedenken, daß, da die Gesellschaft einmal entstanden, und gewisse Verhältnisse unter den Menschen schon festgesetzt waren, sie auch andere Eigenschaften annehmen mußten, als diejenigen, so sie in dem Stand der Natur hatten. Die Moralität fieng an die menschlichen Handlungen zu bestimmen, und jeder war, noch ehe Gesetze eingeführt waren, sein eigener Richter und Rächer der Beleidigungen, welche man ihm zugefügt hatte; jene Gutherzigkeit, welche in dem Stand der Natur dem Menschen

eigen ist; ward ihm in dem Stand der entstehenden Gesellschaft nicht mehr so vortheilhaft; und je häufiger die Beleidigungen wurden, desto strenger wurden die Strafen und die Furcht vor der Rache, diente also damals statt der Gesetze. Ob nun gleich die Menschen dadurch weniger verträglich geworden, und das natürliche Mitleiden schon etwas verdrängt war, so war man doch in dieser Periode der Entwicklung menschlicher Fähigkeiten, eben so weit von der Fühllosigkeit des ersten ursprünglichen Standes, als von der übertriebenen Geschäftigkeit unsere Eigenliebe entfernt und dieser Zwischenstand mußte also der glücklichste und dauerhafteste Zeitpunkt gewesen seyn. Je mehr man darüber nachdenkt, je mehr findet man, daß dieser Zustand den wenigsten Veränderungen unterworfen, und den Menschen am angemessensten muß gewesen seyn (man sehe die 16te Anmerkung) und daß nur ein schädlicher Zufall ihn müsse zerstört haben, welcher jedoch zum besten der Menschen, niemals hätte geschehen sollen. Das Beyspiel der wilden Völker, die man beynahe alle in diesem Zustand fand, scheint es zu bestätigen, daß der Mensch bestimmt war immer darinne zu bleiben, daß dieser Stand so zu sagen die erste Jugend der Welt gewesen sey, und daß endlich alle weitere Fortschritte dem Schein nach, zwar zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen beygetragen,

im

im Grunde aber das ganze Geschlecht verdorben habe.

So lange die Menschen sich mit ihren schlechten Hütten begnügten, so lange sie ihre Kleider von Fellen, mit Dornen oder Fischgräten zusammen näheten, sich mit Federn und Muscheln schmückten, den Leib mit verschiedenen Farben bemahlten, ihre Pfeile und Bogen verschönerten oder verbesserten, und mit scharfen Steinen, einen kleinen Fischer Kahn, oder ein bäuerisches Musik-Instrument verfertigten; so lange sie überhaupt, sich mit Arbeiten beschäftigten, welche einer allein verrichten konnte, und mit Künsten, wozu wenige Hände erfordert werden, so lange waren sie frey, gesund, und so glücklich als sie es ihrer Natur nach nur immer seyn konnten, und genossen unter sich das Vergnügen einer unabhängigen Gesellschaft; allein sobald einer des andern Hülfe benöthigt war; sobald man bemerkte, daß es vortheilhaft sey, wenn einer, Vorrath für zwey sammelte, so verschwand auch alle Gleichheit, des Eigenthumsrecht wurde eingeführt, die Arbeit wurde nothwendig, und die weitläufigen Wälder, wurden in reizende Felder verwandelt, welche man mit dem Schweiß der Menschen benezen

mußte, und auf denen man bald, die Sclaverey und das Elend zugleich mit der Frucht aufkeimen sah.

Die Erfindung zweyer Künste der Metallurgie und des Ackerbaus, brachten diese grose Veränderung hervor. Nach den Dichtern, war es das Gold und Silber; nach den Philosophen aber, das Eisen und das Getreide, welches den Menschen verfeinerte, und das menschliche Geschlecht verdorben hat. Beyde waren den Amerikanischen Wilden unbekannt, welche daher auch noch immer so geblieben sind; ja es scheint sogar, daß die übrigen Völker, immer barbarisch geblieben sind, so lange sie eine von diesen Künsten ohne die andern ausgeübt haben. Auch ist die wahre Ursache, warum Europa wo nicht eher, doch stets aufgeklärter war als die übrigen Welttheile, vermuthlich darinne zu suchen, weil es einen größern Ueberfluß an Früchten und Eisen hat.

Es ist schwer zu bestimmen, wie die Menschen auf die Entdeckung des Eisens und dessen Gebrauch gekommen sind: denn es ist unmöglich zu glauben, daß sie selbst sollten erfunden haben, wie man diese Materie aus den Minern ziehen, und sie gehörig zubereiten muß, um sie zu schmelzen, ehe und bevor man wußte, was daraus entstehen würde. Auf der andern

Seite

Seite kann man diese Entdeckung noch weniger einer zufälligen Feuersbrunst zuschreiben, weil die Minern mehrentheils an dürren Oertern gefunden werden, welche von Bäumen und Pflanzen ganz entblößt sind; und man daher beynah glauben mögte, die Natur habe uns mit Fleiß dieses schädliche Geheimniß verborgen. Es bleibt also noch blos der Fall übrig, einen feuerspeyenden Berg anzunehmen, welcher verschiedene geschmolzene metallische Materien ausgeworfen, und dadurch dem Beobachter den Begriff gegeben habe, die Natur in dieser Art nachzuahmen; überdies muß man ihm sehr vielen Muth und Vorsicht andichten, um ein so mühsames Werk zu unternehmen, und von weitem schon den Nutzen voraus sehen zu können, welchen er daraus ziehen würde; welches alles aber einen schon geübteren Geist erfordert, als damals möglich war.

Was den Ackerbau betrift, so waren dessen erste Grundsätze schon bekannt, ehe man ihn ausübte; und es ist nicht wohl zu glauben, daß Menschen, welche beständig ihre Nahrung von den Bäumen und aus den Pflanzen erhielten, nicht bald einen Begriff von der Art des Wachsthums der Vegetabilien, sollten von der Natur erlernt haben; jedoch werden sie wahrscheinlicher weise erst spät ihre Bemühungen darauf

gerichtet haben, theils weil sie ausser der Jagd und der Fischerey ihre Nahrung von den Bäumen erhielten, welche keine Pflege und Wartung nöthig hatten, theils auch, aus Mangel der zum Ackerbau erforderlichen Werkzeuge, und endlich aus Mangel an Vorsicht für die Zukunft, und der Mittel, die andern abzuhalten, sich die Frucht ihrer Arbeit zuzueignen. Nachdem sie erfinderischer geworden, so ist zu glauben, daß sie zuerst mit spitzigen Steinen oder Stöcken, einige Früchte oder Wurzeln um ihre Hütten herum zu bauen angefangen haben, und zwar lange vorher, ehe sie das Getreide zu bereiten wußten, oder ehe sie die Werkzeuge hatten, welche diese Kunst im Ganzen erfordert. Man muß überdies erwägen, daß um die Erde zu bauen und zu besäen, man sich entschließen muß anfangs etwas einzubüssen, um in der Folge Nutzen daraus zu ziehen; diese Vorsicht ist aber dem Geist eines wilden Menschen so wenig angemessen, daß er vielmehr, wie ich schon gesagt habe, viele Mühe hat, des Morgens an seine Bedürfnisse für den Abend zu denken.

Die Erfindung der andern Künste war also nothwendig, um die Menschen zu zwingen, sich mit dem Ackerbau zu beschäftigen. Sobald man Menschen nöthig hatte, welche das Eisen schmelzten und schmiedeten,

deten, so waren andere nöthig, welche diese ernähren mußten, und je mehr die Zahl der Handwerks Leute, sich vermehrte, desto weniger Hände blieben zur algemeinen Erhaltung der Nahrung übrig, ohne daß jedoch weniger Menschen da waren die sich nähren wollten; da nun die einen ihr Eisen gegen Früchte, vertauschen mußten, so funden endlich die andern, die Kunst, die Früchte durch den Gebrauch des Eisens zu vermehren; hierdurch entstund nun auf der einen Seite der Acker und Landbau, und auf der andern Seite, die Kunst die Metalle zu bearbeiten, und sie zu vielfältigem Gebrauch anzuwenden.

Aus dem Anbau der Ländereyen folgte nothwendiger weise derselben Vertheilung, und aus dem einmal erkannten Eigenthum die ersten Grundsätze des Rechts, dann um jedem das seinige geben zu können, muß jeder etwas besitzen; da übrigens die Menschen anfiengen für die Zukunft zu sorgen, und einsahen, daß jeder etwas zu verlieren habe; so mußte jeder befürchten, daß ihm das nemliche Unrecht angethan würde, welches er andern zufügte. Diese Erklärung ist desto natürlicher, je unmöglicher es ist, das entstehende Eigenthumsrecht anders, als durch die Handarbeit zu erklären, denn man kann nicht einsehen, wie sich der Mensch die Sachen erwerben

konnte, welche nicht ihm gehörten, anders, als daß er seine Arbeit davor hingegeben. Blos allein die Arbeit giebt dem Landmann einiges Recht auf den Nutzen des Feldes so er bearbeitet, und also auf den Grund des Stücks, wenigstens so lange bis die Erndte vorbey ist, und indem er es von Jahr zu Jahr besizt, so verändert sich dieser ununterbrochene Besiz leicht in ein Eigenthumsrecht. Grotius sagt: Wenn die Alten die Ceres eine Gesezgeberin nannten, und die Feste, so ihr zu Ehren gefeyert wurden, Thesmophorien, so wollten sie dadurch zu verstehen geben, daß durch die Theilung der Ländereyen eine Art eines neuen Rechts eingeführt worden sey; nemlich das Recht des Eigenthums, welches sehr verschieden ist von dem, das aus dem Naturgesez entspringt.

In diesem Stand konnte alles gleich bleiben, wenn die Talente gleich ausgetheilt gewesen wären, und zum Beyspiel der Gebrauch des Eisens, und der Absaz des Getreides in gleichem Verhältniß geblieben wären: allein diese Gleichheit, welche durch nichts unterhalten wurde, ward gar bald zerstört; der stärkere konnte mehr Arbeit verfertigen; der geschicktere wußte seine Arbeit besser zu benuzen, der erfinderische fand Mittel die seinige abzukürzen; der

Land-

Landmann hatte entweder mehr Eisen, oder der Eisen-Arbeiter mehr Getreide nöthig, und indem sie alle zugleich arbeiteten, so verdiente mancher viel, während daß der andere kaum leben konnte. Auf diese Art entwickelte sich nach und nach die natürliche Ungleichheit zugleich mit den Verhältnissen, der Unterschied unter den Menschen wird durch die Umstände entdeckt, seine Folgen sind daher auch desto merklicher und begreiflicher, und haben in eben dem Verhältniß Einfluß in das Schicksal jedes einzelnen Menschen.

Da die Sachen nun endlich so weit gekommen waren, so ist es leicht das übrige selbst hinzuzudenken. Ich werde mich daher nicht mit der Beschreibung der Erfindung der übrigen Künste, des Fortgangs der Sprachen, der Prüfung und Anordnung der Talente, der Ungleichheit der Glücksgüter, des Gebrauch und Mißbrauchs des Reichthums, u. s. w. lange aufhalten; noch die Nebenumstände anführen, welche auf diese folgten, und die jeder leicht selbst vermuthen kann. Ich will blos das Menschengeschlecht in diesem neuen Zustand noch einmal betrachten.

Hier sind nun alle unsre Fähigkeiten entwickelt, das Gedächtniß und die Einbildungskraft beschäftigt,

tigt, die Eigenliebe erweckt, die Vernunft wirkend und thätig, und der Geist ist beynahe zu dem Grad der Vollkommenheit gelangt, dessen er nur fähig ist. Hier sind also alle natürlichen Eigenschaften unaufhörlich beschäftigt, der Rang und das Schicksal eines jeden Menschen ist bestimmt, nicht allein in Ansehung der Menge seiner Güter, und der Gewalt schaden oder nutzen zu können, sondern auch in Rücksicht seines Geistes, seiner Schönheit, Stärke, Klugheit und endlich seines Verdienstes und seiner Geschicklichkeit; und da man blos durch diese Eigenschaften sich einigen Vorzug oder Achtung erwerben konnte, so mußte man bald sich dieselben entweder selbst erwerben, oder wenigstens den Schein annehmen, als wenn man sie besäße. Man mußte also des Vortheils wegen sich anders zeigen, als man eigentlich war. Seyn und Scheinen war nun sehr unterschieden, und aus diesem Unterschied entstund die verschwenderische Pracht, die betrügliche Hinterlist, und alle Laster, die zu ihrem Gefolge gehören. Auf der andern Seite erblickt man den Menschen, der vorher frey und unabhängig gewesen; wie er sich nun durch eine Menge von Bedürfnissen so zu sagen der ganzen Natur unterwürfig gemacht hat, hauptsächlich aber seinen Nebenmenschen, deren Sklav er in gewissem Verstande blieb, auch selbst, wenn er ihr Herr wurde;

de; denn war er reich, so brauchte er sie zu seinem Dienst, war er arm, so war er ihrer Hülfe benöthigt, und in dem Mittelstand konnte er sie eben so wenig entbehren. Er mußte also beständig sie mit in sein Schicksal zu verwickeln suchen, und sie entweder durch wirklichen oder scheinbaren Nutzen anreizen, für ihn zu arbeiten: dieses aber machte ihn listig und betrügerisch gegen die einen, und gebieterisch und hart gegen die andern; und sezt ihn in die Nothwendigkeit, alle diejenigen, die ihm dienen können, denen er aber nicht gebieten kann, und für die er seines eigenen Vortheils wegen auch nicht arbeiten will, zu hintergehen. Endlich erwacht der Ehrgeiz, die Begierde das Verhältniß seines Glücks zu vermehren, nicht aus wahrem Bedürfniß, sondern blos um sich dadurch über andere zu erheben; flößet allen Menschen die schädliche Neigung ein, sich unter einander selbst zu schaden, und erweckt die heimliche Eifersucht, die um desto gefährlicher ist, weil sie öfters, um ihren Zweck zu erreichen, die Larve der Gewogenheit annimmt, mit einem Wort, Begierde und Eifersucht auf der einen, und Eigennutz, nebst dem heimlichen Verlangen, seinen Nuzen auf Unkosten anderer zu befördern auf der andern Seite; alle diese Uebel sind die Folgen des Eigenthumsrechts,

und

und die unzertrennbaren Gefährten der ersten Ungleichheit.

Ehe man noch äusserliche Zeichen des Reichthums erfunden hatte, so konnte er in nichts anders als in Ländereyen oder Thieren bestehen, die beyden grösten Güter, so Menschen besitzen können. Sobald nun die Erbtheile entweder an Anzahl oder an Größe zunahmen, so daß sie das ganze Land bedeckten, und aneinander stießen, so konnten die einen sich nur noch auf Unkosten der andern vergrößern, und die Ueberzähligen, welche entweder aus Schwachheit oder aus Fühllosigkeit sich nichts erworben hatten, wurden dadurch arm, ohne etwas verlohren zu haben, blos weil alles um sie her sich verändert hatte, und sie selbst doch nicht verändert waren; sie sahen sich also gezwungen entweder ihren Unterhalt aus der Hand der Reichen zu erhalten, oder sie zu berauben, und hieraus entstund, nach der verschiedenen Gemüthsart beyder Partheyen entweder die Herrschaft, und die Sklaverey, oder die Gewaltsamkeit und der Diebstahl. Die Reichen hatten ihrer Seits kaum das Vergnügen der Oberherrschaft erkannt, als sie anfiengen alles übrige Vergnügen dagegen gering zu schäzen, sie bedienten sich ihrer ersten Sklaven, um sich noch andere neue zu unterwerfen, und dachten auf

nichts,

LB Coburg

nichts, als ihre Nachbarn zu unterdrücken, und unter ihr Joch zu bringen: gleich jenen hungrigen Wölfen, welche, wenn sie einmal Menschenfleisch gekostet haben, alle andere Nahrung verachten, und blos Menschen zerreissen wollen.

Auf diese Art glaubten die Reichen, so wie die Armen, entweder durch ihre Gewalt, oder durch ihre Bedürfnisse, eine Art von Anspruch auf das Vermögen anderer zu haben, welcher ihrer Meynung nach, eben so gültig war, als das Eigenthumsrecht, und so entstunden aus der einmal aufgehobenen Gleichheit die schrecklichsten Uebel. Die unrechtmäßige Gewalt der Reichen, die Räubereyen der Armen, und die ausschweifenden Leidenschaften aller, erstickten das natürliche Mitleid, und das noch schwache Gefühl der Billigkeit gänzlich, und die Menschen wurden geizig, herrschsüchtig und niederträchtig. Das Recht des Stärkern, und der ersten Besizung, erweckte einen immerwährenden Streit, welcher sich immer durch Kämpfen und Morden endigte. (Man sehe die 17te Anmerkung) Die erst entstandene Gesellschaft führte nun einen unaufhörlichen und blutigen Krieg, und das Menschengeschlecht, welches nun erniedrigt und voller Verzweiflung war, konnte weder zu seinem ersten Stand zurückkehren, noch den

un-

unglücklichen Besizungen entsagen, die es sich erworben hatte, und indem der Mensch seine Fähigkeiten zu seiner eignen Schande mißbraucht, so arbeitet er gänzlich an seinem Untergang.

Attonitus novitate mali, divesque miserque,
Effugere optat opes, et quae modo voverat, odit.

Es ist nicht möglich, daß die Menschen nicht endlich über diese elende Lage, und das Unglück, welches sie drückte, sollten nachgedacht haben. Die Reichen besonders mußten bald einsehen, wie sehr schädlich für sie ein immerwährender Krieg wäre, der immer auf ihre Unkosten geführt wurde, und in welchem die Lebensgefahr allgemein, der Verlust der Güter aber nur einseitig war. So sehr sie übrigens ihre unrechtmäßige Gewalt beschönigen mochten, so fühlten sie doch, daß sie blos auf ein eigenmächtiges und gemißbrauchtes Recht gegründet war, und daß, da sie dieselbe blos durch Gewalt erhalten hatten, man sie ihnen wieder mit Gewalt abnehmen konnte, ohne daß sie Recht hätten sich darüber zu beklagen. Selbst diejenigen, welche sich durch ihren Fleiß bereichert hatten, konnten ihr Eigenthumsrecht nicht gültiger beweisen. Sie mogten immer sprechen:

ich

ich habe diese Mauer aufgerichtet, und dieses Land durch meinen Fleiß angebaut; man konnte ihnen immer antworten; wer gab euch die Richtschnur dazu, und aus welchem Grunde verlangt ihr auf unsre Unkosten die Vergeltung einer Arbeit zu empfangen, welche man euch nicht auferlegt hat? Wisset ihr nicht, daß viele eurer Brüder, aus Mangel dessen, woran ihr einen Ueberfluß habt, leiden oder umkommen müssen, und daß ihr erst die Einwilligung von uns allen erhalten müßt, ehe ihr euch von unsrer Nahrung dasjenige zueignen könnt, was ihr jezt mehr habt, als euch nöthig ist? da man nun keine gültigen Ursachen zu seiner Rechtfertigung anführen konnte, und zu schwach war, sich zu vertheidigen; so konnte man zwar einen einzelnen Menschen leicht unterdrücken, dagegen wurde man selbst wieder von einem Haufen Räuber unterdrückt; also allein gegen alle, und durch die gegenseitige Eifersucht abgehalten sich gegen einen Feind, den die Hofnung der Beute vereinigte, sich gemeinschaftlich beyzustehen; so erfand endlich der Reiche, durch die Noth gezwungen, den allersinnreichsten Entwurf, welchen der menschliche Geist jemals hervorgebracht hat; nemlich die Gewalt derjenigen, welche ihn angriffen, selbst zu seinem Vortheil zu kehren, und seine Gegner zu seinen Vertheidigern umzuschaffen, ihnen andere Grund-

che

säze einzuflößen, und andere Geseze zu geben, welche für ihn eben so günstig wären, als das Recht der Natur ihm ungünstig war.

In dieser Absicht stellte er seinen Nachbarn das Schreckliche ihrer jetzigen Lage vor, welche einen immer gegen den andern bewafnete, die ihnen ihre Besizungen eben so beschwerlich machte als ihre Bedürfnisse, und wo keinen, weder die Armuth noch der Reichthum schüzen konnte, und so fand er endlich leicht Bewegungsgründe, wodurch er sie zu seinem Zweck bereden konnte. "Lasset, sprach er, uns einig „werden, damit wir die Schwachen vor der Unter„drückung beschüzen, den Ehrgeizigen einschränken, „und jedem das Seinige erhalten können; lasset „uns gerechte und friedfertige Grundgesetze fest„sezen, denen jeder, ohne Ansehn der Person unter„worfen seyn soll, und die einigermaßen die Unbe„ständigkeit des Glücks verbessern, indem sie dem „Mächtigen sowohl als dem Schwachen gegenseitige „Pflichten auflegen. Mit einem Wort; an statt „unsere Gewalt gegen uns selbst zu kehren, solasset „uns dieselbe vielmehr in eine höchste Gewalt ver„einigen, welche uns nach weisen Gesezen regieren, „alle Mitglieder der Gesellschaft vertheidigen und „beschüzen, unsern gemeinschaftlichen Feinden wi-

der-

„verstehn, und eine immerwährende Eintracht unter "uns erhalten soll". Eine solche gelehrte Rede, war nicht einmal nöthig, um grobe und unwissende Menschen zu überreden, die leicht zu verführen waren, die übrigens zu viele Streitigkeiten unter sich selbst hatten, um sich ohne Schiedsrichter zu behelfen, und zuviel Geitz, und Herrschsucht besaßen, um lange ohne ein Oberhaupt leben zu können. Jeder lief seinen Fesseln willig entgegen, und glaubte dadurch seine Freyheit zu versichern; denn ob sie gleich vernünftig genug waren, um die Vortheile einer bürgerlichen Gesellschaft einzusehen, so fehlte es ihnen jedoch an Erfahrung, um die daraus entstehenden Uebel vorhersehen zu können; diejenigen aber, welche die daraus entstehenden Mißbräuche vorher sehen konnten, waren eben die, welche daraus Nutzen zu ziehen hoften, und selbst die Weisesten sahen ein, daß man einen Theil der Freyheit aufopfern müsse, um den andern zu erhalten; gleich einem Verwundeten, der sich gerne den Arm abuehmen läßt, um den ganzen Körper zu retten.

Auf diese Art entstund nun die Gesellschaft und die Gesetze, welche letztere den Schwachen noch mehr einschränkten, und den Mächtigen noch mehr Gewalt verliehen; (man sehe die 18te Anmerkung) die na-

türliche Freyheit auf immer verdrängten, das Recht der Ungleichheit und des Eigenthumes gründeten, die unrechtmäßige Gewalt zu einem unwiederruflichen Recht machten; und zum Besten einiger Ehrgeizigen, das ganze Menschengeschlecht auf immer, zur Arbeit, Knechtschaft und dem Elend verdammt haben. Man siehet leicht ein, wie die Gründung einer Gesellschaft, die übrigen alle gleichfalls nothwendig machte, und wie man, um der vereinigten Gewalt widerstehen zu können, sich selbst vereinigen mußte. Da nun die Gesellschaften sich vervielfältigten, und sich geschwind ausbreiteten, so ward bald der ganze Erdboden bewohnt, und es war kaum möglich noch eine Ecke der Welt zu finden, wo man sich des Jochs entledigen, und sein Leben, dem öfters übelregierten Schwerdt entziehen konnte, welches beständig über dem Haupt jedes Menschen schwebte. Das bürgerliche Recht war nun die Richtschnur der Bürger, und das Naturrecht fand nur noch zwischen den verschiedenen Gesellschaften statt; wo man es nachher, unter dem Titel des Völkerrechts mäßigte, um die Gemeinschaft zu erleichtern, und das natürliche Mitleid zu unterstützen, welches von einer Gesellschaft zu der andern die Macht verlor, die es von einem Menschen gegen den andern hatte, und das man jetzund nur noch bey jenen grosen Seelen antrift, welche die falschen Gränzen des Unterschieds der Völ-

ker verwerfen, und nach dem Muster ihres hohen Schöpfers, alle Menschen gleichen Theil an ihren Mitleid nehmen lassen.

Indem die bürgerlichen Gesellschaften unter sich in dem Stand der Natur blieben, so fühlten sie bald jene Hindernisse, welche schon die einzelnen Menschen gezwungen hatten ihn zu verlassen, und dieser Stand wurde den grosen Gesellschaften weit schädlicher, als er den einzelnen Mitgliedern sonst gewesen war. Es entstunden hieraus die bürgerlichen Kriege, die Schlachten, Mordthaten, das Widervergeltungsrecht und andere Laster, wovor die Natur erzittert, und welche die Vernunft verabscheut, und das schreckliche Vorurtheil, welches die Ehre Menschenblut zu vergießen, zu einer der vorzüglichsten Tugenden macht. Die rechtschaffensten Leute hielten es nun für ihre Pflicht ihre Nebenmenschen zu ermorden; und man sahe endlich die Menschen sich zu Tausenden umbringen, ohne daß sie selbst wußten, warum: es wurden an einem Tage der Schlacht mehr Menschen ermordet, und mehr Abscheulichkeiten bey der Eroberung einer einzigen Stadt ausgeübt, als in dem Stand der Natur, während einem ganzen Jahrhundert auf der ganzen Erde waren begangen worden. Dieses waren die ersten Folgen, welche aus der Vertheilung des Menschengeschlechts in

verschiedene Gesellschaften, entstunden. Wir kommen nun auf ihre erste Stiftung zurück.

Es ist mir bekannt, daß verschiedene Schriftsteller, der bürgerlichen Gesellschaft einen andern Ursprung gegeben haben, als z. B. die Gewalt der Stärkern, und die Vereinigung der Schwachen; ob aber gleich die verschiedenen Meynungen hierüber, dasjenige was ich daraus behaupten will, nicht widerlegen können, so scheint mir jedoch diejenige, so ich eben vorgetragen, die natürlichste, und zwar aus diesen Ursachen. 1.) Da das Recht der Eroberung kein eigentliches Recht ist, so kann auch kein anderes Recht aus ihm hergeleitet werden, indem der Eroberer und die eroberten Völker, so lange im Streit gegeneinander bleiben, bis die Nation wieder ihre vorige Freyheit erlangt, und ihren Ueberwinder für ihr Oberhaupt erkennt. Bis dahin sind alle Verträge, welche man geschlossen, und die sich blos auf die Gewaltsamkeit gründen, dadurch selbst nichtig und ungültig, und in diesem Verstand giebt es weder eine wahre Gesellschaft, noch eine bürgerliche Gesellschaft, noch ein anderes Gesetz, als das Gesetz des Stärkern. 2.) Zweytens, sind die Worte stark und schwach zweydeutig, denn in der Zwischenzeit der Stiftung des Eigenthums oder des ersten Besitzungsrechts, bis zu der bürgerlichen

Ge-

Gesellschaft kann man den Sinn dieser Worte besser durch reich und arm ausdrücken, weil im eigentlichen Verstand, vor der Stiftung der Gesetze, kein Mensch seine Nebenmenschen sich anders unterwerfen konnte, als indem er ihnen entweder ihre Güter angriff, oder ihnen von den seinigen mittheilte. 3.) Da die Armen nichts als ihre Freyheit zu verlieren hatten, so wäre es eine grose Thorheit von ihnen gewesen, wenn sie sich freywillig dies einzigen Guths beraubt hätten, ohne etwas dagegen zu erhalten; dahingegen die Reichen an ihrem Vermögen konnten angegriffen werden, so war es auch leichter ihnen Schaden zuzufügen; sie mußten also mehr Vorsicht gebrauchen, um sich davor zu hüten, und endlich ist es vernünftiger zu glauben, daß eine Sache von denjenigen erfunden worden, denen sie nüzlich, als von andern, denen sie schädlich war.

Die zuerst entstandene Regierungsart konnte weder eine ordentliche noch eine dauerhafte Form haben. Aus Mangel der Philosophie und der Erfahrung sahe man blos die gegenwärtigen Schwierigkeiten; und war nicht eher bedacht den künftiger vorzubeugen, als bis sie schon entstanden waren. Ohnerachtet der Arbeit, der weisesten Gesezgeber, blieb der bürgerliche Staat dennoch immer unvollkommen, weil er

 bey=

beynah ein Werk des Zufalls war, und da er aus einem Uebel entstanden, so entdeckte man zwar mit der Zeit dessen Mängel und suchte Mittel dagegen, ohne jedoch jemals die ersten Grundfehler heben zu können; man besserte beständig daran aus, anstatt daß man hätte zuerst den Plaz reinigen, und alle alten Materialien aus dem Weg räumen sollen, um ein neues Gebäude nachher aufzuführen, so wie es Lykurgus zu Sparta machte. Die Geseze bestunden anfangs blos in einigen allgemeinen Verträgen, welche alle einzelne Mitglieder zu beobachten versprachen, und zu deren Aufrechthaltung die Gemeine sich gegen jedem unter ihnen verpflichtete. Die Erfahrung mußte ihnen erst zeigen, wie schwach und fehlerhaft eine solche Verfassung war, und wie leicht es dem Uebertreter war, der Ueberzeugung oder der Züchtigung seines Verbrechens zu entgehen, dessen Zeuge und Richter allein das Publikum seyn sollte; das Gesez mußte also erst auf tausenderley Art verdreht werden, und sich Unordnungen mit Unordnungen häufen, ehe man darauf dachte, einigen Privatpersonen das gefährliche Pfand der Oberaufsicht zu vertrauen, und einigen Magistratspersonen die Sorge aufzutragen, darauf zu wachen, damit die Urtheilssprüche des Volks beobachtet würden: denn, zu behaupten, daß die Oberhäupter schon vor der Versammlung

sammlung gewählt waren, und daß die Aufseher des Gesezes schon vor den Gesezen selbst da gewesen wären: ist eine Vermuthung, welche keine ernstliche Widerlegung verdient.

Es ist eben so unwahrscheinlich zu glauben, daß die Völker sich gleich anfangs einem unumschränkten Herrn ohne weitere Bedingung unterworfen haben, und daß freye und stolze Menschen die Sklaverey als das erste Mittel erwählt hätten, um die allgemeine Sicherheit zu gründen. Und warum haben sie ein Oberhaupt erwählt, anders als sich dadurch gegen die Unterdrückung zu vertheidigen, ihr, Gut, Freyheit und Leben zu beschüzen, welche gleichsam das Wesentliche ihres Lebens ausmachen? In dem Verhältniß, worinn ein Mensch gegen den andern steht, kann keinem ein größeres Uebel begegnen, als sich ganz in der Gewalt des andern zu sehen; wäre es also nicht gegen alle Vernunft gehandelt, wenn sie gleich anfangs die einzigen Sachen in die Hände des Oberhaupts gegeben hätten, für deren Erhaltung sie seinen Schuz nöthig hatten? Welche Vergeltung konnte er ihnen wohl für die Abtretung eines so schönen Rechts anbieten? und wenn er gewagt hätte es unter dem Vorwand sie zu vertheidigen, zu fordern, mußte er nicht die Antwort erwarten: was

kann selbst der Feind uns schlimmeres thun? Es ist also unumstöslich wahr, und ein Hauptgesez des bürgerlichen Rechts, daß die Völker sich Oberhäupter gegeben haben, um sie zu vertheidigen, nicht aber um sie zu unterdrücken. **Wenn wir einen Fürsten wählen**, sagte Plinius zum Trajan, **so geschieht es deswegen, damit wir keinen Herrn erhalten.**

Die Staatskundigen bringen eben so viele Scheingründe über die Liebe zur Freyheit vor, als die Philosophen über den Stand der Natur gemacht haben; nach den Dingen, die sie sehen, beurtheilen sie ganz verschiedene Dinge, die sie nicht gesehen haben; sie dichten dem Menschen einen natürlichen Hang zur Knechtschaft an, weil diejenigen Menschen, welche um sie sind, die ihrige mit Geduld ertragen, ohne dabey zu bedenken, daß es mit der Freyheit eben so ist, wie mit der Tugend und der Unschuld, deren Werth man nicht zu schäzen weis, wenn man sie nicht selbst besizt, und deren Geschmack sich auch verliert, sobald man sie selbst verlohren hat. Ich kenne das Vergnügen deines Landes, sagte Brasidas zu einem Satrapen, der die Lebensart der Spartaner mit der von Persepolis verglich; allein du kannst das Vergnügen des meinigen nicht fühlen.

So

So wie ein wildes Pferd seine Mähne zerreißt, die Erde mit den Füßen stampft, und bey Erblickung des Zaums hinten und vorn ausschlägt, während daß ein abgerichtetes geduldig Peitsche und Sporn erträgt, eben so wenig beugt sich der wilde Mensch unter dem Joch, welches der gesittete Mensch ohne Murren erträgt, und er zieht die allerbeschwerlichste Freyheit der ruhigen Unterdrückung vor. Man muß also nicht von der Erniedrigung der unterdrückten Völker auf den natürlichen Hang des Menschen für oder wider die Knechtschaft schließen; sondern blos von den Wundern, welche alle freye Völker verrichtet haben, um sich von der Unterdrückung zu befreyen. Es ist mir bekannt, daß erstere die Ruhe und den Frieden, den sie in ihrer Sklaverey genießen, sehr anpreisen, und daß sie miserrimam servitutem Pacem appellant: allein, wenn ich andere ihr Vergnügen, Ruhe, Reichthum, Macht, ja das Leben selbst, zur Erhaltung dieses einzigen Guths aufopfern sehe, welches von denen, die es nicht mehr besitzen, so verachtet wird; wenn ich ein freyes Thier betrachte, welches der Gefangenschaft nicht gewohnt, sich den Kopf an dem Gitter seines Stalls entzwey rennt; wenn ich eine Menge nackender Wilden unsre europäischen Wollüste verachten sehe, um dagegen dem Hunger, dem Feuer, dem Schwerd, ja selbst dem Tod zu

trotzen, blos um ihre Unabhängigkeit zu erhalten, so fühle ich, daß es Sklaven nicht zukommt, von Freyheit zu sprechen.

Was die väterliche Gewalt betrifft, aus welcher einige die despotische Regierungsart und die Gesellschaft herleiten wollen, ohne auf die Gegenbeweise des Locke und Sidney zu achten; so darf man nur bedenken, wie sehr weit, jener grausame Geist des Despotismus, und die sanfte väterliche Gewalt von einander unterschieden sind; welche mehr auf den Nutzen desjenigen abzielt, der gehorcht, als dessen, der befiehlt; daß ferner nach dem Naturgesetz der Vater nicht länger Herr über sein Kind ist, als so lang es seiner Hülfe bedarf, daß sie nach dieser Zeit einander gleich sind, und daß, da der Sohn von dem Vater ganz unabhängig ist, er ihm Achtung und keinen Gehorsam schuldig ist; denn die Erkenntlichkeit ist eine Pflicht, die man erfüllen muß, allein sie kann nicht als eine Schuldigkeit mit Gewalt verlangt werden. Anstatt zu sagen, daß die bürgerliche Gesellschaft aus der väterlichen Gewalt entstanden sey, mußte man vielmehr das Gegentheil sagen, daß leztere der erstern ihre mehreste Macht zu danken hat; denn ein einzelner Mensch wurde nicht eher als Vater von vielen Kindern erkannt, bis sie um ihn her-

um

nun versammelt blieben. Das Vermögen des Vaters, worüber er gänzlich Herr ist, erhält seine Kinder in der Abhängigkeit, und er kann ihnen keinen Theil an seiner Verlassenschaft geben, als in sofern sie es durch eine gänzliche Unterwerfung gegen seinen Willen verdient haben. Nun aber, weit entfernt, daß die Unterthanen einige Wohlthaten von ihrem Tyrannen zu erwarten hätten, so sind sie vielmehr gezwungen, da sie ihm nebst allen ihren Gütern und Besitzungen eigen zugehören, dasjenige, was er ihnen von ihrem eignen Vermögen übrig läßt, als eine Gnade anzusehen; er ist gerecht, wenn er sie plündert; und gnädig, wenn er sie leben läßt.

Wenn man so fortfährt die Begebenheiten mit dem Recht zu untersuchen, so findet man bey Errichtung einer freywilligen Tyranney eben so wenig Gründlichkeit als Wahrheit, und es würde sehr schwer seyn, die Gültigkeit eines Vertrags zu beweisen, welcher nur eine Parthey verbindet, wo man alles auf eine Seite und nichts auf die andere legt, und der blos zum Schaden dessen, der sich dazu verbindlich macht, abzweckt. Dieses verhaßte System wird selbst heut zu Tag nicht mehr von guten und weisen Regenten gebilligt, am wenigsten von den

Kö=

Königen von Frankreich, wie man es aus verschiedenen Stellen ihrer Edikte, uud besonders aus folgender Stelle eines berühmten Buchs, welches im Jahr 1667 im Nahmen und auf Befehl Ludwigs des XIV. erschien, ersehen kann. Man sage also nicht, daß der Regente den Gesetzen des Staats nicht unterworfen sey, denn der Gegensatz ist eine Wahrheit des allgemeinen Völkerrechts, die zwar öfters durch die Schmeicheley bestritten worden, die aber jeder gute Fürst gleich einem Schutzgott des Staats vertheidigen muß. Wie schön ist es nicht, mit dem weisen Plato sagen zu können, daß die höchste Glückseeligkeit eines Staats darinn bestehe, wenn die Unterthanen dem Regenten gehorchen, der Regente dem Gesetz unterworfen ist, und das Gesetz gerecht ist, und immer auf das gemeine Beste abzielt? Ich werde mich nicht mit der Untersuchung aufhalten, ob, da die Freyheit das edelste Guth des Menschen ist, er sich nicht unter die Würde seiner Natur erniedrige, und sich mit den wilden Thieren, die durch blosen Instinkt leben, in eine Klasse werfe, ja selbst seinen Schöpfer beleidige, wenn er ohne Einschränkung dieses sein kostbares Geschenk einem andern überläßt, und sich verbindlich

macht,

macht, alle seine Gebote zu übertreten, um einem wilden und unsinnigen Tyrannen zu gefallen; und ob dieser erhabene Werkmeister mehr über die Entehrung, als über die gänzliche Zerstöhrung seines schönsten Werks zürnen soll. Ich will blos fragen, mit welchem Recht diejenigen, die sich nicht geschämt haben, sich bis zu diesem Punkt zu erniedrigen, ihre Nachkommenschaft der nemlichen Beschimpfung ausgesezt haben, und für sie auf ein Guth Verzicht thun konnten, das nicht von ihrem Willen abhieng, ihnen zu geben, und ohne welches selbst das Leben allen denen beschwerlich ist, die würdig sind zu leben?

Puffendorf sagt, daß, so wie man ein Guth an einen andern unter gewissen Bedingungen verkaufen kann, eben so kann man auch seine Freyheit an einen andern überlassen. Dies scheint mir aber ein sehr unrichtiger Schluß. Denn erstlich wird das Guth, so ich veräussere mir ganz fremd, und dessen Mißbrauch ganz gleichgültig; mit der Freyheit aber ist es anders, und es ist mir viel daran gelegen, daß man sie nicht mißbrauche, und ich kann auch nicht, ohne mich selbst strafbar zu machen, mich zu dem Werkzeug des Lasters brauchen lassen; da übrigens das Recht des Eigenthums blos von Menschen herrührt,

rührt, so kann jeder Mensch nach Gefallen über sein Eigenthum befehlen, und damit machen, was er will; allein ein anders ist es, mit den wesentlichen Geschenken der Natur, als z. B. dem Leben und der Freyheit, welche zu genießen einem jeden erlaubt ist; jedoch ist sehr zu zweifeln, ob es erlaubt ist, sich deren zu berauben: denn indem man das eine verliert, so erniedrigt man sein eignes Wesen, und indem man das andere verliert, so zerstört man so viel man kann, dieses Wesen gänzlich; da auch keine zeitlichen Güter uns den Verlust des einen noch des andern ersetzen können, so wäre es eine Beleidigung der Natur und der Vernunft, wenn man, um welchen Preis es sey, darauf Verzicht thun wollte. Wenn man aber auch seine Freyheit so wie sein Vermögen verkaufen könnte, so würden doch die Kinder hiervon eine Ausnahme machen, welche das Vermögen des Vaters blos durch eine Uebertragung seines Rechts genießen, ihre Freyheit aber als ein Geschenk von der Natur als Menschen erhalten haben, und daher ihre Eltern unmöglich einen Anspruch darauf machen können; man mußte also, um die Sklaverey einzuführen, der Natur Gewalt anthun, und sie ganz umkehren, um dieses Recht auf immer zu gründen; und wenn die Rechtsgelehrten ganz gravitätisch den Ausspruch thaten, daß das Kind eines Sklaven auch als

Sklav gebohren würde, so haben sie nur in andern Worten gesagt; der Mensch würde nicht als Mensch gebohren.

Es scheint mir also ganz gewiß, daß die erste Regierungsart nicht gleich im Anfang ganz willkührlich gewesen, denn dieses ist gemeiniglich erst ihr Ende, und ein Zeichen ihrer Verderbniß, aus welchem hernach wieder das Recht des Stärkern entsteht; dessen Gegenmittel diese Regierungsform erst seyn sollte; sondern es scheint mir auch, daß wenn sie auf diese Art angefangen hätten, aus dieser willkührlichen Gewalt, da sie ihrer Natur nach ungerecht ist, dennoch weder die Gesetze der Gesellschaft, noch deren Folge, die Gründung der Ungleichheit entstehen konnte.

Ohne mich jezund in Untersuchungen über die Art des ersten Grundvertrags aller Regierungsformen einzulassen, begnüge ich mich blos der allgemeinen Meynung zu folgen, und betrachte die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft als einen wahren Vertrag zwischen dem Volke und seinen erwählten Oberhäuptern, vermöge dessen beyde Theile sich verbindlich machen, die darinn enthaltenen Gesetze, welche das Band ihrer Vereinigung sind, zu beobachten.

Da

Da das Volk in gesellschaftlichen Verhältnissen seinen Willen gänzlich in einen vereinigt hat, so sind alle Artikel, worüber dieser Wille sich erklärt, eben so viele Grundgesetze, welche jedes Mitglied des Staats ohne Ausnahme verbinden, und wovon das eine die Wahl und die Gewalt der obrigkeitlichen Personen bestimmt, welche auf die Beobachtung der übrigen Gesetze wachen müssen. Diese Gewalt erstreckt sich auf alles, wodurch die Verfassung erhalten wird, ohne jedoch auf das, was sie ganz verändern könnte; man sezt ihr einige Ehrenbezeigungen zu, welche die Gesetze und deren Verwalter desto ehrwürdiger machen, und für leztere besonders einige Vorzüge, welche sie wegen der beschwerlichen Arbeiten, so die Aufrechthaltung einer guten Verfassung erfordert, entschädigen sollen. Die Obrigkeit verbindet sich ihrer Seits die ihnen übertragene Gewalt nicht anders als nach dem Willen derer, die sie ihnen anvertraut haben, zu gebrauchen, jeden in dem ruhigen Besitz seines Vermögens zu schützen, und in jedem Fall den allgemeinen Nutzen ihrem eigenen Vortheil vorzuziehen.

Ehe noch die Erfahrung und die Kenntniß des menschlichen Herzens, die unvermeidlichen Mißbräuche vorher sehen lies, welche aus einer solchen Verfassung

fassung entspringen, so mußte sie desto vollkommner scheinen, je mehr diejenigen, welche für ihre Erhaltung sorgen sollten, ihren eignen Vortheil dabey fanden: denn da das obrigkeitliche Ansehn und dessen Macht blos auf den Grundgesezen beruhete, so verlor die Obrigkeit, durch deren gänzliche Aufhebung ihre Rechte, und das Volk war nicht mehr verbunden ihnen zu gehorchen; denn nicht die Obrigkeit, sondern das Gesez bestimmt das Wesentliche des Staats, und jeder kehrt in diesem Fall zu seiner natürlichen Freyheit zurück.

Je aufmerksamer man hierüber nachdenkt, desto mehr wird man dieses durch neue Gründe bestätigt finden, und selbst aus der Natur des Vertrags würde man dessen Aufhebung als möglich erkennen: denn da, wo keine höhere Macht ist, welche auf die Treue der beyden Theile zu Haltung des Vertrags wacht, und sie zwingen kann ihre gegenseitigen Verbindlichkeiten zu erfüllen, bleibt jeder sein eigner Richter in seiner Sache, und jeder Theil hätte alsdenn das Recht den Vertrag aufzuheben, sobald er ihm nicht vortheilhaft dünkt, oder sobald der andere Theil ihn verlezte. Auf diesen einzigen Grundsaz ist das Recht sich des Vertrags zu entledigen gegründet. Wenn man aber blos, so wie hier, auf menschliche Verordnungen sieht,

und behaupten wollte, die Obrigkeit, so alle Gewalt in Händen hat, und die sich alle Vortheile zueignet, behielte dennoch auch das Recht die Würde niederzulegen; mit desto größerm Recht könnte alsdenn das Volk, welches die Fehler seiner Obern tragen muß, der Abhängigkeit entsagen. Allein die schrecklichsten Zerrüttungen, und die unendlichen Unordnungen, welche eine so gefährliche Gewalt nach sich ziehen würde, überzeugt mehr als alles andere, wie sehr die menschliche Regierungsform einen festern Grund nöthig hatte, als blos die Vernunft, und wie sehr nöthig es war zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, daß der göttliche Wille dazwischen kam, und der obersten Gewalt eine unverlezbare und heilige Würde beylegte, um das Volk zurückzuhalten nach seinem Gefallen damit zu schalten. Wenn auch die Religion den Menschen blos diese einzige Wohlthat erwiesen hätte, so wäre es hinreichend um sie zu lieben, und sie selbst mit ihren Mißbräuchen anzunehmen, indem sie mehr Blut erspart, als der Aberglaube jemals vergossen hat: doch ich komme zu meinem Saz zurück.

Die verschiedenen Arten der Regierungsformen entstunden aus der grösern oder kleinern Verschiedenheit der einzelnen Glieder, zur Zeit ihrer Entstehung.

hung. War ein Mensch entweder an Macht, an Tugend oder an Reichthum und Ansehen über andere erhaben, so wurde er allein an die Stelle der Obrigkeit erwählt, und so entstund der monarchische Staat. Waren aber mehrere untereinander gleich, und über die andern erhaben, so wählte man sie alle zugleich, und so entstund die Aristokratische Regierung. Diejenigen, deren Glücksumstände und Fähigkeiten nicht so sehr verschieden waren, und die sich nicht so weit von dem Stand der Natur entfernt hatten, behielten gemeinschaftlich unter sich die höchste Gewalt, und bildeten die demokratische Regierung. Die Zeit lehrte nachher, welche von diesen verschienen Arten die beste, und den Menschen die nüzlichste war. Der eine Theil blieb blos dem Gesez unterworfen, die andern aber mußten bald einem Herrn gehorchen. Die Bürger wollten ihre Freyheit erhalten, die Unterthanen aber suchten sie ihren Nachbarn zu rauben, weil sie es nicht sehen konnten, daß andere noch ein Glück genossen, das sie verloren hatten. Mit einem Wort, auf der einen Seite sahe man nichts als Reichthum und auf der andern nichts als Tugend und Glückseligkeit.

Bey diesen verschiedenen Regierungsarten wurden alle obrigkeitliche Personen gewählt, und wenn

es der Reiche nicht über andere davon trug, so wurde das Verdienst, welches eine natürliche Gewalt über andere hat, oder das Alter wegen seiner Erfahrung in Geschäften, und der Kälte in den Berathschlagungen vorgezogen. Die Aeltesten der Hebräer, die Geronten der Spartaner, und der Rath zu Rom, ja selbst die Bedeutung des Wortes Herr, zeigt uns, wie sehr damals das Alter verehrt wurde. Je mehr nun die Wahl auf alte Personen fiel, desto häufiger wurde sie, und destomehr häuften sich die Schwierigkeiten; es entstunden Meutereyen, die Partheyen wurden auf einander erbittert, die bürgerlichen Kriege fiengen an, und das Menschenblut wurde endlich zum sogenannten Besten des Staats vergossen, und man war im Begriff zu der Anarchie der ersten Zeiten zurückzukehren. Der Ehrgeiz der Vornehmsten bediente sich dieser Umstände, um ihre Würde in ihren Familien fortzupflanzen; und das Volk, welches der Abhängigkeit, der Ruhe, und der Bequemlichkeiten des Lebens nun schon gewohnt war, und sich zu schwach fühlte seine Ketten zu zerbrechen, willigte in diese Vermehrung der Knechtschaft ein, um seine Ruhe zu erhalten. Auf diese Art wurde die obrigkeitliche Gewalt erblich, und die Oberhäupter gewöhnten sich diese Würde als ein Familienguth und sich selbst als die Eigenthümer des Staats zu

be=

betrachten dessen Bediente sie anfangs nur gewesen, ihre Bürger als Sklaven zu behandeln, und sie gleich dem Vieh, unter die Sachen zu zählen, welche ihnen eigen gehörten, und nannten sich selbst den Göttern gleich, und Könige aller Könige.

Wenn man den Fortgang der Ungleichheit während diesen Veränderungen betrachtet, so findet man, daß die Errichtung der Geseze und das Eigenthumsrecht ihr erster Anfang, die Stiftung der obrigkeitlichen Gewalt der zweyte Schritt, und deren dritter und lezter Schritt, die Veränderung der rechtmäßigen Gewalt in eine willkührliche, gewesen sey; und so wurde durch den ersten Zeitpunkt, der Stand des Reichen und des Armen, durch den zweyten der Stand des Stärkern und Schwächern, und endlich durch den dritten der Stand des Herrn und Sklaven festgesezt; welches der äusserste Grad der Ungleichheit, und zugleich das Ziel aller andern ist, so lange bis eine neue Veränderung die Regierungsform entweder gänzlich aufhebt, oder sie der rechtmäßigen ersten Einrichtung wieder näher bringt.

Um die Nothwendigkeit dieses Fortgangs recht einsehen zu können, muß man nicht sowohl die Gründe betrachten, welche die Errichtung der bürgerlichen Ge-

Gesellschaft verursacht haben, als vielmehr die Art der Ausführung, und die Schwierigkeiten, welche sie nothwendig nach sich zog: denn eben die Laster, welche eine bürgerliche Gesellschaft nothwendig machten, brachten auch die Mißbräuche unvermeidlich mit sich; und da überhaupt (Sparta ausgenommen, wo das Gesez besonders auf die Erziehung der Kinder sah, und wo Lykurgus Sitten einführte, welche die Gesetze beynahe unnöthig machten) die Geseze schwächer sind als die Leidenschaften, und die Menschen zurückhalten ohne sie zu verändern; so wäre leicht zu beweisen, daß eine Regierungsform, welche sich weder veränderte noch verschlimmerte, und die beständig ihrem ersten Zweck gemäs handeln würde, ganz und gar unnöthig wäre, und daß in einem Lande, wo niemand den Gesezen zuwider handelte, und die obrigkeitlichen Gewalt mißbrauchte, man weder Geseze noch Obrigkeit nöthig haben würde.

Der Unterschied in der Politik, erzeugt den Unterschied in bürgerlichen Sachen. Da die Ungleichheit zwischen dem Oberhaupt und dem Volk zunahm, so zeigte sie sich auch bald unter den Privatpersonen; und veränderte sich auf vielerley Art nach der Gelegenheit, den Fähigkeiten und den Leidenschaften. Der Richter kann sich keine unrechtmäßige Gewalt

zueig-

zueignen, ohne zugleich Creaturen auf seiner Seite zu haben, denen er einen Theil davon mittheilen muß. Da übrigens die Bürger nicht leicht anders, als von einem blinden Ehrgeiz verblendet sich unterdrücken lassen, und gewohnt sind mehr unter sich, als über sich zu schauen, so wurde ihnen die Unterwürfigkeit lieber als die Unabhängigkeit, und sie waren also zufrieden Fesseln zu tragen, nur damit sie andern gleichfalls welche auflegen konnten.

Es ist sehr schwer denjenigen zu unterdrücken, der nach keiner Herrschaft strebt, und der klügste Staatsmann wird niemals Menschen unter das Joch bringen können, die nur nach Freyheit streben; allein bey ehrsüchtigen und niedrigen Seelen schleicht sich die Ungleichheit sehr leicht ein, weil sie gewohnt sind, sich beständig dem Glück zu überlassen, und ohne Unterschied entweder zu herrschen oder zu gehorchen, je nachdem es ihnen günstig oder ungünstig ist. Daher mußte einmal eine Zeit kommen, wo die Augen des Volks so sehr verblendet waren, daß seine Führer zu einem der geringsten unter ihnen, nur zu sagen brauchten; Sey groß, du und dein Geschlecht: und alsobald schien er jedermann groß, ja sogar in seinen eignen Augen, und seine Nachkommen erhoben sich noch mehr, je weiter sie sich von ihm entfernten;

fernten; je versteckter und ungewisser die Ursache war, desto grösere Wirkung äusserte sie; und je mehr Müßiggänger man in einer Familie zählen konnte, desto berühmter wurde sie.

Wenn ich mich hier in einzelne Untersuchungen einlassen könnte, so sollte es mir sehr leicht werden zu zeigen, wie die Ungleichheit des Ansehns und des Vorzugs nothwendiger weise unter den Privatpersonen entstehen mußte, (man sehe die 19te Anmerkung), denn sobald sie in einer Gesellschaft zusammen leben, so sind sie gezwungen Vergleichungen unter einander anzustellen, und die Verschiedenheiten zu bemerken, welche sie in dem täglichen Umgang unter einander wahrnehmen. Diese Verschiedenheiten sind mannigfaltig; da aber im Ganzen genommen, der Reichthum, der Adel oder der Rang, die Macht, und das persönliche Verdienst, die fürnehmsten Unterscheidungszeichen in der Gesellschaft sind; so würde ich beweisen, daß der Zusammenfluß oder die Vereinigung dieser verschiedenen Sachen, die sicherste Anzeige eines guten oder schlecht verfaßten Staates sey; ich würde ferner beweisen, daß da unter diesen vier Arten von Ungleichheiten die persöhnlichen Fähigkeiten allein der Ursprung aller andern sind, so ist endlich der Reichthum diejenige, wornach am mehresten

trachtet wird, weil sie zu dem Wohlstand am nothwendigsten, und unter allen am leichtesten zu erwerben ist, und man bedient sich dessen gerne, um die übrigen an sich zu kaufen. Durch diese Bemerkung, würde man zuverlässig bestimmen können, wie weit jedes Volk sich von seiner ersten Einrichtung entfernt, und wie sehr es sich schon der äussersten Gränze der Verderbniß genähert hat. Ich würde zeigen, wie sehr diese Begierde nach Ruf, Ehre und Vorzügen, die uns alle martert, unsre Fähigkeiten und Kräfte übt und vergleicht, die Leidenschaften vervielfältigt, und wie dieselbe, indem sie alle Menschen zu Nebenbuhlern und Feinden umschaft, täglich jene Unglücksfälle, glückliche Begebenheiten, und Fälle aller Arten hervorbringt, indem sie allen ein gemeinschaftliches Ziel der Wünsche aufsteckt. Ich könnte beweisen, daß wir dem Verlangen, sich berühmt zu machen, und der Wuth sich von andern zu unterscheiden, welche uns immer ausser uns selbst erhält, alles das Gute und alles das Böse zu verdanken haben, was unter den Menschen ist, unsre Laster und unsre Tugenden, unsre Wissenschaften und unsre Irrthümer, unsre Krieger und Philosophen, oder vielmehr eine grose Menge nichtswerther Sachen, gegen eine ganz kleine Anzahl guter. Ich würde endlich beweisen, daß wenn man eine kleine Anzahl mächtiger und reicher

Menschen, in dem Schoos des Glücks sitzen sieht, während daß der übrige grose Haufe in der Vergessenheit und dem Elend schmachtet, es daher kömmt, weil erstere alle diese Glücksgüter nicht schäzen, als in sofern sie den andern mangeln, und daß sie, ohne ihren Stand zu verändern, würden aufhören glücklich zu seyn, sobald das Volk aufhörte elend zu seyn.

Allein diese Untersuchungen würden allein schon ein groses Werk ausmachen, in welchem man die Vortheile und Mängel einer jeden Regierungsform in Rücksicht des Rechts des Naturstandes vergleichen könnte, und worinn man alle die verschiedenen Seiten entdecken könnte, unter denen sich die Ungleichheit bisher gezeigt hat, und sich nach Art der Regierungsformen, und den Veränderungen der Zeit, in künftigen Jahrhunderten wohl noch zeigen wird. Man würde alsdenn sehen, daß der grose Haufe sich selbst unterdrückt hat, durch die Vorsicht die man angewendet, um von aussen nicht unterdrückt zu werden; man würde sehen, wie die Unterdrückung nach und nach zunimmt, ohne daß die Unterdrückten jemals ein Ziel davon sehen können, und ohne daß sie die Mittel kennen dieselbe gänzlich zu heben; man würde sehen, wie die Rechte des Bürgers und die Nationalfreyheit sich nach und nach verlie-

ren; und die Gegenvorstellungen des Schwachen für Empörung angesehen werden; die Ehre das allgemeine Wohl zu vertheidigen, würde man einem Theil des Volks für Geld verkauft finden, und hieraus die Nothwendigkeit der Auflagen entstehen sehen; der muthlose Ackersmann wird selbst in Friedenszeiten sein Feld und seinen Pflug verlassen, um den Degen zu ergreifen, daraus würde die Entstehung der schädlichen und sonderbaren Ehrengeseze erkannt werden, die Vertheidiger des Vaterlands würden bald als dessen Feinde erscheinen, welche das Schwerd beständig über ihre Mitbürger empor halten, und es wird eine Zeit kommen, wo man sie würde zu dem Unterdrücken ihres Landes sagen hören.

Pectore si fratris gladium juguloque parentis
Condere me jubeas, gravidæque in viscera partu
Coniugis, invita peragam, tamen omnia dextra.

Aus der grosen Ungleichheit der Stände und des Glücks, aus der Verschiedenheit der Leidenschaften, den Fähigkeiten, den nüzlichen und schädlichen Künsten, den verderblichen Wissenschaften, würden eine Menge Vorurtheile entstehen, die der Vernunft, dem Glück und der Tugend zuwider sind; man würde sehen, wie die Oberhäupter alles anwenden, um beständig

ständige Uneinigkeit unter dem versammelten Volke zu erhalten, und sie dadurch zu schwächen; wie sie alles was den äusserlichen Schein der Einigkeit hat, und im Grunde doch wirkliche Spaltungen verursacht unterhalten, und wie sie den verschiedenen Ordnungen von Menschen, durch Gegeneinandersetzung ihrer Rechte und ihres Vortheils gegenseitigen Haß und Mißtrauen einflößen, um dadurch die Gewalt, die sie alle regiert, noch mehr zu vergrössern.

Mitten unter diesen Zerrüttungen und Veränderungen, hebt der Despotismus nach und nach sein schreckliches Haupt empor, und verschlingt alles, was noch in den verschiedenen Theilen des Staats Gutes ist, um endlich das Volk und die Gesetze zu seinen Füssen zu legen, und sich auf den Ruinen der Republick zu gründen; die Zeiten die vor dieser letzten Veränderung vorhergehen, würden Zeiten der Unruhe und des allgemeinen Elends seyn; endlich aber würde dieses Ungeheuer alles verschlingen, und das Volk würde weder Oberhäupter noch Gesetze, sondern blose Tyrannen haben. Von diesem Augenblick an, würden auch Tugend und gute Sitten aufhören; dann durchgängig, wo der Despotismus herrscht, cui ex honesto nulla est spes, leidet er keine andere Herrschaft; sobald er spricht, darf man weder die Recht-

schaf-

schaffenheit noch die Pflicht um Rath fragen, und der unbedingteste Gehorsam ist die einzige Tugend, welche Sklaven noch übrig bleibt.

Dieses ist nun der höchste Grad der Ungleichheit, und dessen äusserste Gränze wie auch zugleich der Punkt von welchem wir ausgegangen sind; hier treten nun alle Glieder wieder in ihre Gleichheit zurück, weil sie alle nichts sind, und weil, da die Unterthanen kein anderes Gesetz als den Willen ihres Herrn, und der Herr keine andere Richtschnur kennt, als seine Leidenschaften, die Begriffe des Guten und die Grundsätze der Gerechtigkeit aufs neue gänzlich verschwinden. Hier kommt nun alles wieder auf die Gewalt des Stärkern, und folglich auf einen neuen Naturstand zurück, der aber von jenem mit dem wir angefangen haben, sehr verschieden ist, indem der erste der Stand der Natur in seiner Reinigkeit und letzterer hingegen die Frucht einer äussersten Verderbniß ist. Diese beyden Stände sind jedoch nur wenig von einander entfernet, und der gesellschaftliche Vertrag wird durch den Despotismus so sehr aufgehoben, daß der Tyrann selbst sich nicht länger erhält, als so lang er der Stärkste ist, und sobald man ihn verjagen kann, so kann er sich nicht über Gewaltthätigkeit beschweren. Ein Aufruhr, der sich mit der Strangulirung oder der

Ver-

Verstoßung eines Sultans endigt, ist eine eben so gesetzmäßige Handlung als die Gewalt, vermöge deren er gestern noch über das Leben und das Vermögen seiner Unterthanen unumschränkt herrschte. Die Gewalt allein, erhielt ihn, und eben diese Gewalt kann ihn wieder stürzen; es folgt hier eines aus dem andern; und wie auch die Folgen dieser kurzen und vorübergehenden Veränderungen ausfallen mögen, so kann sich dennoch keiner über die Ungerechtigkeit des andern beschweren, sondern blos allein seine Unvorsichtigkeit, oder sein Unglück deswegen anklagen.

Wenn man auf diese Art den verlornen Spuren nachforscht, welche den Menschen von dem natürlichen Stand bis zu dem gesellschaftlichen geführt haben; und, ausser den Zwischensätzen die ich hier angegeben, die andern dazu nimmt, welche die Zeit mir nicht erlaubt hat zu erwähnen, oder die mir mein Gedächtniß eben nicht dargeboten hat, so wird jeder Leser über den schrecklichen Raum erstaunen, welcher diese beyden Stände voneinander trennt, und man wird in dieser langsamen Fortschreitung aller Sachen, die Auflösung einer unendlichen Menge moralischer und politischer Problemen finden, welche die Philosophen nicht auflösen können. Man wird einsehen, daß da das Menschengeschlecht des einen Zeitalters, von dem

eines

eines andern Zeitalters sehr verschieden ist; Diogenes seinen Menschen nicht finden konnte, und zwar deswegen weil er unter seinen Zeitgenossen den Menschen suchte, der schon lange nicht mehr war. Kato, wird man sagen, starb mit Rom und der Freyheit, weil er unter seinen Zeitgenossen, nicht an seiner rechten Stelle war; und der gröseste unter den Menschen erweckte bey der Welt bloses Erstaunen, die er fünfhundert Jahre vorher würde beherrscht haben. Man wird mit einem Wort erklären können, wie die Seele des Menschen und seine Leidenschaften, durch die beständige Veränderung, gleichsam eine andre Natur annehmen; warum unsre Bedürfnisse sowohl als unser Vergnügen mit der Zeit ihre Gegenstände verändern; und warum jetzund, da der natürliche Mensch nach und nach verdrängt ist, die Gesellschaft dem Auge des Weisen nichts anders als einen Sammelplatz listiger Menschen und falscher Leidenschaften darstellt, die alle aus diesen neuen Verhältnissen entstehen, und nicht auf die Natur gegründet sind. Die Erfahrung bestätigt dasjenige, was das Nachdenken uns hierüber lehrt: der wilde und der gesittete Mensch sind durch ihre Neigungen so sehr weit von einander unterschieden, daß dasjenige, was den einen ganz glücklich macht, den andern zur Verzweiflung bringt. Der erste verlangt blos Ruhe und Freyheit, und will

müs-

müßig und unthätig bleiben, und selbst die Apathie der Stoiker kommt seiner Gleichgültigkeit gegen jeden andern Gegenstand nicht bey. Der gesittete Bürger im Gegentheil ist thätig, unruhig, und quält sich beständig, um noch beschwerlichere Arbeiten zu erfinden: er arbeitet bis an seinen Tod, ja er beschleunigt ihn öfters um leben zu können, oder vernachläßigt das Leben, um sich die Unsterblichkeit zu erwerben. Er schmeichelt den Grosen die er haßt, und den Reichen die er verachtet; er spart keine Mühe um die Ehre zu erhalten sie zu bedienen; er rühmt sich seiner Niedrigkeit und ihres Schutzes, und stolz auf seine Sklaverey, spricht er verächtlich von allen, die nicht die Ehre haben, sie mit ihm zu theilen. Was würde ein Caraibe wohl zu den mühseligen Arbeiten eines europäischen Ministers sagen! welche grausame Todesarten würde dieser fühllose Wilde nicht einem so stürmischen Leben vorziehen, welches öfters nicht einmal durch das Vergnügen Gutes zu thun, versüßt wird? Um aber den Endzweck aller dieser Sorgen einsehen zu können, müßte sein Geist, von den Worten Macht und Ruhm sich einen Begrif machen können; er müßte erst wissen, daß es eine Art Menschen gebe, welche es für ein Glück halten, wenn die Augen der übrigen Welt auf sie gerichtet sind, und die blos durch das

Zeug-

Zeugniß anderer, und nicht durch ihr eigenes zufrieden und ruhig sind. Dies ist die wahre Ursache aller dieser Verschiedenheiten: der Wilde lebt in sich selbst; der gesittete Mensch beständig ausser sich selbst, er kann nur durch die Meinung der andern leben, und zieht so zu sagen aus dem Urtheil der andern, das Gefühl seines eignen Daseyns; Es gehört nicht hieher zu beweisen, daß aus einer solchen Verfassung eine Gleichgültigkeit gegen das Gute sowohl wie gegen das Böse entspringt, ohneracht der schönsten moralischen Reden die wir haben; daß sich alles nur blos auf den Schein gründet, und alles falsch und verstellt ist, es sey Ehre, Freundschaft, Tugend, und öfters selbst unsre Laster, die man endlich sich zur Ehre zu machen, das Geheimniß gefunden hat; Daß wir beständig andere wegen uns fragen, und es niemals wagen uns selbst hierüber zur Rede zu stellen und daher ohneracht aller Philosophie, Menschlichkeit, Höflichkeit, und erhabenen Grundsäzen, immer nur ein betrügliches Aeusserliches haben; Ehre ohne Tugend, Vernunft ohne Weisheit, und Vergnügen ohne Glückseligkeit. Ich begnüge mich, bewiesen zu haben, daß dieses nicht der ursprüngliche Stand des Menschen ist, und daß blos der Geist der Gesellschaft, aus welchem die Ungleichheit entspringt, nach

und nach alle unsre natürliche Neigungen verändert hat.

Ich habe mich bemühet den Ursprung und den Fortgang der Ungleichheit, die Errichtung und die Mißbräuche der Gesellschaft zu erklären, in sofern diese Sachen aus der Natur des Menschen, durch blose Vernunft, und unabhängig von den geheiligten Grundsäzen welche der obersten Macht ein göttliches Recht beylegt, können hergeleitet werden. Es folgt also aus dieser Erklärung daß da die Ungleichheit in dem Stand der Natur beynah gar nicht statt findet; sie also ihre Stärke und Wachsthum, aus der Entwicklung unsrer Fähigkeiten und der Aufklärung des menschlichen Geistes, und ihre feste Gründung und Rechtmäßigkeit, durch die Einführung des Eigenthumsrecht und der Geseze erhalten hat. Es folget ferner daraus, daß die moralische Ungleichheit, welche sich blos auf das bürgerliche Gesetz gründet, dem Recht der Natur gänzlich zuwider ist, sobald sie nicht mit der physischen Ungleichheit in einem Verhältniß bleibt; und dieser Unterschied ist hinreichend unsre Gedanken, in Ansehung der Ungleichheit, welche unter gesitteten Völkern herrscht zu bestimmen; denn es streitet offenbar wider das

Recht

Recht der Natur, man mag es auch auslegen wie man will, daß z. B. ein Kind einen Greisen regiere, ein Dummkopf einem Weisen Geseze vorschreibe, und daß eine Handvoll Menschen im Ueberfluß leben, während die verhungernde Menge das Nothdürftige entbehren muß.

Anmerkungen.

Zueignungsschrift.

(1te Anmerkung). Herodot erzählt, daß als nach der Ermordung des berühmten Smerdis, sich die sieben Befreyer Griechenlands versammelt hatten, um sich über die Art der Regierungsform zu berathschlagen, welche sie dem Staat geben wollten, Otanes stark auf die Errichtung einer Republik bestund; dieser Rath schien in dem Munde eines Satrapen, um so mehr sonderbar weil ausserdem daß er selbst Anspruch auf die Regierung machen konnte, die Grossen überhaupt eine Regierungsform die sie zwingt, die Menschen zu achten mehr als den Tod selbst fürchten. Otanes aber wurde wie man leicht denken kann nicht angehört, und als er endlich sah, daß man zu der Wahl eines Monarchen schreiten wollte, so trat er, der weder befehlen, noch gehorchen wollte, freywillig sein Recht an die Krone, an seine Mitwerber ab, und verlangte zur Entschädigung nichts weiter, als Freyheit und Unabhängigkeit für sich und seine Nachkommen, welches ihm denn auch bewilligt wurde. Hätte uns auch Herodot die Einschränkung die dieser Freyheit angehängt wurde nicht gemeldet, so müßte man sie doch nothwendig vermuthen; denn sonst wäre Otanes, da er keinem Gesetz unterworfen,

sen, und keinem Menschen Rechenschaft zu geben schuldig war, in dem Staate allmächtig ja selbst mächtiger als der König selbst geworden. Allein es ist schwer zu vermuthen, daß ein Mensch, der sich in einem solchen Fall mit einer solchen Freyheit begnügen lies, fähig gewesen wäre sie zu mißbrauchen. Man hat auch nachher nicht gesehen, daß dieses bewilligte Recht, jemals einige Unordnungen in dem Staate erweckt hat, weder durch den weisen Otanes selbst, noch durch seine Nachkommen.

Vorrede.

(2te Anmerkung). Gleich anfangs stütze ich mich mit Zuversicht, auf jenes Ansehen welches den Philosophen so ehrwürdig ist, weil es sich auf eine erhabene und richtige Vernunft gründet, die sie allein finden und schäzen können.

„So sehr es uns obliegt, uns selbst kennen zu „lernen, so glaube ich doch, daß wir alles was wir „nicht selbst sind, besser kennen, als unser eignes „Wesen. Wir sind zwar von der Natur, mit den „Organen versehen, die zu unsrer Erhaltung nöthig „sind, dennoch aber wenden wir sie blos an, um „fremde Eindrücke zu erhalten; wir suchen uns be„ständig ausser uns auszubreiten, und ausser uns zu

„leben: zu sehr beschäftigt, die Verrichtungen unsrer „Sinne zu vervielfältigen, und die äusserliche Aus„breitung unsers Wesens zu vermehren, benutzen „wir nur selten jenen innern Sinn, welcher uns auf „unser eignes Wesen zurückführt, und alles andere „absondert, was wir nicht selbst sind. Dieses Sin„nes müssen wir uns jedoch bedienen, um uns selbst „kennen zu lernen, und es ist der einzige, durch wel„chen wir uns beurtheilen können; wie soll man „aber diesen Sinn erwecken, und ihn in den ganzen „Umfang seiner Thätigkeit setzen? Wie können wir „unsre Seele, in der er verborgen liegt, von allem „Blendwerk unsers Geistes befreyen? Wir sind „nicht mehr gewohnt sie anzuwenden, und sie ist „unter dem Tumult unsrer körperlichen Gefühle, „ungeübt verblieben; das Feuer unsrer Leidenschaf„ten hat sie ausgetrocknet, und unser Herz, der Geist „und unsre Sinnen, alles arbeitet ihr entgegen. „Buffon Histoire naturelle T. IV. pag. 151. de „la Nature de l'Homme".

Abhandlung.

(3te Anmerkung), Die Veränderung, welche die lange Gewohnheit auf zwey Beinen zu gehen, in der Gestalt des Menschen kann hervorgebracht haben; das Verhältniß, das man noch zwischen sei-

nen

nen Armen und den Hinterbeinen der vierfüßigen Thiere bemerkt, und die Folge, die man aus ihrer Art zu gehen ziehen kann, konnten einige Zweifel über die natürlichste Art unsers Gangs erwecken. Alle Kinder gehen anfangs auf Händen und Füßen, und haben unser Beyspiel und unsre Belehrung nöthig um aufrecht gehen zu lernen. Es giebt sogar wilde Nationen, wie z. Beyspiel die Hottentotten, die ihre Kinder vernachläßigen, und sie so lange auf Händen und Füßen gehen lassen, daß sie nachher viele Mühe haben, sie anders zu gewöhnen; das nemliche kann man von den Kindern der Caraiben, auf den Antillischen Inseln sagen. Es giebt verschiedene Beyspiele von vierfüßigen Menschen, und ich könnte unter andern das Beyspiel jenes Kindes anführen, so im Jahr 1334 in Hessen gefunden worden, und von Wölfen auferzogen war, welches nachher an dem Hofe des Prinzen von Hessen ausgesagt hat, daß wenn es bey ihm gestanden hätte, es lieber zu den Wölfen zurückgekehrt, als unter den Menschen gelebt hätte. Es hatte sich so sehr angewöhnt, auf vier Füssen zu gehen, daß man ihm Stücker Holz anbinden mußte, welche es nöthigten aufrecht zu stehen, und sich auf zwey Beinen im Gleichgewicht zu erhalten. Das nemliche kann man von einem andern Kinde sagen, das im Jahr 1694 in den

Wäldern von Litthauen gefunden wurde, wo es unter Bären gelebt hatte Es gab, sagt der Herr von Condillac, nicht das geringste Zeichen der Vernunft von sich, gieng auf Händen und Füssen, hatte keine Sprache, und konnte nur einige Töne hervor bringen, welche der menschlichen Stimme gar nicht gleich kamen. Der kleine hannöverische Wilde, den man vor verschiedenen Jahren an den Hof nach England brachte, mußte alle mögliche Mühe anwenden, um sich auf zwey Beinen zu gehen zu gewöhnen, und man fand im Jahr 1719 noch zween andere Wilden in den Pyrenäen, welche nach Art der vierfüßigen Thiere, auf den Bergen herum liefen. Wenn man hier den Einwurf machen wollte, daß man sich dadurch des so nöthigen Gebrauchs der Hände beraubte; so beweist das Beyspiel der Affen, daß man die Hände sehr gut auf zweyerley Art gebrauchen kann, und überdies würde dieses auch nichts weiter beweisen, als daß der Mensch seinen Gliedern eine bequemere Stellung geben kann, als sie von Natur haben, und nicht daß die Natur den Menschen bestimmt hat, anders zu gehen, als sie es ihn gelehrt hat.

Es giebt aber, dünkt mich, weit wichtigere Gründe zu behaupten, daß der Mensch ein zweybeiniges

Thier

Thier ist. Denn, wenn man auch vors erste bewiesen hätte, daß der Mensch anfangs anders gestaltet gewesen als wir ihn jezt sehen, und doch endlich das werden konnte was er ist, so wäre es noch nicht hinreichend um daraus zu schließen, daß dieses alles so gewesen ist; denn wenn man schon die Möglichkeit dieser Veränderungen beweisen könnte, so müßte man auch, ehe sie anzunehmen, wenigstens die Wahrscheinlichkeit davon beweisen. Wenn auch übrigens die Arme dem Menschen im Nothfall statt der Füße dienen können, so ist dieses doch die einzige Beobachtung die diesem System günstig ist, gegen eine Menge anderer die sie widerlegen. Die Vornehmsten sind erstlich, daß nach der Art wie der Kopf des Menschen an seinen Körper befestigt ist, seine Augen wenn er auf Vieren gieng unter sich geheftet wären, welche Lage zur Erhaltung seines Wesens nicht günstig ist; statt daß wenn er auf zwey Beinen steht, seine Augen vorwärts gekehrt sind, so wie bey allen andern vierfüßigen Thieren; Zweytens, ist der Schwanz der ihm fehlt, und den er nicht brauchen könnte, allen vierfüßigen Thieren nöthig, und mangelt auch keinem derselben; drittens wäre die Lage der Brust bey dem Weibchen, welche bey den zweybeinigten Geschöpfen so sehr bequem ist, wenn sie das Kind in dem Arm hält, bey einem vierfüßigen Thier

an eben der Stelle äusserst unbequem, und man findet sie auch bey keinem der leztern in obiger Lage; Viertens wäre der Hintertheil des Körpers gegen die Vorderbeine viel zu hoch, und daher müßten wir, wenn wir auf vieren giengen, beständig auf den Knien gehen, und das ganze Thier wäre höchst unförmlich und könnte nur sehr unbequem gehen; wollte er endlich den Fuß so wie die Hand flach aufsetzen, so hätte er in den Hinterbeinen ein Gelenke weniger als die übrigen Thiere, nemlich dasjenige, welches den Vorderfuß mit dem Schienbein verbindet; und wollte er, wie er denn gezwungen wäre, auf der Spitze des Fußes gehen, so scheint der Vorderfuß viel zu dick, um statt eines Gelenks dienen zu können; der vielen Knochen nicht zu erwähnen, aus denen er zusammen gesezt ist, und seine Verbindung mit dem Mittelfus und dem Schienbein wäre zu kurz, um dem menschlichen Fus in dieser Stellung diejenige Beweglichkeit zu geben, welche die vierfüßigen Thiere haben. Das Beyspiel der Kinder in einem Alter angenommen, wo die Kräfte noch nicht entwickelt sind und die Glieder ihre Festigkeit noch nicht erlangt haben, beweist gar nichts, und eben so gut könnte man behaupten, daß die Hunde gar nicht zum Gehen bestimmt sind, weil sie einige Wochen lang nach ihrer Geburt blos kriechen. Besondere Fälle kön-

können auch nichts, gegen die allgemeine Gewohnheit der Menschen beweisen, selbst nicht gegen diejenige Nationen, welche gar keine Gemeinschaft mit den übrigen haben, und sie daher auch nicht nachahmen können. Ein Kind, welches noch ehe es gehen kann, in einem Wald verlassen und von einem Thier ernähret wird, wird allemal dem Beyspiel seiner Pflegerin folgen, und sich nach ihrem Gang gewöhnen; die Gewohnheit kann ihm eine Geschicklichkeit geben, welche es nicht von der Natur erhalten hat, und so wie einer der keine Hand hat, endlich durch die Uebung alles dasjenige mit den Füssen thut, was wir mit den Händen thun, so konnte er wohl endlich auch die Geschicklichkeit erlangen, seine Hände statt der Füsse zu gebrauchen.

(4te Anmerkung). Sollte sich einer unter meinen Lesern finden, der in der Naturlehre so wenig geübt ist, um mir einigen Einwurf, gegen die Behauptung von der natürlichen Fruchtbarkeit der Erde, zu machen, so will ich ihm durch folgende Stelle antworten. „Da die Vegetabilien, zu ihrer Nahrung, weit mehr von der Substanz der Luft und „des Wassers zu sich nehmen als aus der Erde ziehen, so geschieht es, daß sie nach ihrer Fäulung weit „mehr Erde von sich geben, als sie erhalten haben;

„übri-

„übrigens befördert ein Wald den Regen, indem er
„die Dünste aufhält. Es würde also, in einem Ge-
„hölz, welches man lange unberührt lies, die vegetabi-
„lische Erdlage sich sehr vermehren; da aber die
„Thiere der Erde weniger geben, als sie von ihr er-
„halten haben, und die Menschen eine erstaunende
„Menge Holz und Pflanzen zur Unterhaltung des
„Feuers, und anderm Gebrauch nöthig haben, so folgt
„daraus daß die vegetabilische Erdlage eines bewohn-
„ten Landes, sich immer vermindern und endlich so
„wie der Erdboden des steinigten Arabiens, und an-
„derer Provinzen des Morgenlandes werden müsse,
„welches auch wirklich der am längsten bewohnte Him-
„melsstrich ist, und wo man jetzund nichts als Sand
„und Salz findet: denn das fixe Salz der Pflanzen
„und der Thiere bleibt, während daß alle übrige Thei-
le sich verflüchtigen. Buffons Naturhistorie.

Diesem Beweis, kann man noch einen Erfahrungs-
saz beyfügen, durch die Menge der Bäume und
Pflanzen aller Art, mit welchen alle wüsten Inseln,
so man in den letzten Jahrhunderten entdeckt hat, an-
gefüllt waren, und durch dasjenige was uns die Ge-
schichte, von jenen unermeßlichen Wäldern meldet,
welche man aushauen mußte, je nachdem der Erdbo-
den nach und nach bevölkert wurde. Hierüber will
ich

ich noch folgende drey Anmerkungen sagen. Erstens; wenn es eine Art Vegetabilien giebt, welche den Verlust ersezen kann, den die vegetabilische Erde nach Hrn. von Buffons Lehre durch die Thiere leidet, so ist es gewiß das Holz, dessen Gipfel und Blätter mehr Dünste und Wasser einsaugen, als alle Pflanzen. Zweytens, die Verminderung des vegetabilischen Erdreichs, muß desto geschwinder vor sich gehen, je nachdem die Erde mehr angebaut ist, und die Bewohner durch ihren Fleiß, eine grösere Menge ihrer Früchte aller Art verzehren. Die dritte und zugleich meine wichtigste Bemerkung ist, daß die Früchte der Bäume den Thieren eine grösere Menge Nahrung liefern als die andern Pflanzen; diese Erfahrung habe ich selbst gemacht, indem ich den Ertrag zweyer an Größe und Güte ähnlicher Felder miteinander verglich, wovon das eine mit Kastanienbäumen bepflanzt, und das andere mit Frucht besäet war.

(5te Anmerkung). Die vierfüßigen Thiere werden überhaupt in zwey Classen eingetheilt, deren Unterschied von der Form der Zähne, und der Beschaffenheit der Eingeweide hergeleitet wird. Diejenigen so blos von Früchten sich nähren, so wie das Pferd, der Ochse, das Schaaf und der Haase, haben

ben alle stumpfe Zähne; die fleischfressenden aber haben spitzige Zähne, so wie die Katze, der Hund, der Wolf und der Fuchs. Was die Eingeweide betrift, so haben die, so blos Früchte fressen, einige Eingeweide, wie den Grimmdarm z. B. so andere fleischfressende nicht haben. Da nun die Zähne des Menschen und dessen Eingeweide eben so beschaffen sind, wie bey den fruchtfressenden Thieren, so scheint es, als wenn er ursprünglich in diese Classe gehörte, und diese Meinung wird nicht allein durch die anatomische Zergliederung sondern auch durch die Denkmäler des Alterthums unterstüzt: "Dicearch sagt der heilige Hieronymus, erzählt in seinen Büchern, von „den griechischen Denkwürdigkeiten, daß unter der „Regierung des Saturnus, als die Erde noch alle „Früchte von selbst hervorbrachte, die Menschen „kein Fleisch assen, sondern sie lebten von Früchten, „und Kräutern, die von selbst wuchsen". (Lib. 2. adv, Jovian.) Man kann hieraus sehen, daß ich vieles vernachläßige womit ich meine Meinung unterstützen könnte; Denn da der Raub die einzige Ursache des Streits unter den fleischfressenden Thieren ist, und die fruchtfressenden unter einander in einem beständigen Frieden leben, so folgt daraus, daß wenn der Mensch zu den leztern gehört, es ihm viel leichter gewesen wäre, sich in dem Stand der Natur zu erhal-

erhalten, und daß er weit weniger Gelegenheit noch Bedürfnisse gehabt hat, die ihn nöthigten ihn zu verlassen.

(6te Anmerkung). Alle Kenntnisse welche Nachdenken erfordern, alle diejenigen welche man sich durch eine Reihe von Begriffen erwerben muß, und die sich nur nach und nach vervollkommnen, scheinen für den wilden Menschen zu hoch zu seyn wegen des Mangels an Umgang mit seinen Nebenmenschen, und aus Mangel der zu diesem Umgang erforderlichen Werkzeuge, und des Bedürfnisses, welches ihn dazu drängt. Seine ganze Wissenschaft und Geschicklichkeit schränkt sich auf, springen, laufen, kämpfen, einen Stein zu werfen, und auf einen Baum zu klettern, ein. Allein, ob er gleich nur diese Sachen weiß, so versteht er sie aber auch besser wie wir, die wir sie nicht so nöthig haben; und da sie blos von einer Uebung des Körpers herrühren, und nicht mitgetheilt werden können, auch von einem Menschen zum andern nicht vollkommner werden, so mußte der erste Mensch eben so geschickt darinn seyn, als seine lezten Nachfolger.

Die Berichte der Reisenden enthalten viele Beyspiele von der ausserordentlichen Stärke der wilden

und barbarischen Menschen; sie rühmen nicht weniger ihre Geschicklichkeit und Leichtigkeit; und da man blos seine Augen braucht, um solche Sachen zu beobachten, so hindert uns nichts diesem Augenzeugen Glauben beyzumessen; ich werde ohne weitere Auswahl, einige Beyspiele, aus den ersten besten Büchern, welche ich bey der Hand habe, hieher setzen.

„Die Hottentotten, sagt Kolbe, verstehen die Fi-
„scherey viel besser als die Europäer am Vorgebür-
„ge. Sie sind eben so geschickt mit dem Netz und
„mit der Angel, als mit dem Wurfspies, in der See
„sowohl als in Flüssen; sie fangen auch sehr geschickt
„die Fische mit der Hand. Im schwimmen sind sie
„nicht zu übertreffen, und ihre Art zu schwimmen ist
„sonderbar und ihnen ganz allein eigen; sie schwim-
„men mit geradem Körper, und halten die Hände
„über das Wasser empor, so daß es scheint als wenn
„sie auf der Erde fortgiengen. In dem größten
„Seesturm, und wenn die Wellen sich wie Berge
„thürmen, tanzen sie einigermassen auf dem Rücken
„dieser Wellen, und steigen und fallen wie ein Stück
„Korkholz.

„Die Hottentotten fährt der nemliche Schrift-
„steller

„steller fort, sind im Jagen überaus geschikt, und
„die Leichtigkeit ihres Laufens, übersteigt alle Begrif-
„fe. Er wundert sich, daß sie diese Geschwindigkeit
„nicht öfters misbrauchen, welches jedoch zuweilen
„geschiehet, wie man aus folgendem Beyspiel sehen
„kann. ''Ein Holländischer Matrose welcher am
„Vorgebürge gelandet war, gab einem Hottentotten
„eine Rolle Toback von ohngefähr zwanzig Pfund,
„um sie hinter ihm her nach der Stadt zu tragen.
„Als sie nun eine Strecke weit von den andern Hau-
„fen entfernt waren, so fragte der Hottentot den
„Matrosen, ob er stark laufen könne? Laufen erwie-
„derte der Holländer ja, recht stark. Laß sehen,
„sagte der Afrikaner, und lief mit dem Toback da-
„von und verschwand augenblicklich. Der erstaun-
„te Matrose, dachte nicht daran ihn zu verfolgen, und
„hat weder seinen Toback noch seinen Träger wieder
„gesehen.

„Sie haben ein so scharfes Gesicht, und eine
„so gewisse Hand, daß die Europäer ihnen nicht bey-
„kommen, sie treffen auf hundert Schritte mit ei-
„nem Wurf ein Ziel von der Größe eines Vier-
„groschenstücks, und was das besonderste dabey ist
„so richten sie ihre Augen nicht wie wir auf das
„Ziel, sondern machen beständige Bewegungen und

„Verdrehungen. Es scheint als wenn ihr Stein, „von einer unbekannten Hand geworfen würde."

Der P. du Tertre, sagt von den Wilden auf den Antillischen Inseln beynahe eben das was man hier von den Hottentotten gelesen hat; er rühmt besonders ihre Geschicklichkeit mit Pfeilen, die Vögel im Flug, und die Fische im schwimmen zu schießen, welche letztere sie nachher durch untertauchen, aus dem Wasser holen. Die Nord-Amerikanischen Wilden, sind wegen ihrer Stärke und Geschwindigkeit eben so berühmt; und hier ist ein Beyspiel, welches dazu dienen soll, um die Bewohner des mittäglichen Amerika's zu beurtheilen.

Im Jahr 1746 wurde ein Indianer von Buenos Ayres, zu Cadix auf die Galeeren verdammt, er stellte hierauf der Regierung vor, daß er seine Freyheit dadurch erkaufen wollte, indem er sein Leben an einem öffentlichen Fest wagen wollte. Er versprach, daß er ganz allein, ohne andere Waffen als einen Strick, den allerwüthendsten Stier angreifen, und ihn niederwerfen wollte, daß er ihn mit seinem Strick, an welchem Theil man wolle binden, ihn hierauf sattlen und zäumen wolle und auf ihm reitend, zween andere der allerwüthendsten Stiere bekämpfen, welche

welche man aus dem Torillo loslassen würde, und endlich würde er einen nach dem andern umbringen, sobald man es ihm befehlen würde, und ohne jemandes Hülfe, welches man ihm denn auch bewilligte. Der Indianer hielt Wort, und führte alles glücklich aus, was er versprochen hatte; Die Art wie er sich dabey betrug, und besonders die Erzählung des Kampfes, kann man in dem 1ten Band der Observations sur l'histoire naturelle de M. Gautier Seite 262 nachlesen, woraus dieses genommen ist.

(7te Anmerkung) „Die Dauer des Lebens der „Pferde, sagt der Hr. von Buffon, steht wie bey allen andern Thieren, mit der Zeit ihres Wachsthums „in Verhältniß. Der Mensch welcher vierzehn Jahre zu seinem Wachsthum braucht, kann sechs auch „siebenmal soviel Jahre lang leben, nemlich achtzig „oder hundert Jahr; das Pferd so nur vier Jahre „zu seinem Wachsthum braucht, kann sechs oder siebenmal so lange leben, nemlich fünf und zwanzig „oder dreyßig Jahre. Die Beyspiele welche dieser „Ordnung widersprechen sind so äusserst selten daß „man sie nicht einmal als eine Ausnahme ansehen „kann aus der man Folgerungen ziehen könnte; „und da dicke Pferde ihr Wachsthum eher endigen, „als die so feiner gebaut sind, so leben sie auch nicht

„so lang als letztere, und werden schon im funfzehn„ten Jahre alt".

(8te Anmerkung) Ich glaube zwischen den fleischfressenden und fruchtfressenden Thieren, noch eine andere Verschiedenheit zu bemerken, als die so ich in der vierten Anmerkung angezeigt habe; und die auch viel allgemeiner ist, weil sie sich auch auf die Vögel erstreckt. Dieser Unterschied besteht in der Anzahl der Jungen, welche bey den fruchtfressenden Thieren selten über zwey steigt, bey den fleischfressenden aber diese Anzahl übersteigt. Man kann die Bestimmung der Natur sehr leicht, an der Zahl der Brüste erkennen, welche bey ersterer Art immer nur zwey ist, so wie bey der Stutte, der Kuh, der Ziege, dem Schaafe und der Hirschkuh, bey andern aber findet man immer sechs oder achte, wie bey der Hündinn der Katze, der Löwin, dem Tieger und andern. Das Huhn, die Gans und die Ente, welche alle fleischfressende Thiere sind, so wie der Adler, der Sperber, und die Eule, legen und brüten immer eine grose Anzahl Eyer aus, welches man weder bey der Taube, der Turtel-Taube, noch bey andern Vögeln findet so blos Korn fressen, und die selten mehr als zwey Eyer auf einmal legen und ausbrüten. Die Ursache, so man von diesem Unterschied angeben kann, ist, daß die Thie-

re

re so blos von Kräutern und Pflanzen leben, beynahe den ganzen Tag auf der Weide bleiben; und da sie daher die mehreste Zeit zu ihrer Nahrung brauchen, so können sie nicht leicht mehrere Jungen säugen; statt daß die fleischfressenden ihr Futter beynah in einem Augenblick verzehren, und daher können sie auch desto leichter und öfterer zu ihren Jungen und zu ihrer Jagd zurück kehren, und den Verlust so vieler Milch wieder ersetzen. Man könnte hierüber noch viele besondere Anmerkungen machen; allein hier ist nicht der Ort dazu, und ich begnüge mich, in diesem Theil das allgemeinste System der Natur entwickelt zu haben; welches System neue Beweise an die Hand giebt, den Menschen nicht unter die fleischfressenden, sondern unter die Klasse der fruchtfressenden Thiere zu zählen.

(9te Anmerkung) Ein berühmter Schriftsteller hat das Glück und das Unglück des menschlichen Lebens berechnet, und nachdem er beyde Summen gegen einander gehalten, so fand er daß die Summe des letztern, die des erstern weit übersteige, und daß überhaupt betrachtet, das Leben für den Menschen eben kein so erfreuliches Geschenk sey. Ich wundere mich nicht über seinen Schluß; denn er hat alle seine Sätze, aus der Verfassung der bürgerlichen Men-

schen hergenommen; wäre er aber bis zu dem natürlichen Menschen zurückgegangen, so ist zu glauben, daß er ein ganz anderes Resultat würde gefunden haben, er würde eingesehen haben, daß der Mensch eigentlich gar kein Unglück hat, als dasjenige so er sich selbst macht, und die Natur wäre gerechtfertigt gewesen. Wir sind nicht ohne viele Mühe so weit gekommen, uns so unglücklich zu machen. Wenn man auf der einen Seite betrachtet, welche unermeßliche Arbeiten die Menschen unternommen haben, wie viele Wissenschaften ergründet, wie viele Künste erfunden worden, und wie viele Kraft dazu angewendet worden um Abgründe auszufüllen, Berge abzutragen, Felsen zu zersprengen, Flüsse schiffbar zu machen, Ländereyen anzubauen, Teiche zu graben, Moräste auszutrocknen, unermeßliche Gebäude auf der Erde aufzuführen; das Meer mit Schiffen und Matrosen zu bedecken; und man auf der andern Seite, mit einigem Nachdenken, den wahren Nutzen untersucht welchen das menschliche Geschlecht durch alles dieses erhalten hat, so muß man über den grossen Unterschied, welcher unter diesen Sachen herrscht, sehr erstaunen, und die Verblendung des Menschen beweinen, welche um seinen thörigten Stolz, und ich weis nicht welche eitle Selbstliebe zu nähren, ihn beständig mit dem grösten Eifer zu allem diesem

Elend

Elend dessen er fähig ist antreibt, das die gütige Natur mit vieler Sorgfalt vor ihm verborgen hatte.

Die Menschen sind verdorben; eine traurige Erfahrung erspart uns die Müh Beweise davon zu geben; der Mensch ist jedoch natürlich gut, und dies glaube ich bewiesen zu haben; was kann ihn also so sehr verschlimmert haben, anders als die grosen Veränderungen, welche sein ganzes Wesen erlitten, die Aufklärung so er erhalten, und die Kenntnisse, die er sich erworben hat? Man mag die menschliche Gesellschaft noch so sehr bewundern, sobleibt es dennoch immer wahr daß die Menschen dadurch nothwendiger weise gezwungen werden, sich untereinander zu hassen, je nachdem ihre Vortheile sich einander im Weg stehn, sich dem Scheine nach untereinander zu dienen, und im Grunde doch sich alles mögliche Uebel zuzufügen. Was kann man von einer Gesellschaft denken, wo jeder einzelne Mensch für sich Ursache hat, demjenigen entgegen zu arbeiten, was die Vernunft zur Erhaltung der ganzen Gesellschaft befiehlt, und wo jeder seinen Vortheil in dem Unglück des andern findet? Es ist vielleicht kein einziger Mensch von Vermögen, welchem geldhungrige Erben, ja öfters seine eignen Kinder nicht heimlich den Tod wünschen; Kein einziges Schiff auf der See, dessen Schiff-

bruch nicht einem oder dem andern Kaufmann Nutzen bringt; nicht ein einziges Haus, so ein Schuldner nicht gerne mit allen Papieren die es enthält im Feuer aufgehen sähe, nicht ein Volk, welches sich nicht über das Unglück seiner Nachbarn freut. Auf diese Weise finden wir unsern Vortheil in dem Schaden der andern, und der Untergang des einen ist das Glück des andern; was aber noch am gefährlichsten ist, das ist daß eine Menge einzelner Menschen, auf ein allgemeines Unglück hoffen, und es sogar wünschen, um daraus Vortheil zu ziehen. Die einen wünschen Krankheiten, andere Todesfälle, noch andere Krieg und andere Hungersnoth; ich habe selbst abscheuliche Menschen gesehen, welche bey dem Anschein eines fruchtbaren Jahrs weinten, und die grosse und schreckliche Feuersbrunst zu London, wodurch so viele Unglückliche Guth und Leben verlohren, machte vielleicht mehr als zehntausend Personen glücklich. Ich weis, daß Montaigne, den Atheniensser Demades verdenkt, daß er einen Handwerksmann strafen lies, welcher die Todensärge sehr theuer verkaufte, und durch den Tod der Bürger also vielen Vortheil erhielt; da aber Montaigne es aus diesem Grunde thut, weil, sagt er, man alle Menschen strafen müsse, so bestätigt dieses noch meine Meinung. Man dringe also durch unsere leichtsinnigen Freundschafts-

schaftsbezeugungen hindurch, um den Grund des Herzens zu untersuchen, und denke über einen Stand nach, in welchem alle Menschen gezwungen sind, einander zu schmeicheln, und einander zu schaden, wo sie aus Pflicht Feinde, und aus Eigennuz Schurken seyn müssen. Wollte man hierauf antworten, daß die Verfassung der Gesellschaft dem einen Vortheil gewähre, indem er andern dient, so antworte ich, daß dieses alles gut seyn würde, wenn er nur nicht mehr Vortheil fände ihnen zu schaden. Es giebt kein rechtmäßiger Vortheil, durch den man eben so viel gewinnt, als durch einen unrechtmäßigen, und der Schaden den man seinem Nebenmenschen zufügt, ist immer vortheilhafter als die Dienste die man ihm leistet. Es kommt also blos darauf an, sich der Strafe zu entziehen, und diesen Zweck zu erhalten wenden die Mächtigen alle ihre Kräfte, und die Schwachen alle ihre List an.

Sobald der wilde Mensch gegessen hat, so ist er mit der ganzen Natur zufrieden und gegen alle seine Nebenmenschen freundlich. Kommt es zu einem Streit, wegen der Nahrung, so kommt es gewiß nicht eher zum kämpfen, ohne daß er vorher die Schwierigkeit zu überwinden, mit derjenigen anderwärts seine Nahrung zu suchen, verglichen hat; und da der

Stolz keinen Antheil an dem Kampf hat, so endigt er sich gemeiniglich mit einigen Faustschlägen; der Ueberwinder ißt, der Ueberwundene sucht anderswo seine Nahrung, und alles ist wieder ruhig. Allein bey dem gesellschaftlichen Menschen ist es schon ganz anders; er muß zuerst für das Nothwendige sorgen, nachher für das Ueberflüßige, endlich für die Weichlichkeit, und den unermeßlichen Reichthum, endlich für Untergebene, und für Sklaven, und so hat er keinen Augenblick Ruhe; was am sonderbarsten dabey scheint, ist dieses, daß je unnatürlicher und unnöthiger die Bedürfnisse sind, desto mehr wächst die Leidenschaft, und was noch ärger ist, die Macht sie zu stillen; auf diese Art, und nachdem er so glücklich geworden, so viele Schätze gesammelt, und so viele Menschen zur Verzweiflung gebracht hat, wird mein Held endlich alles umbringen und aus dem Weg räumen, bis er sich zum Herrn der Erde gemacht hat. Dieses ist in kurzem das moralische Gemählde, wo nicht des menschlichen Lebens, doch wenigstens der heimlichen Ansprüche des Herzens des gesitteten Menschen.

Man vergleiche, ohne Vorurtheil den Stand des gesitteten mit dem Stand des wilden Menschen, und untersuche, wenn man kann, wie viele Quellen des Schmerzens und des Todes, der erstere sich, aus-

ser

ser seiner Bosheit, seiner Bedürfnisse und seines Elendes, eröfnet hat. Wenn man die Gemüths-Unruhen betrachtet die uns verzehren, und die grausamen Leidenschaften so uns erschöpfen und zur Verzweiflung treiben, die schrecklichen Arbeiten denen der Arme unterworfen ist, und die noch schädlichere Weichlichkeit deren sich die Reichen überlassen, und wodurch die einen an ihren Bedürfnissen, und die andern an ihren Ausschweifungen sterben. Wenn man die ungeheure Mischung der Nahrung, und deren schädliche Würkung bedenkt, die verdorbenen Früchte, verfälschten Arzneyen, die Schelmstücke derjenigen die sie verkaufen, und die Irrthümer derer, die sie anwenden endlich den Gift der Gefässe in denen sie zubereitet werden, betrachtet; Wenn man die ansteckenden Krankheiten, welche aus der ungesunden Luft da entstehen, wo eine Menge Menschen versammelt ist, mit andern Krankheiten vergleicht, welche aus unsrer weichlichen Lebensart entstehen, die unaufhörliche Verwechselung der Luft unsrer Häuser mit der freyen Luft, den Gebrauch Kleider an- oder abzulegen ohne die gehörige Vorsicht, und alle die Mühe bedenkt, welche unsre Sinnlichkeit, uns zur nothwendigen Gewohnheit macht, und deren Vernachlässigung oder Entbehrung, uns entweder die Gesundheit oder das Leben kostet; wenn man die

Feuers-

Feuersbrünste und die Erdbeben berechnet, welche ganze Städte zerstören und umkehren und den Menschen zu tausenden das Leben nehmen; mit einem Wort, wenn man alle die Gefahr bedenkt, welcher obige Sachen uns beständig aussetzen, so wird man endlich einsehen, wie sehr theuer uns die Natur die Verachtung bezahlen läßt, mit der wir ihre Lehren ansehen.

Ich werde hier dasjenige was ich anderswo, über den Krieg gesagt habe nicht wiederholen; allein ich wünschte daß verständige Leute, einmal dem Publiko den Bericht jener schrecklichen Thaten vorlegen wollten oder dürften, die bey den Armeen von den Proviant-Commissarien und den Direktoren der Hospitäler begangen werden, man würde alsdenn sehen daß ihre Betrügereyen, die ziemlich unverborgen sind, und durch welche die schönsten Armeen zu nichts zusammen schmelzen; weit mehr Soldaten wegraffen als das Schwerdt des Feindes; eine nicht minder wichtige und erstaunenswürdige Rechnung würde herauskommen, wenn man die Zahl der Menschen berechnete, welche jährlich auf dem Meer umkommen theils durch den Hunger, theils durch die Seekrankheit, theils auch durch Seeräuber, Feuersbrünste, oder Schiffbruch das Leben verlieren.

Es

Es ist auch natürlich, daß man alle Mordthaten, Vergiftungen, Strassenräubereyen, ja selbst die Bestrafung dieser Laster, auf die Rechnung des eingeführten Eigenthumsrechts, und also der Gesellschaft zuschreiben müsse, denn obgleich diese Strafen nöthig sind, um grösern Uebeln vorzubeugen, so wird doch dadurch, daß für einen begegangenen Mord, einer oder zwey Menschen das Leben verlieren, die Anzahl des Menschengeschlechts immer vermindert. Wie viele schändliche Mittel hat man nicht erfunden, um des Menschen Geburt zu verhindern und die Natur zu hintergehen, theils durch die abscheulichen und ausgearteten Leidenschaften, welche ihr schönstes Bild verunstalten, und die weder die Wilden noch die Thiere jemals gekannt haben, die blos in gesitteten Ländern, und aus einer verdorbenen Einbildungskraft entstehen; theils auch durch jene heimlichen unrichtigen Niederkunften, die würdigen Folgen der Ausschweifung, und der geschändeten Ehre; und durch jene Aussetzungen, und den Mord einer Menge Kinder, welche die Schlachtopfer des Elends ihrer Eltern, oder der barbarischen Schande ihrer Mütter werden; und endlich durch die Verstümmlung jener Unglücklichen, deren ganze Existenz und Nachkommen einigen Liedern oder was noch ärger ist, der schrecklichen Eifersucht einiger Menschen, aufgeopfert wer-

den; eine Verstümmlung, welche wie im lezteren Falle, die Natur doppelt beleidigt, sowohl durch die Art, womit sie diejenigen leiden müssen an welchen man sie vornimmt, als auch durch den Gebrauch zu dem sie bestimmt sind. Wie wäre es, wenn ich es unternähme zu zeigen, wie das Menschen Geschlecht in seiner Quelle verdorben, und wie sogar das heiligste Band zerrissen ist; indem man nicht eher der Natur folgen darf, als bis es einem das Vermögen erlaubt, wie durch die bürgerlichen Unordnungen, das Laster mit der Tugend vermengt wird wodurch denn die Enthaltsamkeit zu einer strafbaren Vorsicht, und die Weigerung einem Menschen das Leben zu geben, zu einer Handlung der Menschlichkeit, erhöhet wird? Allein, ohne die Hülle worunter so viele Gräuel verborgen liegen zu zerreissen, so begnüge ich mich, diejenigen Uebel blos anzuzeigen, wogegen andere die Mittel finden sollen.

Man rechne zu dem obigen noch die Menge ungesunder Handwerker, welche das Leben verkürzen und der Gesundheit schaden; so wie z. B. die Bergwerksarbeit, die verschiedene Bearbeitung der Metalle und Mineralien, besonders des Bleyes, Kupfers, des Quecksilbers, Cobalts, Arsenicks und des Hüttenrauchs; ferner jene gefährlichen Handwerker,

wel-

welche täglich einer Menge Arbeiter das Leben kosten, als der Schieferdecker, Zimmerleute, Maurer und der Steinhauer; man vereinige sag ich, alles dieses zusammen, und man wird die Ursache der Verminderung des Menschengeschlechts, in der Vervollkommnung der Gesellschaft finden, die auch schon von mehr als einem Philosophen dafür angegeben worden.

Die Pracht, die bey Menschen so nach Bequemlichkeit streben und nach der Achtung andrer trachten, unvermeidlich ist, bringt endlich das Uebel welches die Gesellschaft angefangen hat zu seiner völligen Größe, und unter dem Vorwand den Armen Unterhalt dadurch zufließen zu lassen, die man nicht hätte arm machen sollen, verarmt der ganze übrige Theil des Geschlechts, und der Staat wird früh oder spät entvölkert.

Die Pracht ist an sich selbst ein viel schädlicheres Mittel, als das Uebel selbst, welches sie heben soll; oder sie ist vielmehr das ärgste aller Uebel, es sey nun in einem grosen oder kleinen Staat, dann während daß durch sie eine Menge Bedienten und anderer schlechter Leute die durch sie entstanden sind, ernährt werden, richtet sie den Ackersmann und den Bürger

zu

zu Grunde, gleich jenen brennenden Mittagswinden, welche alles Gras und Kräuter mit schädlichen Insekten bedecken, den nützlichen Thieren dadurch ihre Nahrung benehmen, und überall wo sie hinkommen, Mangel und Tod verbreiten.

Aus der Gesellschaft, und der durch sie erzeugten Pracht, entstehen die freyen und mechanischen Künste, Handel, Gelehrsamkeit, und alle jene unnützen Sachen, die den Fleiß erwecken, und den Staat bereichern und stürzen. Die Ursache dieses Verderbniß ist ganz leicht zu finden. Man sieht leicht ein, daß der Ackerbau an sich selbst, unter allen Künsten die wenigsten Vortheile gewährt; weil da sein Ertrag allen Menschen unentbehrlich ist, dessen Preis daher so bestimmt seyn muß, daß auch die allerärmsten sich ihn verschaffen können. Aus diesem nemlichen Grundsatz läßt sich auch die Regel herleiten, daß je weniger nützlich die Künste sind, desto vortheilhafter sind sie, und daß endlich die nützlichsten am allermeisten vernachläßigt werden. Hieraus kann man nun lernen, was man von dem wahren Vortheil des Fleisses, und der Würkung welche aus seinem Fortgang entsteht, denken muß.

Dieses sind die merklichsten Ursachen alles des

Elends

Elends worein die Verschwendung und der Ueberfluß, endlich die grösten Nationen stürzt. So wie der Fleiß sich vermehrt, die Künste sich verfeinern und blühen so wird der verachtete Landmann mit Auflagen beschwert die zu Erhaltung der Pracht nöthig sind, wird verdammt sein Leben zwischen Arbeit und Elend zu theilen, und endlich gezwungen sein Feld zu verlassen, um in den Städten seine Nahrung zu suchen, denen er sie eigentlich zuführen sollte. Je mehr die Hauptstädte die Bewunderung des dummen Pöbels erwecken, desto mehr sollte man darüber seufzen, daß die Felder verlassen sind, das Land unangebaut bleibt, und die Hauptstrassen mit einer Menge unglücklicher Bürger überschwemmt werden die entweder Bettler oder Diebe geworden, und bestimmt sind einmal ihr Leben entweder auf dem Mist oder auf dem Rad zu endigen. So bereichert sich der Staat auf einer Seite während daß er sich auf der andern schwächt, und so werden endlich die mächtigsten Reiche, aus Begierde sich zu bereichern entvölkert, und der Raub armer Nationen, welche der schädlichen Versuchung sie zu unterdrücken, endlich nachgeben, sich ihrer Seits wieder bereichern und schwächen, bis sie selbst wieder von andern unterdrückt und ausgerottet werden.

Man erkläre uns doch einmal, woher jene Menge Barbaren entstunden, welche während so vielen Jahrhunderten, Europa, Asien, und Afrika überschwemmt haben? hatten sie ihrem Fleiß, ihren Künsten, der Weisheit ihrer Gesetze, oder der guten Ordnung, ihre erstaunende Vermehrung zu verdanken? Mögten doch unsere Gelehrten uns erklären, warum diese unaufgeklärten grausamen und unerzogenen Menschen, statt sich zu vermehren nicht vielmehr jeden Augenblick sich selbst untereinander wegen ihrer Weide oder Jagd umgebracht haben; man erkläre uns doch, wie diese elenden Menschen, die Dreistigkeit haben konnten, so geschickte Leute wie wir waren, nur anzusehen, die wir so eine schöne Kriegszucht, so gute Gesetzbücher und so weise Gesetze hatten? Endlich, warum, seit dem die Gesellschaft in den Nördlichen Ländern eingeführt worden, und man sich die Mühe gegeben hat, den Menschen dort ihre gegenseitigen Pflichten zu lehren, und sie zu einer angenehmen und ruhigen Lebensart anzuführen, man jetzund nicht mehr jene Menge Menschen dort hervorkommen sieht, wie ehemals? Ich befürchte sehr, man mögte mir antworten, daß alle diese grosen Sachen, als Wissenschaften, Künste und Gesetze, sehr weislich von den Menschen erfunden worden, um gleich einer heilsamen Pest, der ausserordentlichen Vermehrung des

Men-

Menschengeschlechts zu steuern, aus Besorgniß, daß diese unsere Welt, endlich für die grosse Anzahl ihrer Bewohner zu klein werden mögte.

Wie? soll man denn also die Gesellschaft aufheben, das Dein und Mein vernichten, und zu den Bären in die Wälder zurückkehren? Dieser Schluß ist meinen Gegnern sehr angemessen, und ich will ihnen lieber damit zuvorkommen, und ihnen die Schande ersparen, ihn selbst zu machen.

O ihr! zu denen die göttliche Stimme noch nicht geredet hat, die ihr keine andere Bestimmung kennt, als euer Leben in Ruhe zu beschließen, ihr die ihr eure schädliche Aufklärung, euren unruhigen Geist, euer verdorbenes Herz, und euere ausschweifenden Begierden in den Städten zurücklassen könnt, gehet hin während daß ihr noch könnt, und kehret zu euerer ersten Unschuld zurück; kehrt in die Wälder zurück um die Laster eurer Zeitgenossen nicht mit anzusehen, und deren Andenken zu verliehren, und fürchtet nicht euch zu erniedrigen, indem ihr ihren Aufklärungen entsagt um ihre Laster nicht mit zu erhalten. Was aber mich selbst und andere Menschen betrift, deren Leidenschaften auf immer jene ursprüngliche Einfalt verdrängt haben, die sich nicht mehr mit Kräutern

und Früchten nähren, noch ohne Oberhaupt und Gesetze leben können; diejenigen welche von ihrem ersten Vater übernatürliche Kenntnisse erhalten haben; diejenigen welche in der Bemühung, den menschlichen Handlungen eine Moralität beyzulegen, die sie noch lange nicht würden erhalten haben, den Grund eines an sich selbst gleichgültigen Gebots finden können, welches in jedem andern System unerklärbar bleiben würde; mit einem Wort diejenigen, welche überzeugt sind, daß Gott das Menschengeschlecht, zur Erleuchtung und der Glückseligkeit der himmlischen Geister berufen habe, alle diejenigen werden sich bemühen, die Tugenden auszuüben, zu denen sie verpflichtet sind, sobald sie dieselben kennen lernen um die ewige Belohnung dafür zu verdienen, welche sie erwartet; sie werden die geheiligten Bande der Gesellschaft deren Mitglieder sie sind verehren; sie werden ihren Nebenmenschen lieben und ihm von ganzem Herzen dienen; den Gesetzen und den Menschen die sie verfaßt und sie handhaben gehorchen; besonders aber werden sie gute und weise Fürsten ehren, die jener Menge von Uebeln entweder zuvorkommen oder sie heben und abwenden können, welche beständig über uns zu kommen bereit sind; sie werden den Muth dieser würdigen Oberhäupter vermehren, indem sie ihnen die Wichtigkeit und Strenge ihrer Pflicht, ohne

ne Schmeicheley und ohne Furcht vorstellen; allein sie werden nichts destoweniger eine Verfassung verachten, welche sich blos durch so viele verehrungswürdige Leute erhalten kann, die man öfters mehr wünscht als findet, und aus der ohngeachtet aller ihrer Sorgfalt, immermehr wahres Elend, als scheinbare Vortheile entstehen.

(10te Anmerkung) Unter den Menschen welche wir entweder selbst, oder durch die Reisenden kennen, giebt es schwarze, weisse, und rothe, einige von ihnen tragen langes Haar andere haben blos eine gekräuselte Wolle und einige sind ganz voller Haare, während daß andere kaum einen Bart haben; es gab sonst Nationen, und giebt vielleicht noch welche, welche eine riesenmäßige Größe haben; und wenn man auch die Fabel der Pygmeen nicht erwähnen will, welche vielleicht eine Uebertreibung war, so weiß man doch, daß der Lappländer und Grönländer weit unter der natürlichen Größe des Menschen sind; man behauptet sogar, daß es ganze Völkerschaften gäbe, welche Schwänze, so wie die vierfüßigen Thiere haben, und ohne den Erzählungen des Herodots und des Ctesias Glauben beyzumessen, so läßt sich doch sehr wahrscheinlich daraus vermuthen, daß wenn man in den ältern Zeiten Beobachtungen angestellt hätte; wo die ver-

schiedenen Völker, auch verschiedene Lebensarten annahmen, und dadurch weit mehr voneinander unterschieden waren als heut zu Tage, so würde man in der Form und Gewohnheit des Körpers, viele merkwürdige Verschiedenheiten bemerkt haben. Alle diese Sachen von denen man doch unläugbare Beweise liefern könnte, werden blos bey solchen Menschen Erstaunen erregen, welche gewohnt sind nichts anders zu sehen, als was beständig sie umgiebt; und die den grosen Einfluß des Himmelstrichs, der Luft, der Nahrungsmittel, der Lebensart, und aller Gewohnheiten überhaupt nicht kennen; besonders aber die große Gewalt ein und eben derselben Sache nicht begreifen können, wenn sie beständig auf eine lange Reihe von Geschlechtern fortwirken kann. Heut zu Tage da die Reisen, der Handel und die Eroberungen, die Menschen mehr vereinigen, und ihre Art zu leben, durch den öftern Umgang einander mehr gleich kömmt, so sieht man daß verschiedene National Unterschiede verschwunden sind, und man kann z. B. sehen, daß der heutige Franzose, nicht mehr jener lange weise Mensch mit blondem Haar ist, der von allen lateinischen Schriftstellern beschrieben wird, obgleich die Zeit und die Vermischung der Franzosen mit den Normännern, welche blond und weiß an sich selbst sind, dasjenige hätte wieder ersetzen sollen was der Umgang mit den Römern

in

in dem Einfluß des Himmelsstrichs, in der natürlichen Beschaffenheit, und der Haut der Einwohner konnte verändert haben. Alle diese Beobachtungen über Verschiedenheiten, welche aus vielerley Ursachen entstanden sind, und die bey dem Menschengeschlecht auch wirkliche Veränderungen hervorgebracht haben, erregen in mir den Zweifel, ob verschiedene Thiere so dem Menschen ähnlich sind, und welche die Reisenden ohne weitere Untersuchung für Thiere ausgegeben haben, entweder weil sie äusserlich eine kleine Verschiedenheit an ihnen bemerkten, oder blos weil diese Thiere nicht sprechen konnten; nicht wirkliche wilde Menschen sind, deren Geschlecht vor Zeiten, in den Wäldern zerstreut war und also keine Gelegenheit hatten, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, oder eine weitere Vollkommenheit zu erlangen, und demnach noch in dem ersten Stand der Natur sind. Ich will von dem, was ich sage hier ein Beyspiel anführen.

„Man findet, sagt der Uebersetzer der allgemei„nen Reisebeschreibungen, in dem Königreiche Con„go, eine Menge jener großen Thiere, die man in „Ostindien Orang-Outang, nennt, welche zwi„schen dem Menschen, und dem Affen gleichsam das „Mittel halten. Battel erzählt, daß man in den „Wäldern von Mayomba, im Königreich Loango,

 zwey

"zwey Ungeheuer sieht, wovon das grösere Pon-
"gos, das andere Enjokos genannt wird. Er-
"stere haben eine vollkommene Aehnlichkeit mit dem
"Menschen; sie sind aber viel dicker und größer.
"Bey ihrem menschlichen Gesicht, haben sie sehr tief-
"liegende Augen. Ihre Hände, Backen, und Oh-
"ren sind ohne Haare, ausgenommen die Augen
"braunen, welche stark damit versehen und sehr lang
"sind; und obgleich der übrige Körper ziemlich haa-
"richt ist, so ist das Haar jedoch nicht sehr dick und
"von brauner Farbe. Der einzige Theil woran man
"sie von Menschen unterscheiden kann ist das Bein,
"welches sie ohne Waden haben. Sie gehen gera-
"de, und halten sich die Hand an den Haaren, un-
"ter dem Kinn an; ihr Aufenthalt ist in den Wäl-
"dern sie schlafen auf den Bäumen, und machen sich
"darauf eine Art von Dach, das sie vor dem Regen
"schützt. Ihre Nahrung besteht in Früchten und
"wilden Nüssen; sie essen aber niemals Fleisch. Die
"Schwarzen haben die Gewohnheit bey ihrem Durch-
"gang durch die Wälder Feuer anzumachen; und
"man hat bemerkt, daß wenn erstere morgens früh
"fortgehen, so nehmen die Pongos ihre Stelle bey
"dem Feuer ein, und gehen nicht eher wieder davon
"weg, bis es ganz erloschen ist: dann ob sie gleich
"sehr geschickt sind, so haben sie doch nicht Begriffe

"ge-

"genug, um durch Zulegung des Holzes das Feuer
"zu erhalten.

„Sie gehen öfters in Haufen aus, und töden „die Schwarzen welche die Wälder durchstreifen; „ja sie fallen sogar über die Elephanten her, welche „an den Oertern wo sie wohnen auf die Weide ge„hen, und beunruhigen sie so sehr mit Faust- oder „Stockschlägen, daß sie genöthigt sind öfters mit „grosem Geschrey die Flucht zu ergreifen. Man „hat noch niemals einen lebendigen Pongos gefan„gen, denn sie haben eine solche Stärke daß kaum „zehn Menschen sie halten können; allein die „Schwarzen fangen eine Menge von ihren Jungen, „nachdem sie die Mutter getödet haben an deren Leib „der Kleine sich fest anschließt. Wenn eines von „diesen Thieren stirbt, so bedecken es die andern mit „Baumzweigen oder einem Haufen Blätter. Pur„chaß erzählt noch, daß er von Battel selbst erfahren „habe, daß ein Pongos ihm einen kleinen Neger weg„gestohlen habe, welcher einen ganzen Monath, in „der Gesellschaft dieser Thiere zugebracht, denn sie „thun den Menschen die sie fangen kein Uebel an, „ausser wenn man sie ansieht, wie der kleine Schwar„ze bemerkt hatte. Die andere Art dieser Thiere „hat Battel gar nicht beschrieben.

„Dapper bestätigt auch, daß das Königreich
„Congo, voll von diesen Thieren wäre welche in In-
„dien Orang Outang, d. h. Bewohner der Wälder
„genannt werden und die die Afrikaner Quojas-
„Morros nennen. Dieses Thier, sagt er, ist dem
„Menschen so ähnlich daß einige Reisende auf den
„Gedanken gekommen sind, als wenn es von einem
„Weibe und einem Affen erzeugt wäre; dies ist
„aber eine Unwahrheit welche die Schwarzen selbst
„verwerfen. Eines dieser Thiere wurde von Congo
„nach Holland gebracht, und dem Prinzen von O-
„ranien Friedrich Heinrich, vorgestellt. Es war von
„der Größe eines dreyjährigen Kindes, und von
„mittelmäßiger Dicke, allein viereckigt, wohl gebaut,
„behende und sehr lebhaft; die Schenkel waren flei-
„schigt und sehr stark, der ganze vordere Körper nak-
„kend, allein der Rücken mit Haaren bedeckt. In
„dem ersten Anblick, gleicht sein Gesicht dem Men-
„schen; allein die Nase war platt und zurückgebo-
„gen; seine Ohren waren vollkommen, wie bey dem
„Menschen; seine Brust, denn es war ein Weib-
„chen, war rund und fleischigt, sein Nabel einge-
„druckt, seine Schultern sehr gut aneinander gefügt,
„seine Hände in Finger und Daumen abgetheilt,
„und seine Waden und Ferse fett und fleischigt.
„Es gieng öfters aufrecht auf seinen Beinen; und

„war

„war im Stande sehr schwere Sachen aufzuheben „und wegzutragen. Wenn es trinken wollte, so „nahm es mit der einen Hand den Deckel des Ge„fässes, und mit der andern hielt es das Gefäs „selbst, und wischte sich endlich mit Anstand den „Mund ab. Wenn es sich zum schlafen niederleg„te, so legte es den Kopf auf ein Kissen, und deck„te sich so geschickt zu, daß man es für einen schla„fenden Menschen würde gehalten haben. Die „Schwarzen machen ganz besondere Beschreibungen „von diesen Thieren und versichern, daß sie nicht al„lein die Weiber und Mädchen mit Gewalt miß„brauchen sondern daß sie sogar auf bewafnete Män„ner losgehen; es scheint überhaupt der Satyr der „Alten zu seyn. Merolla, redet vermuthlich von „diesen Thieren, wenn er erzählt, daß die Schwar„zen auf ihrer Jagd öfters wilde Männer und Wei„ber fangen.

In dem dritten Band, dieser allgemeinen Reisebeschreibungen, wird von dieser Art menschlicher Thiere, auch unter dem Namen der Beggos und Mandrill erwähnt; um uns aber blos allein, an die vorige Erzählung zu halten; so findet man in der Beschreibung dieser vorgegebenen Ungeheuer, sehr bewundernswürdige Aehnlichkeiten mit dem Menschen;

schen; und noch weniger Unterschiede, als man öfters zwischen einem Menschen und dem andern antrift. Man findet in dieser Erzählung keine Ursachen angegeben, warum die Schriftsteller diesen Thieren den Namen der wilden Menschen streitig machen wollen; allein man kann leicht erachten, daß es theils wegen ihrer Dummheit geschieht, theils auch weil sie nicht sprechen können; diese Ursachen scheinen jedoch demjenigen sehr schwach, welcher weiß, daß obgleich die Werkzeuge der Sprachen dem Menschen natürlich sind, die Sprache selbst ihm jedoch nicht natürlich ist, und welcher weiß, zu welchen Grad der Vollkommenheit der gesittete Mensch sich über den natürlichen erhoben hat. Die wenigen Zeilen dieser Beschreibung, können uns überzeugen, wie schlecht diese Thiere sind beobachtet worden, und mit welchen Vorurtheilen man sie betrachtet hat. Man hält sie z. B. für Ungeheuer, und dennoch giebt man zu, daß sie sich fortpflanzen können. In einer Stelle sagt Battel, daß die Pongo's die Schwarzen so in den Wäldern herum irren todschlagen, in einer andern Stelle versichert Purchaß, daß sie ihnen kein Leid zufügen selbst wann sie dieselben überraschen, so lange wenigstens die Schwarzen sie nicht steif ansehen. Die Pongo's versammeln sich um das Feuer herum, so die Schwarzen angezündet

wenn

wenn leztere weggehen, und gehen selbst wieder weg, wenn es erloschen ist: dies ist die That; hier kömmt nun der Commentar des Beobachters; denn so geschickt sie auch sind, so haben sie doch nicht so viel Begriffe, um durch Auflegung des Holzes, das Feuer zu unterhalten. Ich möchte gerne wissen, wie Battel und sein Sammler Purchaß erfahren haben, daß die Verlassung des Feuers von den Pongo's, eine Folge ihrer Dummheit vielmehr als ihres eignen Willens ist? In einem Lande wie Loango, ist das Feuer den Thieren eben nicht sehr nöthig, und wenn die Schwarzen eines anzünden, so geschiehet dieses nicht sowohl aus Kälte, als um die wilden Thiere abzuhalten; es ist also ganz natürlich daß nachdem sie sich eine Zeitlang an der Flamme ergözt und sich erwärmt haben, die Pongo's müde werden immer an einer Stelle zu bleiben, und daher auf ihre Weide gehen, welche ihnen mehr Zeit wegnimmt als wenn sie Fleisch fräßen. Uebrigens weiß man, daß alle Thiere, selbst der Mensch nicht ausgenommen, von Natur träge sind, und daß sie alle andere Sorgen, ausser die von der äussersten Nothwendigkeit nicht kennen wollen. Endlich scheint es sonderbar, daß die Pongo's, deren Stärke und Geschicklichkeit man so sehr rühmt, die Pongo's welche ihre Toden zu begraben wissen und sich Dächer

cher von Zweigen bauen können, nicht sollten verstehen Holz zur Unterhaltung des Feuers herbey zu tragen. Ich erinnre mich eben diese Handlung von einem Affen gesehen zu haben, die man den Pongo's streitig machen will; es ist zwar wahr, daß meine Gedanken damals nicht darauf gerichtet gewesen, und ich daher den nemlichen Fehler begieng den ich unsern Reisenden vorwerfe, denn ich vernachläßigte zu untersuchen, ob der Wille des Affen wirklich gewesen ist, das Feuer dadurch zu unterhalten, oder ob er wie ich glaube, blos die Handlung des Menschen dadurch nachahmen wollte. Dem sey wie ihm wolle, so ist es bewiesen, daß der Affe keine Gattung des Menschengeschlechts ist, nicht deswegen, weil er nicht reden kann, sondern vielmehr weil man versichert ist, daß sein Geschlecht nicht vollkommner werden kann, eine Fähigkeit die dem Menschen allein eigen ist. In Ansehung der Pongo's und des Orang Outang scheinen jedoch die Beobachtungen noch nicht mit so vieler Sorgfalt angestellt worden zu seyn, daß man obigen Schluß auch von ihnen könnte gelten lassen. Es gäbe jedoch Mittel, durch welche, wenn der Orang Ooutang und andere zum Menschengeschlecht gehören, auch der unerfahrenste Beobachter, sich ganz gewiß davon würde überzeugen können; allein, ausser dem daß eine Generation dazu nicht hinreichend

chend ist, so muß man sie auch für unanwendbar halten, weil dasjenige was nur noch eine blose Vermuthung ist, wahr seyn müßte, ehe und bevor der Versuch welcher die Sache beweisen sollte, unschuldigerweise könnte angestellt werden.

Die übereilten Urtheile, welche aus einer nicht geläuterten Vernunft entstehen sind gemeiniglich übertrieben. Unsere Reisenden machen ohne viele Mühe Thiere, unter den Namen, der **Pongos, Mandrill, Orang-Outang,** aus den nemlichen Wesen, aus welchen die Alten unter den Benennungen **Satyrn Faunen** und **Waldgöttern,** Gottheiten gemacht hatten. Vielleicht findet man endlich, durch eine genauere Beobachtung, daß es Menschen sind. Unterdessen scheint es mir eben so sicher, sich hierinn auf den Merolla, einen gelehrten Geistlichen und Augenzeugen zu verlassen, der bey aller seiner ungekünstelten Schreibart doch immer ein Mann von Geist war, als auf den Kaufmann Battel, Dapper, Purchaß und andern Schmierer.

Was für ein Urtheil würden wohl solche Beobachter, von dem Kinde gefällt haben so man im Jahr 1694 gefunden, und wovon ich schon oben geredet habe, welches kein Zeichen der Vernunft von sich gab,

auf

auf allen vieren gieng, keine Sprache hatte, und Töne hervorbrachte, welche von der menschlichen Stimme ganz verschieden waren? Es dauerte lange, sagt eben der Philosoph, von dem ich diese Erzählung entlehnt, bis es nur einige Worte hervorbringen konnte, und dennoch klangen sie noch sehr barbarisch. Sobald es reden konnte, so fragte man es, über seinen vorigen Zustand, allein es erinnerte sich dessen eben so wenig, als wir uns unsrer ersten Kindheit erinnern. Wenn dieses Kind unglücklicherweise diesen Reisenden in die Hände gefallen wäre, so darf man nicht zweifeln, daß nachdem sie sein Stillschweigen und seine Dummheit bemerket, sie es nicht alsobald in die Wälder würden zurückgeschickt, oder vielleicht in einen Thiergarten eingesperrt haben; da sie denn nachher nicht würden ermangelt haben, eine schöne und gelehrte Beschreibung davon zu geben, und es als ein sehr sehenswürdiges Thier anzukündigen, welches dem Menschen ziemlich ähnlich sey.

Seit drey oder vier Jahrhunderten daß die Europäer angefangen haben, die andern Welttheile zu besuchen, und beständig neue Berichte und Sammlungen von Reisen herausgeben, bin ich doch überzeugt, daß wir keine andere Menschen als blos die Europäer eigentlich kennen; ja es scheint sogar ver-

möge

möge der Vorurtheile welche selbst unter den Gelehrten noch nicht erstikt sind, daß man unter dem prächtigen Titel der Kenntniß des Menschen, nichts anders lehrt als die Kenntniß der Menschen seines eignen Landes. Die Privatpersonen mögen immer hin und wieder reisen, es scheint aber als wenn die Philosophie nicht mit reisete, auch ist diejenige des einen Volks, einem andern Volk wenig angemessen. Die Ursache davon ist ganz klar, wenigstens in Ansehung der entfernten Gegenden; es giebt wenig mehr als viererley Arten Menschen, welche lange Reisen unternehmen, nemlich die Seeleute, die Kaufleute, die Soldaten, und die Mißionarien; nun kann man von den drey ersten Classen schwerlich vermuthen, daß gute Beobachter unter ihnen sind, und was die vierte Classe betrift, so sind sie so sehr mit ihrem höheren Ruf beschäftigt, daß wenn sie auch schon die ihrem Stande anklebenden Vorurtheile nicht hegten, sie sich doch schwerlich in Untersuchungen welche wie es scheint blos die Neugierigkeit befriedigen sollen, einlassen würden, und die sie von dem wichtigen Geschäfte zu dem sie berufen sind abhalten könnten. Uebrigens braucht man um das Evangelium nüzlich zu predigen nichts als Eifer, und Gott thut das übrige; allein, um die Menschen kennen zu lernen werden Fähigkeiten erfordert, welche Gott nicht einem

jeden verliehen hat, und die man bey den Heiligen eben nicht so häufig antrift. Man darf keine Reisebeschreibung aufschlagen, worinn man nicht Beschreibungen von Sitten und Lebensarten antrift; allein man muß billig erstaunen, wenn man sieht, daß diese Leute die so viele Sachen beschreiben, uns weiter gar nichts sagen, als was wir schon wissen, und daß sie an dem andern Ende der Welt nichts weiter gesehen haben, als was sie hätten sehen können ohne sich aus ihrer Straße zu entfernen, und daß endlich jene grosen Züge welche die Nationen unterscheiden, und die allen Augen sichtbar sind, die gemacht sind um sie zu sehen, den ihrigen beständig verborgen geblieben sind. Hieraus ist vermuthlich jener schöne moralische Schluß entstanden, welchen unsre Philosophen so oft nachbeten, daß nemlich der Mensch überall derselbige sey, mit den nemlichen Leidenschaften und Lastern begabt, und daß es also unnöthig sey, die Unterschiede der verschiedenen Völker zu erforschen; allein dies ist eben so richtig geschlossen, als wenn man sagen wollte, man könne zween Menschen nicht von einander unterscheiden, weil jeder eine Nase, einen Mund, und zwey Augen hat.

Werden denn jene glückliche Zeiten nicht wieder erscheinen, wo der Pöbel sich nicht mit der Philoso-

phie beschäftigte, wo blos Plato, Pythagoras und Thales, von einer edlen Wißbegierde beseelt, die grösten Reisen unternahmen um sich zu unterrichten; die in entfernten Ländern das Joch der National-Vorurtheile abschüttelten, die Menschen in ihren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten kennen lernten, und sich jene allgemeine Kenntnisse erwarben, welche nicht in ein Jahrhundert oder in ein Land ausschliessend gehören, sondern die für alle Jahrhunderte und alle Menschen gehören und daher so zu sagen, die allgemeine Wissenschaft der Weisen ausmachen?

Man bewundert die Grosmuth einiger Neugierigen, welche entweder selbst reisen, oder mit grosen Unkosten Gelehrte und Mahler nach den Morgenländern reisen lassen, um daselbst alte Hütten abzuzeichnen, oder Aufschriften zu erklären und abzuschreiben; allein ich kann nicht begreifen, wie in einem Jahrhundert, wo man sich der Wissenschaften so sehr rühmt, sich nicht zwey Leute vereinigt finden, deren einer reich an Geld, der andere reich an Geist ist; die beyde die Ehre lieben, und nach der Unsterblichkeit trachten; deren einer zwanzigtausend Thaler Geld, und der andere zehn Jahre von seinem Leben einer berühmten Reise um die Welt aufopfern könnte; um während derselben nicht blos Steine und Pflanzen,

sondern endlich einmal Menschen und Sitten zu beobachten; und die nachdem man so viele Jahrhunderte immer nur das Hauß betrachtet und ausgemessen, endlich einmal darauf denken, seine Bewohner kennen zu lernen.

Die Akademisten welche den nordlichen Theil Europens, und den südlichen von Amerika durchreißt sind; haben dieselben mehr als Meßkünstler, als Philosophen besucht. Da sie jedoch beydes zugleich waren, so kann man jene Gegenden, welche von einem de la Condamine und Maupertuis besucht worden, nicht als gänzlich unbekannt annehmen. Der Jubelier Chardin, welcher wie Plato gereißt ist, hat alles gesagt was von Persien gesagt werden kann; China scheint durch die Jesuiten gut beobachtet zu seyn, und Kempfer giebt uns einen ziemlichen Begrif von dem wenigen was er in Japan sehen konnte. Ausser diesen Berichten aber, kennen wir die Ostindianischen Völker noch nicht, welche mehrentheils von Europäern besucht werden, die mehr dafür besorgt sind, ihren Beutel als ihren Kopf zu bereichern. Ganz Afrika und seine unzählbaren Bewohner, die in Ansehung ihrer Gemüthsart eben so verschieden sind, als in ihrer Farbe, sind noch zu untersuchen; die ganze Erde ist noch mit Völkerschaften be-

bedeckt, von denen wir kaum mehr als den Namen kennen; und dennoch wollen wir von dem ganzen Menschengeschlecht urtheilen? Man nehme an, daß Montesquieu, Buffon, Diderot, Duklos, d'Alembert, Condillac, oder andere Leute dieser Art, eine Reise unternähmen, um ihre Landsleute zu unterrichten, und nach ihrer Art beobachteten und uns die Türkey, Egypten, die Barbarey, Marocco, Guinea, die Küste der Caffern, das innere Afrika, und seine östlichen Küsten, Malabar, das Mogolische Reich, die Ufer des Ganges, Siam, Pegu, Ava, China, die Tartarey und besonders Japan beschrieben; ferner, Mexico, Peru, Chili; das Magellanische Land, nebst den wahren oder falschen Patagoniern, das Tucumannische Reich, und wenn es möglich wäre Paraguai, Brasilien, endlich noch die Caraiben, Florida und andere wilde Gegenden uns bekannt machten; welche Reise die wichtigste unter allen wäre, und die man mit der grösten Genauigkeit und Sorgfalt thun müßte; man nehme an, daß diese neuen Herkulesse, von ihrer Reise zurück kämen, und uns nach Muffe die natürliche, moralische und politische Geschichte, alles dessen was sie gesehen haben beschrieben, so würde man eine ganz neue Welt unter ihrer Feder entstehen sehen, und wir würden dadurch die unsrige besser kennen lernen; ich will dadurch sagen, daß wenn

solche Beobachter bestätigten, daß dieses Thier ein Mensch, und ein anderes ein Thier sey, so könnte man ihnen auf ihr Wort glauben; allein es wäre eine grose Thorheit, hierin unwissenden Reisenden zu trauen; bey welchen man öfters versucht wird, die nemliche Frage zu thun, welche sie in Ansehung anderer Thiere, so dreist aufzulösen wagen.

(11te Anmerkung.) Dieses scheint mir von der äussersten Richtigkeit, und ich kann nicht begreifen, woher unsre Philosophen alle Leidenschaften herleiten, die sie dem natürlichen Menschen andichten. Die physische Nothwendigkeit ausgenommen, welche die Natur erfordert, sind alle unsere übrigen Bedürfnisse durch die Gewohnheit entstanden, vor welcher sie keine Bedürfnisse waren, oder aus unsern Begierden; allein man verlangt nichts was man noch nicht im Stand ist zu unterscheiden, woraus denn erhellt, daß da der wilde Mensch nichts verlangt als was er schon kennt, und da er nichts kennt, als was er schon besizt, oder leicht erhalten kann, so muß auch der Zustand seiner Seele äusserst ruhig, und sein Geist sehr eingeschränkt seyn.

(12te Anmerkung). Ich finde in der bürgerlichen Regierung des Locke, einen Einwurf welcher mir

zu

zu wichtig scheint, als daß ich ihn verschweigen sollte. „Da der Zweck der Gesellschaft zwischen Mann „und Weib, sagt dieser Philosoph, nicht allein da„hin geht Kinder zu erzeugen, sondern auch das Ge„schlecht fortzupflanzen, so muß diese Gesellschaft „nach der Zeugung, wenigstens noch so lange dauern, „als es zur Nahrung und Erhaltung der Erzeugten „nöthig ist; das heißt, so lange bis sie selbst im „Stande sind, sich zu erhalten; diese Regel, so die „unendliche Weisheit, in allen ihren Werken geof„fenbart, wird selbst von den Creaturen so unter „dem Menschen sind, genau und ohne Aufhören be„obachtet. Bey den Thieren, welche blos von Kräu„tern leben, dauert die Gesellschaft zwischen den „männlichen und den weiblichen, nicht länger, als „die Vermischung dauert, denn da die Brüste des „Weibchens hinreichend sind, um die Jungen solang „zu ernähren bis sie selbst Kräuter fressen können, „so begnügt sich das Männchen blos zu erzeugen, „und bekümmert sich nachher weder um das Weib„chen noch um die Jungen, zu deren Erhaltung es „nichts beytragen kann. Bey den Raubthieren aber, „dauert diese Gesellschaft länger, weil, da die Mut„ter ihre eigne Nahrung und die für ihre Kleinen, „nicht durch ihren Raub allein erhalten kann; wel„che Nahrungs-Art weit beschwerlicher und gefähr-

„licher

„licher ist, als jene, sich mit Kräutern zu ernähren,
„so ist der Beystand der Männchen ganz nothwen-
„dig, um ihre gemeinschaftliche Familie, wenn man
„dieses Wort so brauchen kann, zu ernähren; wel-
„che bis zu der Zeit, wo sie selbst auf Raub ausge-
„hen kann, lediglich durch die Sorgfalt der Alten er-
„halten werden muß. Man bemerkt das nemli-
„che bey allen Vögeln, wenn man einige Hausthiere
„unter ihnen ausnimmt, welche sich an Oertern fin-
„den, wo der beständige Vorrath von Nahrung,
„das Männchen der Sorge überhebt, die Jungen
„zu ernähren; man bemerkt auch daß während die
„Jungen in ihrem Neste Nahrung nöthig haben,
„die beyden Alten beständig ihnen welche zutragen,
„solange bis sie fliegen, und ihre eigne Nahrung
„suchen können.

„Hierinn dünkt mich, liegt der vornehmste und
„vielleicht der einzige Grund, warum das menschli-
„che Geschlecht zu einer längern Gesellschaft ver-
„bunden ist, als andere Creaturen. Die Ursache
„ist, daß weil das Weib beständig empfangen kann
„und gemeiniglich schon wieder schwanger ist, und
„ein neues Kind gebährt, ehe die vorigen im Stan-
„de sind, ohne ihre Eltern zu leben, und ihre Be-
„dürfnisse selbst zu befriedigen. Auf diese Art muß
„ein

„ein Hausvater diejenigen versorgen, welche er er„zeugt hat, und sie lange erhalten, er ist also auch „dadurch verbunden, in der ehelichen Gesellschaft „mit demselben Weib fortzuleben mit dem er die „Kinder erzeugt hat, und weit länger in dieser Ge„sellschaft zu verharren, als alle andere Creaturen, „deren Junge sich schon ernähren können, lange „vorher ehe wieder eine neue Erzeugung geschehen „kann; daher hebt sich das Band zwischen dem „Weibchen und dem Männchen von selbst auf, und „beyde sind wieder ganz frey, so lange bis die Jahrs„zeit herbeykommt, welche alle Thiere antreibt sich „zu vermischen, und sich eine Gesellschaft zu suchen. „Man kann hier die Weisheit des Schöpfers nicht „genug bewundern, welcher den Menschen die nö„thige Fähigkeit verliehen, für das Zukünftige und „das Gegenwärtige zu sorgen, es also gewollt, und „eingerichtet hat, daß die menschliche Gesellschaft „länger dauern sollte, als die zwischen den übrigen „Creaturen; damit dadurch der Fleiß des Mannes „und des Weibes erweckt und ihre Vortheile mehr „vereinigt würden, in der Absicht für ihre Kinder „einen Vorrath zu sammeln, und ihnen einiges „Vermögen zu hinterlassen; denn nichts kann für „die Kinder schädlicher seyn, als eine ungewisse und

„vorübergehende Vereinigung oder eine leichte und
„öftere Trennung der ehelichen Bande.

Eben die Liebe zur Wahrheit, welche mich bewogen diesen Einwurf hieher zu setzen, treibt mich auch an, ihn mit einigen Bemerkungen zu begleiten, welche ihn wo nicht aufheben, doch wenigstens erklären können.

1.) Ich merke zuvorderst an, daß die moralischen Beweise in physischen Sachen, keine grose Gewalt haben, und daß sie viel eher dienen können, die Ursachen der entstandenen Sachen zu erklären, als deren wahre Entstehung zu beweisen. Dieses ist die Art des Beweises dessen Locke sich in angeführter Stelle bedient; denn ob es gleich für das menschliche Geschlecht vortheilhaft ist, daß die Vereinigung des Mannes und des Weibes fortdaure; so folgt daraus noch nicht, daß dieses von der Natur also eingerichtet ist; denn sonst müßte man sagen, daß die Natur, auch die bürgerliche Gesellschaft, die Künste, den Handel und alles was man dem Menschen für nützlich hält, eingerichtet habe.

2.) Ich weis nicht wo Locke erfahren hat, daß die Gesellschaft unter den Raubthieren länger daure,

als unter denen so Kräuter fressen, und daß das Männchen dem Weibchen behülflich ist, die Jungen zu ernähren. Denn man sieht eben nicht, daß der Hund, die Katze, der Bär und der Wolf ihr Weibchen besser erkennen, als das Pferd, der Widder, der Stier, der Hirsch, und alle andere vierfüßigen Thiere. Es scheint im Gegentheil, daß wenn der Beystand des Männchens zur Erhaltung der Kleinen nöthig ist, so wäre dies hauptsächlich von den Kräuterfressenden Thieren zu verstehen, weil die Mutter lange Zeit weiden muß, und also während dieser Zeit ihre Jungen vernachläßigt, da hingegen der Raub einer Wölfin oder Bärin bald verzehrt, und sie also ohne Hunger zu leiden, ihre Jungen säugen kann. Dieser Satz wird durch die Beobachtung der verhältnißmäßigen Anzahl der Jungen mit der Anzahl der Brüste bestätigt, durch welche die fleischfressenden Thiere sich von den andern unterscheiden, und wovon ich oben in der 8ten Anmerkung geredet habe. Wenn diese Beobachtung richtig und allgemein wahr ist, so kann man einen Grund mehr angeben; zu behaupten, daß das menschliche Geschlecht nicht eigentlich zu den fleischfressenden Thieren gehöre, indem das Weib nur zwey Brüste hat, und selten mehr als ein Kind auf einmal gebähren kann; man müßte also um mit Locken

zu

zu schließen, seinen Satz ganz umkehren. Dieser angegebene Unterschied ist in Ansehung der Vögel eben so wenig richtig. Dann wer wollte behaupten, daß die Vereinigung des Männchens und Weibchens bey den Geyern und Raben dauerhafter sey, als bey den Turteltauben? Wir haben zweyerley Arten von Hausvögeln, die Taube und die Ente, welche uns Beyspiele liefern, die dem System dieses Schriftstellers ganz widersprechen. Die Taube welche blos von Körnern lebt, bleibt mit ihrem Weibchen vereinigt, und sie ernähren ihre Jungen gemeinschaftlich. Der Entrich aber, dessen Fräßigkeit bekannt ist, kennt weder seine Ente noch seine Jungen, und trägt nichts zu ihrer Erhaltung bey; und bey den Hünern, welche eben so sehr gefräßig sind, bemerkt man nicht, daß der Hahn sich im geringsten um die Jungen bekümmere. Wenn man unter andern Arten einige antrifft, wo das Männchen, die Sorge für die Erhaltung der Kleinen mit dem Weibchen theilt, so ist dieses von den Vögeln zu verstehen, welche nicht gleich fliegen und die die Mutter nicht säugen kann; und welche daher den Beystand des Vaters weniger entbehren können, als andere vierfüßige Thiere, denen die Brust der Mutter wenigstens eine zeitlang zur Erhaltung dient.

3) Den

3.) Der Hauptsatz worauf das ganze Lehrgebäude des Locke sich gründet, ist noch sehr zweifelhaft; denn um zu wissen ob, wie er behauptet, in dem Stand der Natur das Weib gemeiniglich wieder schwanger ist und ein neues Kind gebährt, ehe das vorige sich selbst versorgen kann, müßte man Erfahrungen machen welche Locke ganz gewiß nicht gemacht hat, und die niemand zu machen im Stand ist. Die beständige Beywohnung des Mannes und des Weibes giebt so sehr Gelegenheit zu einer neuen Schwangerschaft, daß man schwerlich glauben sollte, daß das ungefähre Zusammentreffen, oder der Trieb des Temperaments in dem Stand der Natur, öfter solche Wirkungen hervorbrächte, als in dem Stand der ehelichen Gesellschaft; diese Langsamkeit kann jedoch etwas beytragen, um die Kinder stärker zu machen, und übrigens würde sie, durch die Verlängerung der Empfängnißfähigkeit bey den Weibern, welche sie in der Jugend nicht misbraucht haben, ersezt werden. Was die Kinder betrift, so hat man Ursache zu glauben, daß ihre Kräfte und Organen sich bey uns später entwickeln, als in dem natürlichen Zustand, von dem ich rede. Die ursprüngliche Schwachheit, welche von der Beschaffenheit ihrer Eltern herrührt; die Sorgfalt womit man ihre Glieder einwickelt und hindert, die Weichlichkeit

mit

mit der sie erzogen werden, vielleicht auch der Gebrauch einer andern, als der Muttermilch, alles widerspricht und hindert bey ihnen die ersten Wirkungen der Natur. Ihre Aufmerksamkeit wird beständig auf tausenderley Gegenstände gelenkt, während daß die Kräfte ihres Körpers ungeübt bleiben, und dieses kann ihrem Wachsthum auch einige Hinderniß entgegen setzen. Wenn man aber, statt ihren Geist gleich anfangs zu ermüden und zu überladen, ihren Körper beständig der Bewegung überließ, welche die Natur zu fordern scheint, so ist zu glauben, daß sie weit eher würden gehen lernen, und eher thätig werden, um für ihre Bedürfnisse selbst zu sorgen.

4) Endlich beweist Locke höchstens, daß der Mensch vielleicht einen innerlichen Bewegungsgrund fühle, mit einem Weibe vereinigt zu bleiben, sobald sie ein Kind hat; allein er beweist nicht, daß er mit ihr vor der Entbindung und während der neun monathlichen Schwangerschaft vereinigt bleiben müsse. Wenn ein Weib während diesen neun Monathen einem Manne gleichgültig ist, ja sogar ihm unkenntlich wird, aus welchem Grund sollte er sich mit ihr nach der Niederkunft vereinigen? Wie sollte er ihr helfen ein Kind erziehen, von dem er nicht einmal

weis,

weis, ob es das seinige ist, und dessen Geburt er weder gewollt noch vorhergesehen hat? Locke sezt offenbar dasjenige schon als gewiß voraus was noch in Zweifel ist; denn es ist nicht die Frage, warum der Mann nach der Niederkunft mit dem Weibe vereinigt bleibt, sondern aus welchem Grunde er sich nach der Empfängniß mit ihr vereinigen sollte. Sobald die Begierde befriedigt ist, so ist der Mann weder des Weibes noch das Weib des Mannes benöthigt; lezterer hat vielleicht nicht den geringsten Begrif von den Folgen seiner Handlung. Das eine geht diesen Weg, und das andere einen andern, und es ist nicht zu vermuthen, daß sie sich nach Verlauf von neun Monathen noch kennen sollten; denn die Art des Gedächtnisses vermöge dessen, ein Mensch einem Weib wegen dem Zeugungsgeschäft den Vorzug giebt, erfordert, wie ich schon in dem Text bewiesen habe, schon einen weitern Fortgang oder mehrere Verderbniß des menschlichen Geistes, als man dem Menschen in dem thierischen Zustand, von welchem hier die Rede ist, zutrauen kann. Ein anderes Weib kann also die neuen Begierden des Menschen, eben so gut befriedigen, als diejenige die er schon gekannt hat; und eben so kann ein anderer Mann ein anderes Weib befriedigen, im Fall sie in dem Stande der Schwangerschaft neue Begierden fühlte, woran aber

noch

noch sehr zu zweifeln ist. Wenn ferner das Weib in dem natürlichen Zustand, nach der Empfängniß keine Begierde mehr fühlt, so wird dadurch die Gesellschaft zwischen Mann und Weib noch mehr verhindert, weil sie alsdenn weder einen andern Mann, noch denjenigen der sie befruchtet, weiter nöthig hat. Der Mann hat also keine Ursache das nemliche Weib noch das Weib den nemlichen Mann wieder zu suchen. Lokens Grundsaz fällt also von selbst, und die ganze Logik dieses Philosophen konnte ihn nicht vor dem Fehler bewahren, welchen Hobbes und andere begangen haben. Sie sollten eine Sache aus dem Stand der Natur erklären, das heißt aus einem Stand wo die Menschen einsam leben, und worinn ein Mensch keine Ursache hat, mit einem andern in Gesellschaft zu bleiben, oder wohl gar die Menschen überhaupt keinen Grund hatten bey einander zu bleiben, und dennoch haben sie sich in jene Zeiten der Gesellschaft versezt, wo die Menschen schon Bewegungsgründe genug fühlen bey einander zu leben, und wo ein Mensch Ursachen genug findet, sich mit einem andern Menschen oder einem andern Weibe zu verbinden.

(13te Anmerkung). Ich werde mich sehr hüten,

ten mich in jene philosophischen Untersuchungen einzulassen, welche man über den Nutzen und die Schädlichkeit der Einführung der Sprache anstellen könnte: es kommt mir nicht zu, die allgemeinen Irrthümer zu bestreiten, und der gelehrte Pöbel verehrt seine Vorurtheile zu sehr, als daß man meine vorgegebene Paradoxen mit Geduld aufnehmen würde. Wir wollen aso jene Leute reden lassen, denen man es nicht zum Verbrechen gemacht hat; daß sie es wagten, die Vernunft zu Bestreitung der Meynungen des Ganzen zu gebrauchen. Nec quidquam felicitati humani generis decederet, si, pulsa tot linguarum peste et confusione, unam artem callerent mortales, et signis motibus, gestibusque licitum foret quidvis explicare. Nunc vero ita comparatum est, ut animalium quae vulgo bruta creduntur, melior longe quam nostra hac in parte videatur conditio, utpote quae promptius et forsan felicius, sensus et cogitationes suas sine interprete significent, quam ulli queant mortales, praesertim si peregrino utantur sermone. Is. Vossius de Poemat. Cant. et Viribus Rythmi. p. 66.

(14te Anmerkung.) Plato beweist, wie sehr der Begriff der Grössen und deren Verhältnisse in den ge-

ringsten Künsten nöthig sey, und lacht mit Recht über diejenigen, die behaupteten, daß Palamedes zur Zeit der Trojanischen Belagerung, die Zahlen erfunden habe, gleich als wenn sagt er, Agamemnon bisher nicht gewußt hätte, daß er Füsse habe. Man kann auch leicht einsehen, wie unmöglich es war, daß die Gesellschaft und die Künste so weit kommen konnten, wie sie zur Zeit der Belagerung von Trojia schon waren, ohne die Kenntniß der Zahlen und der Rechenkunst: allein die Nothwendigkeit die Zahlen zu kennen, ehe man andere Wissenschaften erlernen konnte, hebt demohngeachtet die Schwierigkeit ihrer Erfindung nicht auf; wenn einmal die Namen der Zahlen bekannt sind, so kann man leicht ihre Bedeutung erklären, und die Begriffe erwecken welche diese Benennungen vorstellen; allein um diese Begriffe zu erfinden, mußte man sich gleichsam mit den philosophischen Betrachtungen schon bekannt gemacht, und sich gewöhnt haben, die Wesen in ihrer eignen Wesenheit zu betrachten, unabhängig von allen Nebenbegriffen; eine sehr mühsame sehr metaphysische und sehr unnatürliche Abstraktion, ohne welche jedoch diese Begriffe nicht von einem auf das andere angewendet, noch die Zahlen allgemein werden konnten. Ein Wilder konnte seinen rechten und seinen linken Fuß jeden besonders, oder auch sie zusammen

unter dem einfachen Begriff eines Paars betrachten, ohne jemalen daran zu denken daß er zwey hätte; denn ein anders ist der Begriff der uns eine Sache bildlich darstellt, und ein anders der Begriff von Zahlen welcher sie bestimmt. Noch weniger konnte er bis fünfe zählen, ob er gleich seine Hände aufeinander legen und sehen konnte daß die Finger völlig gleich sind, so war er noch weit entfernt, ihr Zahlenverhältniß zu kennen; und konnte seine Finger eben so wenig als seine Haare zählen; wenn man ihm denn endlich auch die Zahlen gelernt und ihm gesagt hätte daß er eben so viele Füsse als Hände hätte, so würde er bey der Vergleichung sehr erstaunt seyn, wenn er die Sache wahr gefunden hätte.

(15te Anmerkung). Man muß die Eigenliebe mit der Selbstliebe nicht verwechseln, zwey Leidenschaften, welche ihrer Natur, und ihren Würkungen nach sehr verschieden sind. Die Selbstliebe ist jenes natürliche Gefühl, welches jedes Thier antreibt für seine Erhaltung zu wachen, und das bey dem Menschen, durch die Vernunft geleitet und durch das Mitleiden gemäßigt, die Menschenliebe und die Tugend erzeugt. Die Eigenliebe ist ein Verhältnißmäßiges falsches Gefühl, so in der Gesellschaft entstanden, und jedes Wesen antreibt, mehr auf sich selbst als auf

andere zu halten, und das den Menschen alles das Uebel einflößt, welches sie einander zufügen; und ist die wahre Quelle der Ehre.

Dies vorausgesezt, behaupte ich, daß in unserm ursprünglichen Stand der Natur keine Eigenliebe statt finden kann; dann da jeder einzelne Mensch sein eigner Beobachter ist, da er sich als das einzige Wesen betrachtet so Theil an ihm nimmt, als den einzigen Richter seiner Verdienste sich erkennt, so ist nicht möglich, daß ein Gefühl welches aus Vergleichungen entstehet die er zu machen nicht im Stande ist, in seiner Seele aufkeimen könne; aus eben diesem Grund kann dieser Mensch weder Haß noch Verlangen noch Rache haben, Leidenschaften welche blos aus der Meynung einer empfangenen Beleidigung entstehen; und da die Beleidigung mehr in einer Verachtung, und dem Willen zu schaden, als in dem zugefügten Uebel selbst besteht, so können Menschen die sich nicht beurtheilen können, einander vielen Schaden zufügen, sobald sie einigen Nuzen dadurch erhalten, ohne sich jemals eigentlich zu beleidigen. Ueberhaupt so lange der Mensch seine Nebenmenschen nicht anders als wie die übrigen Thiere betrachtet, so kann er dem Schwächern seinen Raub wegnehmen, oder den seinigen einem

nem stärkern überlassen, ohne diese Beraubung anders als ganz natürlich zu betrachten, ohne die geringste Bewegung von Haß oder Grobheit und ohne andere Empfindung als den Schmerz oder die Freude über einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang.

(16te Anmerkung.) Es ist sehr zu verwundern, daß ohnerachtet aller Mühe, so die Europäer sich seit so vielen Jahren gegeben, um Wilde aus verschiedenen Weltgegenden zu unsrer Lebensart zu gewöhnen, man noch nicht einen einzigen dazu gebracht hat, nicht einmal mit Hülfe des Christenthums: dann die Mißionarien bekehren sie zwar manchmal zu guten Christen, niemals aber zu gesitteten Menschen. Nichts kann dem Widerwillen gleichkommen, den sie gegen unsre Sitten und Lebensart haben. Wenn denn nun diese armen Wilden so unglüklich wären, wie man glaubt, durch welche unbegreifliche verdorbene Urtheilskraft weigèrn sie sich standhaft, sich nach unserm Beyspiel zu bessern oder glüklich unter uns leben zu lernen; während man an tausend Stellen liest, daß Franzosen und andere Europäer freywillig sich unter diese Nation begeben, und ihr ganzes Leben bey ihnen zugebracht haben, ohne eine so sonderbare Lebensart wieder verlassen zu können; ja warum wünschen selbst vernünftige Mißionarien sich

in jene glücklichen und ruhigen Tage zurück, welche sie unter diesen verachteten Völkern zugebracht haben? Wollte man mir sagen, daß sie nicht erleuchtet genug sind, um von ihrem und unserm Stand richtig zu urteilen, so antworte ich, daß der Begrif des Glücks weniger aus der Vernunft als aus dem Gefühl entspringt. Uebrigens kann diese Antwort mit mehrerer Stärke gegen uns selbst gekehrt werden; denn es wird uns weit schwerer, uns in die Verfassung des Geistes zu versezen um Geschmack an der Lebensart der Wilden zu finden, als es den Wilden wird um unsre Lebensart zu begreifen. Denn wirklich können sie nach einigen Beobachtungen leicht einsehen, daß alle unsere Arbeiten auf zwey Gegenstände abzwecken; diese, sich die Bequemlichkeiten des Lebens, und die Achtung anderer zu erwerben. Wie sollen wir uns aber einen Begriff von dem Vergnügen machen, so der Wilde empfindet, in einem Walde zu leben mit der Fischerey sich zu beschäftigen, oder auf einer schlechten Pfeife zu blasen, ohne sich jemalen darum zu bekümmern, einen guten Ton daraus zu ziehen, oder es zu erlernen?

Man hat zu verschiedenen malen Wilde nach Paris und London oder nach andern Orten gebracht; man hat sich Mühe gegeben, ihnen unsre Pracht unsre

Reich-

Reichthümer und alle unsre nützlichsten Künste zu zeigen; dennoch aber hat alles dieses nichts als eine dumme Bewunderung bey ihnen erweckt, ohne jemals die geringste Begierdee es selbst zu besitzen. Ich erinnere mich unter andern der Geschichte eines Oberhauptes einiger Nord-Amerikaner, den man vor ohngefähr dreyßig Jahren nach England brachte. Man zeigte ihm tausenderley Sachen um etwas zu finden, das ihm gefiele, ohne etwas zu finden, nach welchem er zu verlangen schien. Unsere Waffen schienen ihm zu schwer und unbequem unsre Schuhe drückten ihm die Füsse, unsre Kleider hinderten ihn, er verwarf alles; endlich sah man ihn eine wollene Decke ergreifen und sie sich mit einer Art von Vergnügen um die Schultern wickeln; ihr glaubt also doch, daß dieses ein nützliches Stück ist fragte man ihn? Ja sagte er, es scheint mir beynah eben so gut als eine Thierhaut. Vielleicht würde er auch dieses nicht einmal gesagt haben, wenn er sie beyde in dem Regen getragen hätte.

Man wird mir vielleicht hier einwenden, daß die Gewohnheit eines jeden nach seiner Art zu leben, auch die Wilden hindert das Gute einzusehen, was in der unsrigen ist; und nach diesem Satz muß es immer sehr sonderbar scheinen, daß die Gewohnheit

mehr Gewalt über den Wilden habe, um ihn an seinem Elend Geschmack finden zu lassen, als über die Europäer um in dem Genuß ihrer Glückseligkeit zufrieden zu leben. Allein um leztern Einwurf so zu beantworten, daß er nicht zu widerlegen ist, so will ich z. B. nicht alle jungen Wilden anführen, welche man vergeblich zu bessern gehofft, oder von den Grönländern und Isländern reden, welche man in Dännemark auferziehen wollte, und die alle aus Traurigkeit und Verzweiflung umgekommen sind, entweder aus Schwachheit, oder auf dem Meer, auf welchem sie zu ihrem Lande zurückschwimmen wollten; sondern ich werde mich begnügen ein sehr bewährtes Zeugniß anzuführen, welches ich denen Bewunderern der Europäischen Feinheit zur Untersuchung überlasse.

„Ohnerachtet aller Bemühungen welche die hol„ländischen Mißionarien am Vorgebürg der guten „Hoffnung angewandt haben, so haben sie doch noch „nicht einen einzigen Hottentotten bekehren können. „Der Gouverneur des Vorgebürgs, van der Stel, „hatte einen jungen Hottentotten bey sich, und lies „ihn in den Grundsätzen der christlichen Religion „und nach den Europäischen Sitten auferziehen. „Man kleidete ihn prächtig und lehrte ihn verschie„dene Sprachen und sein Fleiß entsprach völlig der „Sorgfalt die man auf seine Erziehung gewendet „hatte. Der Gouverneur welcher viel von seinem

„Geist

„Geist erwartete, schickte ihn mit einem Bevoll-
„mächtigten nach Indien, welchem er auch in dem
„Dienste der Compagnie viele Dienste leistete.
„Nach dem Tode des Bevollmächtigten kam er nach
„dem Vorgebürg zurück. Wenige Tage nach seiner
„Zurückkunst besuchte er einige Hottentotten seine
„Freunde, und entschloß sich seine europäischen Klei-
„der abzulegen und sich blos mit einem Schaafsfell
„zu bekleiden. In dieser neuen Kleidung kehrte er
„nach dem Fort zurück, mit einem Pack so seine al-
„ten Kleider enthielt, und indem er sie dem Gou-
„verneur übergab, hielt er folgende Rede an ihn.
„Belieben Sie es mir zu gut zu halten, daß
„ich auf immer diesem Staat entsage. Ich
„entsage auch auf immer der christlichen Re-
„ligion, und bin fest entschlossen in der Reli-
„gion, den Sitten und den Gebräuchen mei-
„ner Vorfahren zu leben und zu sterben.
„Die einzige Gnade die ich von Euch verlan-
„ge, ist, mir das Halsband und das Messer
„zu lassen, welches ich trage; ich werde bey-
„de zu Eurem Andenken behalten. Er ent-
„fernte sich alsobald, ohne die Antwort des van der
„Stel abzuwarten, und man hat ihn nachher nie
„wieder am Vorgebürge gesehen. Geschichte aller
„Reisen 5r Theil Seite 175.

(17te Anmerkung). Man könnte mir den Einwurf machen, daß bey einer solchen Unordnung die Menschen statt sich zu ermorden, sich lieber zerstreut hätten, da ihnen keine Hinderniß sich von einander zu trennen im Wege stand. Allein, erstlich wären sie doch immer in der Welt geblieben, und wenn man die grose Bevölkerung bedenkt, welche aus dem Stand der Natur entsteht, so wird man leicht zugeben, daß die ganze Erde bald mit solchen Menschen würde bedeckt worden seyn, die gezwungen waren sich zusammen zu vereinigen. Uebrigens würden sie sich auch wohl zerstreut haben, wenn das Uebel plözlich entstanden wäre, und daß diese Veränderung von einem Tag zu dem andern geschehen sey; allein sie waren unter dem Joch gebohren; sie waren gewohnt es zu tragen, ob sie gleich dessen Last fühlten, und begnügten sich die Gelegenheit zu erwarten, um es abzuschütteln. Endlich waren sie schon an so viele Bequemlichkeiten gewöhnt welche sie zwungen vereinigt zu bleiben und die Zerstreuung war nicht mehr so leicht wie in den ersten Zeiten, wo keiner den andern nöthig hatte und also seinem Willen folgte, ohne die Bewilligung des andern abzuwarten.

(18te Anmerkung). Der Marschall von B*** erzählte, daß in einem seiner Feldzüge die Bedrükkungen und Betrügereyen eines Kriegs-Commissairs

so

so sehr überhand nahmen, daß er gezwungen wurde ihn zur Rede zu setzen und ihn bedrohte er wollte ihn hängen lassen. Diese Drohung antwortete dreist der Betrüger, betrifft mich nicht, und es ist mir sehr lieb Ihnen sagen zu können, daß man keinen Menschen aufhängt, welcher hundert tausend Thaler im Vermögen hat. Ich weis nicht wie es zugieng, sagt der Marschall, allein er wurde nicht gehangen, ob er es gleich hundertfach verdient hatte.

(19te Anmerkung). Die ausübende Gerechtigkeit würde sich selbst einer so strengen Gleichheit in dem Stand der Natur widersetzen, ob sie gleich in dem Stand der Gesellschaft möglich ist; und da alle Mitglieder eines Staats verbunden sind ihm nach ihren Kräften und Fähigkeiten zu dienen, so müssen auch die Bürger auf ihrer Seite einen ihren Diensten angemessenen Vorzug erhalten. In diesem Sinn muß eine Stelle des Isokrates verstanden werden, in welcher er die Athenienser rühmt, daß sie die nützlichste Art der Gleichheit zu unterscheiden gewußt, deren eine Art darinn besteht, allen Bürgern ohne Unterschied gleiche Vortheile genießen zu lassen, die andere aber sie blos nach den Verdiensten eines jeden auszutheilen. Diese geschickten Staatsmänner sagt der Redner, verwarfen jene ungerechte Gleichheit welche die Guten mit den Bösen in eine Klasse sezt, und hielten sich blos an diejenige, welche jeden

den nach seinen Verdiensten belohnet. Allein es ist erstlich niemals eine Gesellschaft gewesen, so verdorben sie auch immer gewesen seyn mag, in welcher man unter den Guten und Bösen keinen Unterschied gemacht hätte; und in Ansehung der Sitten, wo das Gesetz kein richtiges Maas bestimmt, so der Obrigkeit zur Richtschnur dienen kann, ist es sehr weislich gehandelt, daß man das Schicksal der Bürger nicht seinem Willkühr überläßt und ihm die Beurtheilung der Person entzieht, und blos das Beurtheilen der Handlungen überläßt. Nur solche Sitten die so rein sind, wie diejenigen der alten Römer, können Sittenrichter vertragen, und eine solche obrigkeitliche Würde würde bey uns alles zu Grunde richten: der allgemeinen Achtung kömmt es zu, die rechtschaffnen von den Bösen zu unterscheiden; die Obrigkeit ist blos Richter des gewaltsamen Rechts; allein das Volk ist der wahre Sittenrichter, ein aufrichtiger und selbst aufgeklärter Richter über diesen Punkt, den man zwar öfters hintergehn allein niemals bestechen kann. Der Rang der Bürger muß also bestimmt seyn, nicht nach ihrem persönlichen Verdienst, denn dieses würde der Obrigkeit Mittel geben, das Gesetz nach ihrem Willen zu lenken; sondern nach den eigentlichen Diensten welche sie dem Staat erweisen, und die man ziemlich richtig beurtheilen kan.

Ab-

Abhandlung

über die

Politische Oekonomie.

Von J. J. Rousseau.

Abhandlung

über die politische Oekonomie. *)

Das Wort Oekonomie kommt her von Οἰκος Hauß und νομος Gesetz und bedeutet ursprünglich nichts anders als eine weise und rechtmäßige Regierung des Hauses zum Besten der ganzen Familie. Der Sinn dieses Worts wurde in der Folge auch auf die Regierung der grosen Familie oder des Staats ausgedehnt. Um nun diese zwey Bedeutungen von einander zu unterscheiden, so nennt man sie im lezten Fall allgemeine oder politische Oekonomie und im andern häußliche oder besondere Oekonomie. In dieser Abhandlung ist blos von der ersteren die Rede.

Wenn zwischen der Familie und dem Staat so gleiche Verhältnisse wären, als einige Schriftsteller be-

*) Diese Abhandlung erschien zuerst in dem Dictionnaire Encyclopedique fol. Paris nachher wurde sie einzeln gedruckt und verschiedenemal aufgelegt.

behaupten wollen, so würde daraus noch nicht folgen, daß die Verhaltungsregeln des einen auch dem andern angemessen wären; sie sind in Ansehung der Gröse zu sehr von einander verschieden, als daß sie auf einerley Art könnten regiert werden; und es wird immer ein sehr groser Unterschied bleiben zwischen der häußlichen Regierung, wo der Vater alles durch sich selbst sehen kann, und zwischen der bürgerlichen Regierung wo das Oberhaupt beynahe alles durch anderer Augen sieht. Damit hier nur einige Gleichheit seyn könnte, so müßten sich die Talente, die Gewalt und die Eigenschaften des Vaters mit der Zunahme seiner Familie vermehren, und der Geist eines mächtigen Monarchen müßte gegen den Geist eines gemeinen Menschen sich eben so verhalten, wie der Umfang seines Reichs zu dem Erbtheil eines Privatmannes.

Wie kann nun die Regierung des Staats mit derjenigen der Familie verglichen werden, deren Grundsätze doch so verschieden sind? Da der Vater natürlicherweise stärker ist als seine Kinder, so wird so lange dieselben seiner Hülfe bedürfen, die väterliche Gewalt mit Recht als von der Natur gegründet angesehen. In der grosen Familie hingegen deren Glieder alle gleich sind, kann das politische Ansehen

sehen welches in Rücksicht seiner Gründung willkührlich ist, blos auf gewissen Verträgen beruhen, und der Magistrat den andern blos nach den Gesezen befehlen. Die Natur prägt selbst dem Vater seine Pflichten ein und zwar so stark daß er nur selten dawider handeln kann. Die Oberhäupter im Gegentheil haben keine solche Richtschnur und sind zu nichts gegen das Volk verbunden als zu demjenigen was sie ihm versprochen haben und dessen Erfüllung dasselbe fordern kann. Ein noch wichtigerer Unterschied ist dieser daß da die Kinder nichts besizen als was sie vom Vater erhalten, so folgt daraus daß ihm allein alles Eigenthumsrecht zukomme oder von ihm herfließe; in der grosen Familie ist es anders, denn da wird die allgemeine Verwaltung nur eingeführt um das Eigenthum des Privatmannes zu sichern, welches vor ihr da gewesen ist. Der vornehmste Gegenstand der Arbeit des ganzen Hauses ist, das natürliche Erbtheil zu erhalten und zu vergrössern, damit es der Vater dereinst unter seine Kinder austheilen kann, ohne sie arm zu lassen; statt daß der allgemeine Schaz öfters nur ein sehr übelangewandtes Mittel ist um Privatpersonen reich zu machen und ihnen Ueberfluß zu verschaffen. Mit einem Wort, die kleine Familie ist bestimmt aufzuhören und sich einst in verschiedene andere aufzulösen; da nun

die grose immer dauren soll, so muß die erste sich vermehren um sich zu vervielfältigen; und es ist nicht allein hinreichend daß die andere sich blos erhalte, sondern es ist leicht zu beweisen daß jede Vermehrung ihr eher schädlich als nützlich ist.

Verschiedener Ursachen wegen so aus der Natur der Sache herfließen, muß der Vater in der Familie befehlen. Erstens soll das Ansehen zwischen Vater und Mutter nicht gleich vertheilt seyn sondern die Regierung muß einzig seyn, und in der Stimmensammlung muß immer eine überwiegende Stimme seyn die alles bestimmt. Zweytens; so gering man auch die eignen Ungemächlichkeiten des Weibes ansieht, so verursachen sie doch einen Zwischenraum von Unthätigkeit, und dies ist genug um sie von diesem Vorrecht auszuschließen, denn wenn auch die Waage ganz gleich steht, so ist ein Strohhalm hinreichend sie sinken zu machen. Uebrigens muß der Mann über die Aufführung seiner Frau ein wachsames Auge halten, weil es ihm zukömmt darauf zu sehen, daß die Kinder die er einmal erkennen und ernähren soll, die seinigen sind und nicht anderer. Das Weib welches nichts ähnliches zu befürchten hat, hat also auch nicht eben das Recht über den Mann; Drittens, die Kinder müssen dem Vater gehorchen erstens aus

Schul-

Schuldigkeit nachher aus Dankbarkeit; denn nachdem sie die Hälfte ihres Lebens hindurch ihren Unterhalt von ihm erhalten haben, so müssen sie die andere dazu anwenden für den seinigen zu sorgen. Die Bedienten sind ihm gleichfalls ihre Dienste schuldig in Rüksicht des Unterhalts den sie von ihm erhalten, mit der Ausnahme daß sie den Handel aufheben können sobald er ihnen nicht mehr anständig ist. Von der Sklaverey erwähne ich nichts, weil sie widernatürlich ist, und durch kein einziges Gesez berechtigt werden kann.

Von allem diesem findet man nichts in der politischen Gesellschaft. Weit entfernt daß das Oberhaupt einen natürlichen Vortheil in dem Glück der Privatpersonen finden sollte, so ist es nicht selten daß es den seinigen in ihrem Unglück sucht. Ist die Regierung erblich; so werden die Menschen öfters durch ein Kind regiert: ist sie wählend; so entstehn tausend Schwierigkeiten bey der Wahl, und man verliert in dem einen und dem andern Fall alle Vortheile der väterlichen Regierung. Hat man blos ein einziges Oberhaupt, so hängt ihr von dem Willen eines Herrn ab, welcher keine Ursache hat euch zu lieben, hat man mehrere, so hat man zugleich ihre Tyranney und Uneinigkeiten zu erdulden. Kurz die Mißbräu-

che sind unvermeidlich und ihre Folgen schädlich in jeder Gesellschaft wo der allgemeine Vortheil und die Geseze keine natürliche Gewalt haben und beständig durch die Privatvortheile und die Leidenschaften der Oberhäupter und der Mitglieder verlezt werden.

Obgleich die Verrichtungen eines Familien-Vaters und die eines Oberhaupts alle auf einen Zweck abzielen, so geschieht es doch auf so verschiedenen Wegen, ihre Pflichten und Rechte sind so sehr voneinander unterschieden, daß man sie nicht vermischen kann ohne sich zugleich falsche Begriffe von den Grundgesetzen der Gesellschaft zu machen und in Irrthümer zu verfallen welche dem menschlichen Geschlecht schädlich sind. Und würklich wenn die Stimme der Natur der beste Rathgeber ist, dem ein guter Vater folgen muß um seine Pflichten gut zu erfüllen, so ist sie für das Oberhaupt ein falscher Führer welcher beständig sucht ihn von den seinigen zu entfernen, und der ihn früh oder spät zu seinem Untergang oder zu dem des Staats führt, wenn er nicht durch die erhabenste Tugend aufgehalten wird. Die einzige Vorsicht des Hausvaters ist, sich vor der Verschlimmerung zu hüten und zu verhindern daß die natürlichen Neigungen nicht ausarten;

aber eben diese verderben das Oberhaupt. Um gut zu handeln braucht ersterer nur sein Herz zu befragen, der andere hingegen wird ein Verräther sobald er das seinige nur anhört: seine Vernunft selbst muß ihm verdächtig seyn, und er darf keiner andern Richtschnur als der allgemeinen Vernunft d. i. den Gesetzen folgen, Auch hat die Natur eine Menge guter Hausväter hervorgebracht; allein es ist noch sehr zweifelhaft ob seitdem die Welt steht die menschliche Weisheit jemals nur zehn Menschen hervorgebracht, welche im Stande waren ihres Gleichen zu regieren.

Aus allem dem bisher gesagten folgt, daß man mit Grund die politische Oekonomie von der besondern Oekonomie unterschieden hat, und daß da der Staat mit der Familie nichts weiter gemein hat als die Pflicht beyderseitiger Oberhäupter, den einen und die andern glücklich zu machen, so können einerley Verhaltungsregeln nicht beyden angemessen seyn. Ich glaube daß diese wenige Zeilen hinreichend sind um das häßliche System des Ritters Filmer umzustoßen welches er in einem Buch Patriarcha genannt aufführen wollte, und dem zwey berühmte Männer zu viel Ehre erwiesen haben, indem sie Bücher schrieben um es zu widerlegen; übrigens ist

dieser Irrthum gar nicht neu, weil schon Aristoteles für gut befunden hat ihn mit Vernunftgründen zu widerlegen, wie man aus dem ersten Buch seiner Politik sehen kann.

Ich bitte ferner meine Leser die öffentliche Oekonomie von der ich reden will und die ich Regierung nenne, von der obersten Gewalt wohl zu unterscheiden die ich Regente nennen werde; dieser Unterschied bestehet darinn, daß lezterer die gesezgebende Gewalt hat, und in gewissen Fällen den ganzen Körper der Nation bewegen kann, während die andere nur die ausübende Gewalt hat und blos auf einzelne Personen würken kann.

Man erlaube mir, mich einen Augenblik einer gemeinen und nicht sehr richtigen Vergleichung zu bedienen, die mich aber verständlicher machen wird.

Der politische Körper kann an sich betrachtet, einem organisirten lebenden und dem menschlichen Körper ähnlichen Körper verglichen werden. Die oberste Gewalt stellt das Haupt vor, die Gesetze und Gebräuche das Gehirn als der Ursprung der Nerven und der Sitz der Vernunft des Willens und der Sinne, dessen Organen hernach die Richter und obrig-

keitlichen

leiblichen Personen sind; der Handel, der Fleiß und der Ackerbau sind der Mund und der Magen welche die allgemeine Nahrung zubereiten; die öffentlichen Einkünfte sind das Blut, welche eine weise Oekonomie indem sie die Würkungen des Herzens nachahmt, in dem ganzen Körper umhertreibt und demselben Nahrung und Leben giebt; die Bürger sind der Körper und die Glieder welche die Maschinen in Bewegung leben und Thätigkeit setzen und die man an keinem Theil verletzen kann, ohne daß sogleich die schmerzhafte Empfindung sich dem Gehirn mittheilt, wenn der Körper nemlich gesund ist.

Das Leben des einen und des andern ist das gemeinschaftliche Ich des Ganzen, die gegenseitige Empfindlichkeit und die innre Uebereinstimmung aller Theile. Hört diese Gemeinschaft auf, verschwindet die wesentliche Einheit und hängen die zusammen gehörigen Theile nur noch durch eine Nebeneinanderstellung zusammen, so stirbt der Mensch und der Staat ist getrennt.

Der politische Körper ist also auch ein moralisches Wesen so einen Willen hat; und dieser allgemeine Wille, der beständig auf die Erhaltung und das Wohl des Ganzen und aller einzelnen Theile

abzweckt und der die Quelle der Gesetze ist, ist für alle Glieder des Staats in gegenseitiger Rücksicht die Richtschnur des Rechts und des Unrechts. Diese Wahrheit zeigt, im Vorbeygehn zu sagen, mit wie vielem Grund so viele Schriftsteller die den Lacädemonischen Kindern vorgeschriebene List wodurch sie sich ihren mäßigen Unterhalt verschafften, für einen Raub ansehen; gerade als wenn dasjenige was das Gesez vorschreibt unrechtmäßig wäre.

Es ist nöthig zu bemerken daß diese Gerechtigkeits-Regel welche in Rücksicht aller Bürger richtig ist, in Rücksicht der Fremden unrichtig seyn kann; die Ursache davon ist ganz klar; denn alsdenn ist der Wille des Staats der in Rücksicht seiner Mitglieder allgemein ist, in Rücksicht der andern Staaten und ihrer Mitglieder nicht mehr allgemein sondern wird für sie ein einzelner und besonderer Wille dessen Richtschnur in dem Gesez der Natur liegt; und dieses stimmt gleichfalls mit dem angegebenen Grundsaz überein: dann alsdenn wird die Welt der politische Körper, dessen allgemeiner Wille das Naturgesez ist, und deren Staaten verschiedener Völker blos einzelne Mitglieder sind.

Aus diesen Eintheilungen wenn sie auf die politische

tische Gesellschaft und ihre Glieder angewendet werden fließen die allgemeinsten und sichersten Regeln, nach welchen man eine gute oder schlechte Regierungsform und überhaupt die Moralität aller menschlichen Handlungen beurtheilen kann.

Jede politische Gesellschaft ist von andern kleinern Gesellschaften verschiedener Art zusammengesetzt deren jede ihre eigne Vortheile und Grundsätze hat, allein diese Gesellschaften die jeder wahrnimmt weil sie eine äusserliche und bestätigte Form haben, sind nicht die einzigen so in einem Staat wirklich befindlich sind; alle durch einerley Vortheile vereinigte Privatpersonen machen eben so viel andere aus, welche entweder dauerhaft oder vorübergehend sind, deren Macht sehr wesentlich ob sie gleich nicht sehr scheinbar ist, und deren genau beobachtete Verhältnisse die wahre Kenntniß der Sitten gewähren. Alle diese heimlichen oder öffentlichen Verbindungen verändern durch den Einfluß ihres Willens den allgemeinen Willen auf vielerley Art. Der Wille dieser besondern Gesellschaften hat immer zweyerley Beziehungen; für die Mitglieder derselben ist er ein allgemeiner Wille; für die grose Gesellschaft aber ein einzelner welcher sehr oft im erstern Fall sehr rechtmäßig, im leztern aber öfters ganz unrechtmäßig

 ist.

ist. Derjenige kann ein frommer Priester, tapfrer Soldat und eifriger Patriot seyn der im Grunde ein schlechter Bürger ist. Eben dieselbe Berathschlagung kann für die kleine Gesellschaft sehr vortheilhaft und für die grose sehr schädlich seyn. Es ist zwar wahr daß die kleinen Gesellschaften der Grosen immer untergeordnet sind, und daß die Pflicht des Bürgers mehr gilt als die des Rathsherrn und die Pflicht des Menschen mehr als die des Bürgers; allein unglüklicher Weise ist das persönliche Interesse mehrentheils der Pflicht gerade entgegen und wächst je nachdem die Gesellschaft kleiner und das Bündniß weniger heilig ist; dies ist daher ein unwidersprechlicher Beweis daß der allgemeinste Wille auch der richtigste und daß die Stimme des Volks wirklich die Stimme Gottes ist.

Es folgt hieraus aber noch nicht daß die öffentlichen Berathschlagungen immer nach der Billigkeit abgemessen sind, sie können unbillig seyn, sobald es fremde Geschäfte betrift; die Ursache habe ich oben angegeben. Es ist demnach nicht möglich daß eine wohl regierte Republick einen ungerechten Krieg führen könne; es ist eben so unmöglich daß der Rath einer Demokratie ungerechte Befehle ausgehen lasse und Unschuldige verdamme; allein das Volk wird sich

immer durch Privatvortheile verführen lassen, welche von listigen Menschen mit etwas Credit und Beredsamkeit ihm als seine eigne vorgestellt werden. Alsdenn ist die öffentliche Berathschlagung etwas ganz anders, als der allgemeine Wille. Man kann mir also die Athenienſische Demokratie nicht entgegensezen, denn Athen war keine wahre Demokratie sondern eine sehr tyrannische Aristokratie welche von Rednern und Gelehrten regiert wurde. Man untersuche eine jede Berathschlagung noch so genau, so wird man immer finden daß der allgemeine Wille auf das allgemeine Beste abzielt, allein öfters wird man auch geheime Spaltungen und Bündnisse wahrnehmen, welche aus Privatabsichten die natürlichen guten Gesinnungen der Versammlung zu vereiteln wissen. Alsdenn wird der gesellschaftliche Körper wirklich in andere zertrennt, deren Glieder einen für diese neuen Gesellschaften allgemeinen, guten und richtigen Willen annehmen, der aber in Rücksicht des Ganzen wovon sie sich getrennt haben ungerecht und schädlich ist.

Man sieht hieraus wie leicht man mit solchen Grundsäzen die scheinbaren Widersprüche heben kann, die man in dem Betragen so vieler, in gewisser Absicht, redlicher Menschen wahrnimmt die aber in anderen

deren Fällen betrügerisch, und hinterlistig erscheinen, die heiligsten Pflichten vernachläßigen und ungerechten Bündnissen öfters bis in den Tod getreu bleiben. Auf diese Art verehren auch die verdorbensten Menschen gewissermaßen die öffentliche Treue; und eben so beten selbst die Räuber welche in der grosen Gesellschaft Feinde der Tugend sind, deren Bildniß in ihren Hölen an.

Da ich den allgemeinen Willen für den ersten Grundsatz der öffentlichen Oekonomie annehme und ihn als die Grundregel der Regierung festsetze, so halte ich es für überflüßig ernsthaft zu untersuchen, ob der Magistrat dem Volke oder das Volk dem Magistrat zugehört, und ob man in öffentlichen Geschäften das Wohl des Staats oder das Wohl der Oberhäupter befördern soll. Seit langer Zeit ist diese Frage einerseits durch die Ausübung und andererseits durch die Vernunft bestimmt worden; und überhaupt wäre es eine grose Thorheit zu hoffen daß diejenigen welche im Grunde Meister sind, einen andern fremden Vortheil dem ihrigen vorziehen würden. Es wäre demnach nöthig die öffentliche Oekonomie in die Volksökonomie und in die Tyrannische einzutheilen. Die erste ist diejenige eines jeden Staats wo zwischen dem Volke und den Oberhäu-

ptern

ptern einerley Vortheil und Willen herrscht; die andere wird nothwendigerweise überall statt finden, wo die Regierung und das Volk verschiedene Vortheile und also auch einen entgegengesezten Willen haben. Die Grundsätze der leztern sind in den Archiven der Geschichte und in den Satyren des Machiavells weitläufig zu lesen; die erstern aber findet man blos in den Schriften derer Philosophen, welche die Rechte der Menschheit zu vertheidigen wagen.]

I. Der erste und wichtigste Grundsaz der rechtsmäßigen oder Volkesregierung, d. h. derjenigen welche das Wohl des Volks zum Zwecke hat, ist also, wie ich schon gesagt habe, daß der allgemeine Wille in allem befolgt werde; allein um ihn zu befolgen muß man ihn kennen und ihn genau von dem besondern Willen unterscheiden, und hierin bey sich selbst anfangen; diese Unterscheidung ist sehr schwer zu machen, und nur die erhabenste Tugend kann die nöthig Erleuchtung dazu gewähren. Da man um zu wollen frey seyn muß, so ist eine andere nicht minder grose Schwierigkeit diese, daß man zugleich die allgemeine Freyheit und das Ansehn der Regierung erhalte. Man untersuche die Bewegungsgründe welche die durch ihre gemeinschaftlichen Bedürfnisse in eine grose Gesellschaft vereinigten Menschen

angetrieben haben, sich durch bürgerliche Gesellschaften enger zu vereinigen und man wird keine andere finden als diejenigen, das Gut, Leben und Freyheit jedes Mitglieds durch den Schuz aller zu sichern; Wie kann man aber die Menschen zwingen die Freyheit eines jeden unter ihnen zu vertheidigen, ohne zugleich die ihrige zu verletzen? Und wie kann man den öffentlichen Bedürfnissen abhelfen ohne zugleich das besondere Eigenthumsrecht derer die dazu beytragen anzugreifen? Was man auch für Scheingründe hierüber anführen mag, so bleibt es immer gewiß daß sobald man meinen Willen zwingen kann, so bin ich nicht mehr frey; und nicht mehr Herr von meinem Vermögen sobald andere es angreifen dürfen. Diese Schwierigkeit welche unübersteiglich schien, wurde durch die erhabenste aller menschlichen Einrichtungen zuerst gehoben, oder vielmehr durch eine himmlische Eingebung welche den Menschen lehrte hienieden die unveränderlichen Rathschlüsse Gottes nachzuahmen. Durch welche unbegreifliche Kunst hat man Mittel gefunden die Menschen unterwürfig zu machen, um sie frey zu erhalten? ihre Güter, Arme und Leben zum Dienst des Staats anzuwenden ohne sie dazu zu zwingen und ohne sie darum zu befragen? mit ihrer eignen Einwilligung ihren Willen einzuschränken? Ihre Einwilligung ihrer Weigerung entgegen zu setzen und

sie zu zwingen sich selbst zu bestrafen, wenn sie etwas thun, so sie nicht gewollt haben? Wie geht es zu daß sie gehorchen ohne daß jemand befiehlt, daß sie dienen ohne einen Herrn zu haben? daß sie unter einer scheinbaren Unterwürfigkeit im Grunde wirklich frey sind, weil jeder nur so viel von seiner Freyheit verliert als in sofern er den andern damit schaden könnte? Alle diese Wunderwerke hat das Gesez möglich gemacht. Dem Gesez allein haben die Menschen Gerechtigkeit und Freyheit zu verdanken. Diese heilsame Stimme des Ganzen ersezt durch das Recht, die natürliche Gleichheit unter den Menschen. Diese himmlische Stimme ist es, welche jedem Bürger die Gebote der allgemeinen Vernunft vorschreibt, und ihn nach den Grundsätzen seiner eignen Vernunft handeln lehrt, damit er nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathe. Sie allein müssen die Oberhäupter in ihren Befehlen reden lassen; denn sobald ein Mensch, ohne Rücksicht auf Gesetze einen andern seinem besondern Willen unterwerfen will, so tritt er den Augenblik aus dem bürgerlichen Stand heraus, und sezt sich gegen ihn in den blosen natürlichen Zustand zurük, wo der Gehorsam nur durch die Nothwendigkeit vorgeschrieben wird.

Der

Der erste Vortheil des Oberhaupts sowohl als seine unumgänglichste Pflicht ist also auf die Beobachtung der Gesetze zu sehen, deren Verwalter er ist, und auf welche sich sein ganzes Ansehn gründet. Sobald er sie andern will beobachten machen, so muß er selbst sie um desto eher beobachten, da er alle ihre Vortheile genießt. Dann sein Beyspiel wirket so stark, daß wenn auch das Volk es zugäbe daß er sich des Jochs der Gesetze endledigte, er sich immer hüten muß von einem so gefährlichen Vorzug Gebrauch zu machen, welchen andere bald zu seinem eignen Schaden an sich reissen würden. Da übrigens alle gesellschaftliche Verbindungen ihrer Natur nach relativ sind, so ist es nicht möglich sich dem Gesez zu entziehen, ohne zugleich dessen Vortheile zu verlieren; und niemand ist demjenigen etwas schuldig welcher glaubt niemand etwas schuldig zu seyn. Aus eben diesem Grunde kann in einer guten Regierung unter keinerley Vorwand eine Ausnahme der Gesetze statt finden. Selbst die Bürger so sich um das Vaterland am mehrsten verdient gemacht, müssen durch Ehrenbezeugungen niemals aber durch ertheilte Freyheiten belohnt werden; denn die Republik ist ihrem Sturz nah, sobald nur jemand denken kann, daß es gut sey sich dem Gesez zu entziehen. Wenn jemals der Adel, der Soldatenstand, oder eine andere Klasse des

Staats solche Grundsätze annähme, so wäre alles unwiderbringlich verloren.

Die Macht der Gesetze hängt ferner mehr von ihrer Weisheit als von der Strenge ihrer Verwalter ab, und der öffentliche Wille erhält sein gröstes Gewicht durch die Vernunft die ihn vorschreibt; daher hält Plato es für eine sehr wichtige Vorsicht, daß man zu Anfang der Befehle immer einen vernünftigen Eingang setze, der deren Nüzlichkeit und Rechtmäßigkeit bezeige. Und wirklich ist das erste Gesetz, die Gesetze zu verehren; die Strenge der Strafen ist ein eitles Hülfsmittel so von schwachen Köpfen erfunden worden um den Schrecken an die Stelle der Achtung zu setzen, die sie nicht erhalten konnten. Man hat immer bemerkt, daß in den Ländern, wo die Strafen am schrecklichsten sind, sie auch am öftersten vorfallen; so daß also die Härte der Strafen blos die Menge der Verbrechen anzeigt, und indem man alles mit gleicher Strenge bestraft, so zwingt man die Strafbaren wirkliche Verbrechen zu begehen um sich der Bestrafung ihrer Fehler zu entziehen.

Allein obgleich die Regierung nicht Meister über das Gesetz ist, so ist es schon viel daß sie dessen Ver-

walter ist und Mittel in Händen hat dasselbe angenehm zu machen. Hierinn allein besteht die Kunst zu regieren. Wenn man die Gewalt'in Händen hat, so ist es keine Kunst alles zittern zu machen, und es gehört selbst wenig dazu um die Herzen zu gewinnen; denn die Erfahrung hat das Volk schon längst gelehrt seinen Oberhäuptern für die Uebel zu danken die sie ihm nicht anthun, und sie zu verehren wenn sie nur nicht von ihnen gehaßt werden. Ein regierender Dummkopf kann eben so gut Verbrechen bestrafen als ein andrer; der wahre Staatsmann aber weiß ihnen zuvor zu kommen, und herrscht mehr über den Willen als über die Handlungen. Wenn er es dahin bringen könnte, daß alle Menschen gut handelten, so blieb ihm nichts mehr zu thun übrig, und das Meisterstück seiner Arbeit wäre wenn er müßig bleiben könnte. Wenigstens ist es gewiß daß die gröste Kunst der Oberhäupter darinn besteht ihre Macht zu verbergen um sie nicht verhaßt zu machen, und den Staat ruhig zu leiten gleich als wenn er keinen Führer nöthig hätte.

Ich schlissee also, daß da die erste Pflicht des Gesezgebers ist, die Geseze mit dem allgemeinen Willen zu vergleichen, so ist die erste Richtschnur der öffentlichen Oekonomie daß die Verwaltung den Gesezen ange-

angemessen sey. Es wird auch um einen Staat gut zu regieren hinreichend seyn, wenn der Gesezgeber seiner Pflicht gemäs alles vorhergesehn hat, was der Ort, der Himmelsstrich, das Erdreich, die Sitten, die Lage und alle besondern Verhältnisse des Volks erfordern, das er einrichten will. Es bleiben zwar immer noch eine Menge Policey und Oekonomie-Sachen übrig welche der Weisheit der Regierung überlassen werden; allein sie hat immer zwey untrügliche Regeln um in diesen Fällen gut zu urtheilen: die erste ist, der Geist des Gesezes welcher dazu dient die Fälle zu bestimmen die man nicht vorhersehen kann; die andere ist, der allgemeine Wille die Quelle und Stütze aller Geseze und der in ihrer Ermangelung immer muß befragt werden. Wie soll man aber, wird man mir einwerfen, den allgemeinen Willen erkennen in Fällen worüber er sich noch nicht erklärt? soll man wegen jedem unvorhergesehenen Zufall die ganze Nation versammeln? Man muß sie um so weniger versammlen da es noch gar nicht gewiß ist ob ihr Ausspruch der allgemeine Wille sey; und ferner weil dieses Mittel bey einem grosen Volk nicht ausführbar und selten nöthig ist, wenn die Regierung aufrichtig zu Werke geht; denn die Oberhäupter wissen sehr wohl, daß der allgemeine Wille der Parthey des allgemeinen Bestens immer am

günstigsten ist d. h. dem billigsten; so daß man also blos gerecht zu seyn braucht, um gewiß dem allgemeinen Willen gemäs zu handeln. Oefters, wenn man ihm zusehr zuwider handelt, läßt er sich ohnerachtet des schrecklichen Zaums des öffentlichen Ansehens bemerken. Ich will die Beyspiele so man in solchen Fällen befolgen muß so nah als möglich suchen. In China ist es ein fester Grundsaz des Regenten seinen Bedienten in allen Streitigkeiten welche sich zwischen ihnen und dem Volke erheben, Unrecht zu geben. Ist das Brod in einer Provinz theuer, so wird der Verwalter derselben in das Gefängniß gesezt; entsteht in einer andern Provinz ein Aufruhr so wird deren Verwalter abgesezt und jeder Mandarin steht mit seinem Kopf für alle das Uebel was in seinem Fach geschieht. Man muß deswegen aber nicht glauben, als wenn die Sache gar nicht ordentlich nachher untersucht würde; sondern eine lange Erfahrung hat diese Art dem Urtheil zuvorzukommen gelehrt. Selten hat man nachher eine Ungerechtigkeit zu bereuen, und da der Kayser überzeugt ist, daß keine öffentliche Klage ohne Ursache entsteht, so kann er mitten unter dem aufrührischen Geschrey das er bestraft, wirkliche geheime Kunstgriffe unterscheiden denen er dadurch vorbeugt.

Es ist schon viel wenn man Ordnung und Ruhe in alle Theile der Republik eingeführt hat; es ist viel wenn der Staat ruhig und das Gesez verehrt wird; allein wenn man weiter nichts thut, so wird hierinn mehr Schein als wahres Wesen seyn, man wird der Regierung schlecht gehorchen, wenn sie sich mit dem blosen Gehorsam begnügt. Wenn es gut ist, die Menschen so zu nehmen wie sie sind, so ist es noch besser sie so zu formen wie man sie nöthig hat; die uneingeschränkteste Macht ist diejenige, welche auch das innere des Menschen durchdringt, und sich eben sowohl auf den Willen als auf die Handlungen erstreckt. Es ist nur zu gewiß daß das Volk endlich das wird, was die Regierung aus ihm machen will entweder Krieger, Bürger, Menschen wenn man will, oder auch Pöbel und Gesindel wenn es der Regierung gefällt, und jeder Fürst welcher seine Unterthanen verachtet entehrt sich selbst indem er dadurch zeigt, daß er nicht verstund sie schäzbar zu machen. Man bilde also Menschen wenn man Menschen befehlen will; will man daß man den Gesezen gehorche, so mache man sie angenehm und richte es so ein daß man um seine Schuldigkeit zu thun blos sich erinnern darf, daß man das zu thun schuldig ist. Dies war die grose Kunst der alten Regierungsformen, in jenen alten Zeiten wo die Philosophen dem Volke Geseze

gaben und ihr Ansehn blos dazu anwendeten dasselbe weise und glüklich zu machen. Hieraus entstunden soviele Aufwand-Geseze, so viele Sittenregeln und öffentliche Grundsäze welche mit der grösten Sorgfalt entweder angenommen oder verworfen wurden. Selbst die Tyrannen vergaßen diesen wichtigen Theil der Verwaltung nicht, und man sah sich eben so sorgfältig die Sitten ihrer Sklaven verderben, als die Magistratspersonen die Sitten ihrer Mitbürger verbesserten. Unsere neuere Regierungsformen hingegen glauben alles gethan zu haben, wenn sie nur Geld ziehen, und vermuthen nicht einmal daß es nothwendig oder möglich sey bis dahin zu gelangen.

II. Hier folgt nun die zweyte wesentliche Richtschnur der öffentlichen Oekonomie welche nicht minder wichtig ist als die erste. Will man daß der allgemeine Wille vollkommen sey; so sehe man dahin, daß alle besondere Willen sich auf ihn beziehen; und da die Tugend blos in der Uebereinstimmung des besondern Willens mit dem allgemeinen besteht, so kann man die Sache mit einem Wort sagen; man lasse die Tugend herrschen.

LB Coburg

Wenn

Wenn die Politiker weniger durch ihren Ehrgeiz verblendet wären so würden sie einsehen wie unmöglich es ist, daß eine Einrichtung ihrer Stiftung gemäs bleiben kann, sobald sie nicht nach dem Gesez der Pflicht geleitet wird; sie würden einsehn, daß die gröste Kraft des öffentlichen Ansehns in dem Herzen der Bürger ist, und daß in Ansehung der Erhaltung der Regierung die Sitten durch nichts zu ersetzen sind. Nicht allein nur rechtschafne Leute können die Geseze verwalten, sondern auch nur rechtschafne Leute können ihnen gehorchen. Derjenige welcher seine innern Vorwürfe nicht achtet, wird auch bald die Strafe verachten, welche Züchtigung weniger strenge weniger fortdaurend ist und der er doch noch Hofnung hat zu entgehen; und welche Vorsicht man auch anwendet, so werden diejenigen welche blos die Ungestraftheit ihrer bösen Handlungen erwarten, immer fort Mittel finden das Gesez zu vereiteln oder sich der Strafe zu entziehen. Da also alle besondere Vortheile sich gegen den allgemeinen vereinigt haben welcher nunmehr niemandes Vortheil ist, so erhalten die öffentlichen Laster mehr Macht die Geseze zu schwächen, als die Geseze haben die Laster zu unterdrücken und die Verderbniß des Volks und der Oberhäupter erstrekt sich endlich bis auf die Regierung so weise sie auch seyn mag; und der ärgste

Mißbrauch ist, wenn man dem Schein nach den Gesezen gehorcht um sie desto sicherer übertreten zu können. Die besten Geseze arten alsdenn in die allerschädlichsten aus; und es wäre weit besser man hätte gar keine; wenigstens wäre dieses alsdenn das äusserste Hülfsmittel wenn sonst keine mehr vorhanden wären, In einer solchen Lage ist es ganz vergeblich Befehle auf Befehle und Anordnungen auf Anordnungen folgen zu lassen; alles dient nur um neue Mißbräuche einzuführen ohne die erstern zu heben. Jemehr man die Geseze verdoppelt desto verächtlicher werden sie; und alle neue Aufseher welche man vorsezt, sind blos neue Uebertreter welche bestimmt sind entweder ihren Raub mit den alten zu theilen oder vor sich allein zu rauben. Die Raubsucht erhält bald den Preis der für die Tugend bestimmt ist; die schlechtesten Leute stehen in dem grösten Ansehn; je gröser sie sind desto verächtlicher sind sie; ihre Niederträchtigkeit schimmert durch ihre Würde durch, und sie sind selbst durch ihre Ehrenstellen entehrt. Wenn sie die Stimmen der Oberhäupter oder den Schuz der Weiber erkaufen, so geschieht es um auf ihrer Seite wieder die Gerechtigkeit, die Pflicht und den Staat zu verkaufen; und das Volk welches einsieht daß sein Unglück nicht aus seinen Lastern entspringt, murrt und ruft seufzend aus. „All mein

„Un=

„Unglück kommt blos von denen die ich bezahle, da„mit sie mich dagegen schüzen mögen."

Alsdenn sind die Oberhäupter genöthigt, das Schrecken und den Reiz scheinbarer Vortheile mit denen sie ihre Kreaturen hintergehen, an die Stelle der Pflicht zu sezen. Alsdenn muß man zu alle den kleinen und niedrigen Kniffen seine Zuflucht nehmen, welche man Staatsmaximen und Kabinets-Geheimnisse nennt. Alle Kraft welche der Regierung übrig bleibt wird von ihren Mitgliedern angewendet, sich gegenseitig zu stürzen und zu unterdrücken, während daß die Geschäfte liegen bleiben, oder blos vorgenommenwerden, je nachdem der persönliche Vortheil es erfordert und vorschreibt. Kurz die ganze Kunst dieser grosen Politiker besteht darinn, die Augen derjenigen derer sie benöthigt sind so zu verblenden, daß sie alle glauben für ihren eignen Vortheil zu arbeiten indem sie für den ihrigen arbeiten; ich sage den ihrigen, wenn anders dies der wahre Vortheil der Oberhäupter genannt werden kann, daß das Volk unterdrükt werde um es unterwürfig zu machen, und daß man sein eignes Gut verwüste, um sich dessen Besiz zu versichern.

Allein wenn die Bürger ihre Pflicht lieben und die Verwalter des öffentlichen Ansehens sich aufrichtig bemühen, diese Liebe durch ihr Beyspiel und ihre Sorgfalt zu erhalten, alsdenn verschwinden alle Schwierigkeiten; und die Verwaltung geht so leicht von statten, daß sie jener Kunst der Finsterniß gar nicht benöthigt ist, deren Dunkelheit das ganze Geheimniß ausmacht. Jene grosen, gefährlichen und bewunderten Köpfe deren Ehre sich mit dem Unglück des Volks vermischt, werden nicht mehr zurückgewünscht. Die öffentlichen Sitten unterstüzen den Geist der Oberhäupter; und je mehr die Tugend herrscht, desto weniger sind Talente nöthig. Selbst der Ehrgeiz wird durch die Pflicht besser bedient, als durch unrechtmäßige Gewalt; das Volk ist überzeugt daß die Oberhäupter sich blos mit seinem Glück beschäftigen, und überhebt sie durch seinen Gehorsam der Mühe an der Gründung seinen Gewalt zu arbeiten: Die Geschichte zeigt uns in vielen Stellen, daß das Ansehn welches es denjenigen gewährt die es liebt und von denen es wieder geliebt wird tausendmal unumschränkter ist, als alle Gewalt der Tyrannen. Dies will nicht sagen, daß die Regierung sich hüten soll, ihre Gewalt zu gebrauchen, sondern blos daß sie dieselbe nur rechtmäßig gebrauchen soll. Man findet in der Geschichte viele Bey-

spiele von ehrgeizigen und feigen Oberhäuptern welche die Weichlichkeit und der Stolz gestürzt hat; allein keinen welchem es wegen seiner Billigkeit übel ergangen wäre. Man muß jedoch die Mäßigung nicht mit der Nachläßigkeit noch die Sanftmuth mit der Schwachheit vermischen; Um gerecht zu seyn, muß man streng seyn; und duldet man das Böse welches man Recht und Gewalt hat zu bestrafen, so ist man selbst böse.

Es ist nicht genug, daß man zu den Bürgern sage, seyd gut; man muß sie lehren es zu seyn, und selbst das Beyspiel welches hierinn die erste Lektion ist, ist jedoch nicht das einzige Mittel so man anwenden muß. Die Liebe zum Vaterland ist das wirksamste; dann wie ich schon gesagt habe, jeder Mensch ist tugendhaft sobald sein besonderer Wille in allem mit dem allgemeinen Willen übereinstimmt, und wir wollen gemeiniglich das gerne, was andere Leute wollen die wir lieben.

Es scheint beynah als wenn das Gefühl der Menschheit schwächer würde und verschwinde, je nachdem es sich weit auf der Erde ausbreitet und daß wir von dem Unglük der Tartarn oder Japaner weniger gerührt werden, als von dem eines andern europäischen

schen Volks. Man muß den Nuzen und das Mitleiden gleichsam einschränken um es in Thätigkeit zu sezen. Da nun dieses Gefühl nur denjenigen nuzen kann mit denen wir leben so ist es gut daß die Menschlichkeit auf den Mitbürger eingeschränkt werde und durch die Gewohnheit sich zu sehn und den gemeinschaftlichen Nuzen welcher alle vereinigt, eine neue Kraft erhalte. Es ist unstreitig daß die grösten Wunder der Tapferkeit durch die Vaterlands-Liebe hervorgebracht wurden; dieses lebhafte und sanfte Gefühl, welches die Stärke der Selbstliebe mit aller Schönheit der Tugend vereint giebt ihr eine Kraft welche ohne sie zu entstellen, die heroischste unter allen Tugenden daraus erzeugt. Sie allein hat so viele unsterbliche Thaten hervorgebracht, deren Glanz unsre schwachen Augen blendet, und soviele grose Leute deren alte Tugenden nunmehr für Fabeln gehalten werden, seitdem die Vaterlandsliebe zum Gespött geworden ist. Wir dürfen uns darüber nicht wundern; die Entzückungen eines zärtlichen Herzens scheinen allen denjenigen leere Einbildungen welche sie noch nie gefühlt haben; und die Liebe zum Vaterland welche weit lebhafter und angenehmer ist als die Liebe zu einem Frauenzimmer, kann blos durch die Empfindung begriffen werden; allein man bemerkt in den Handlungen derjenigen

welche sie begeistert, jenes ungestümme und erhabene Feuer dessen selbst die reinste Tugend entbehren muß, wenn sie davon getrennt ist. Wir wollen es wagen den Sokrates mit dem Kato zu vergleichen; der eine war mehr Philosoph, der andere mehr Bürger. Athen war schon verloren, und Sokrates hatte kein anderes Vaterland als die ganze Welt: Kato trug das seinige immer in seinem Herzen, er lebte blos für dasselbe und konnte es nicht überleben. Die Tugend des Sokrates ist des weisesten unter den Menschen; allein zwischen Cäsar und Pompejus erscheint Kato gleich einem Gott unter Sterblichen. Der eine unterrichtet einige Privatpersonen, bestreitet die Sophisten und stirbt für die Wahrheit; der andere vertheidigt den Staat, die Freyheit und die Geseze gegen die Welt-Eroberer, und verläßt endlich die Welt auf welcher er kein Vaterland mehr findet. Ein wahrer Schüler des Sokrates wäre der tugendhafteste seiner Zeitgenossen, und ein würdiger Nachfolger des Kato wäre der gröste. Die Tugend des erstern würde ihn glüklich machen der andere aber würde sein Glük in dem Glücke des Ganzen suchen. Wir würden von dem einen unterrichtet und von dem andern geleitet werden; und dieses allein würde ihm den Vorzug geben; denn man hat noch kein Volk von Weisen

gese-

gesehen; allein es ist gar nicht unmöglich ein Volk glüklich zu machen.

Will man Völker tugendhaft machen, so fange man an ihnen die Liebe zu ihrem Vaterland einzuflößen; allein wie können sie dasselbe lieben, wenn es für sie eben nicht mehr ist, als für jeden Fremden, und ihnen nicht mehr gewährt als was es niemanden verweigern kann? Noch schlimmer wäre es wenn sie nicht einmal die bürgerliche Freyheit genössen, und daß ihr Vermögen ihr Leben und ihre Freyheit dem Willkühr mächtiger Menschen überlassen wäre, ohne daß es ihnen möglich oder erlaubt wäre sich auf die Geseze zu berufen. Alsdenn wären sie den Pflichten des bürgerlichen Stands unterworfen, ohne einmal das Recht des Naturstandes zu genießen, und ohne ihre natürlichen Kräfte anwenden zu können um sich zu vertheidigen; sie wären daher in der allerärgsten Lage, in welcher sich freye Menschen befinden können; und das Wort **Vaterland** könnte ihnen blos häßlich oder lächerlich klingen. Es ist nicht zu glauben, daß man einen Arm verletzen oder abnehmen könne ohne daß der Schmerz sich nicht dem Kopf mittheilen sollte; und es ist eben wenig glaublich, daß der allgemeine Wille es zugeben sollte, daß ein Glied des Staats welches es auch sey, ein an-

deres beleidige oder stürzen könne; als es zu glauben ist daß ein vernünftiger Mensch seine Finger dazu brauchen wird um sich selbst die Augen auszukratzen. Die einzelne Sicherheit ist so sehr mit dem allgemeinen Bündniß verknüpft, daß ausser der Nachsicht welche man der menschlichen Schwachheit schuldig ist, dieses Bündniß von rechtswegen aufgehoben wäre, sobald ein einziger Bürger in dem Staat umkäme der hätte können gerettet werden, sobald ein einziger mit Unrecht in das Gefängnis geworfen würde, und sobald ein einziger Proceß durch offenbare Ungerechtigkeit verloren geht: denn da die Grundverträge verlezt sind, so sieht man nicht welches Recht oder welcher Vortheil das Volk in der gesellschaftlichen Vereinigung zurükhalten könnte, wenn es anders nicht blos durch die Gewalt zurükgehalten würde, welche eben den bürgerlichen Staat zerstört.

Und ist es denn nicht die Verbindlichkeit der ganzen Nation, daß sie auf die Erhaltung des geringsten ihrer Mitglieder eben so sorgfältig sehe, als auf die übrigen? Und ist das Wohl eines einzelnen Bürgers nicht eben so gut gemeinschaftliche Sache, als das Wohl des Staats? Man sagt es sey gut wenn einer allein für alle sterbe; diesen Saz würde ich in dem

Mun-

Munde eines würdigen und tugendhaften Patrioten bewundern, welcher sich freywilliger weise und aus Pflicht zum Besten seines Landes dem Tod ergiebt; allein will man damit sagen, daß es der Regierung erlaubt sey dem Wohl des Ganzen einen Unschuldigen aufzuopfern; so sehe ich dieses als den allerverfluchtesten Grundsatz an, den jemals die Tyranney erfunden, als den falschesten den man je vorgetragen, und den allerschädlichsten den man je annehmen kann, und der den Grundgesetzen der Gesellschaft schnurstraks zuwider ist. Weit entfernt daß einer allein für alle umkommen soll, so haben im Gegentheil alle ihr Gut und Leben zur Vertheidigung jedes einzelnen verpfändet, damit die einzelne Schwachheit immer durch die öffentliche Gewalt geschüzt werde. Wenn man annimmt, daß immer ein einzelnes Mitglied nach dem andern von dem Volk abgesondert würde, und dringt nachher die Vertheidiger dieser Meynung sich deutlich zu erklären was sie unter dem eigentlichen Staatskörper verstehen, so wird man finden daß sie ihn auf eine kleine Menge Menschen einschränken, welche nicht das Volk, sondern die Bedienten des Volks sind, und die sich durch einen besondern Eid verpflichtet haben, selbst für sein Wohl zu sterben und eben daher zu beweisen suchen, daß das Volk auch für das ihrige sterben müsse.

Will

Will man Beyspiele von dem Schuz aufsuchen, den der Staat seinen Gliedern schuldig ist und von der Achtung welche er für ihre Person haben muß; so muß man sie nur bey den berühmtesten und tapfersten Nationen der Erde suchen; denn blos unter freyen Menschen erkennt man den Werth eines Menschen. Man weiß in welcher Verlegenheit die Spartanische Republik war, sobald man einen strafbaren Bürger strafen mußte. In Macedonien war das Leben eines Menschen in so hohem Werth, daß selbst Alexander dieser mächtige Monarch, in aller seiner Größe es dennoch nicht gewagt hätte einen strafbaren Macedonier hinrichten zu lassen, bevor der Angeklagte sich nicht vor seinen Mitbürgern vertheidigt und von denselben verurtheilt worden wäre. Die Römer aber zeichneten sich vor allen Völkern der Erde, wegen der Achtung der Regierung gegen die einzelnen Glieder, und wegen ihrer ausserordentlichen Sorgfalt die Rechte jedes Staatsglieds unverlezt zu erhalten aus. Nichts war heiliger als das Leben der einzelnen Bürger; und es gehörte nicht weniger dazu um einen zu verurtheilen, als die Versammlung des ganzen Volks: selbst der Senat und die Konsule hatten ohnerachtet aller ihrer Majestät dies Recht nicht; und das Verbrechen und die Bestrafung eines einzigen Bürgers erregte bey dem mächtigsten aller Völker ein allgemeines Trauren; auch schien es ihnen so hart wegen irgend ei-

nem Verbrechen Blut zu vergießen, daß vermöge des Lex Porcia die Todesstrafe in die Strafe der Verbannung verwandelt wurde, für alle diejenigen welche den Verlust eines so sanften Vaterlands überleben könnten. Alles war zu Rom und unter der Armee von jener Liebe der Mitbürger gegen einander beseelt, und von jener Ehrfurcht für den römischen Namen begeistert, welche den Muth und die Tapferkeit eines jeden anfeuerte, der die Ehre hatte ihn zu tragen. Der Hut eines Bürgers so aus der Sklaverey befreyt und die Bürgerkrone dessen der einem andern das Leben gerettet, war der angenehmste Anblik unter der Pracht der Triumphe; und hier muß man noch anmerken, daß unter allen Kronen womit man im Kriege die guten Thaten belohnte, blos die bürgerliche und die des Triumvirs von Kräutern und Blättern waren, alle andern waren blos von Gold. So war Rom tugendhaft, und wurde Meister der Welt. O ihr ehrgeizigen Oberhäupter, der Hirte regiert seinen Hund und seine Heerde und ist doch der geringste unter den Menschen. Ist es schön zu befehlen, so ist es wenn diejenigen, die uns gehorchen uns zugleich verehren können; Achtet also eure Mitbürger und ihr werdet wieder geachtet werden; verehrt die Freyheit, und eure Macht wird sich täglich vermehren,

miß=

mißbraucht niemals eure Rechte und sie werden bald unumschränkt seyn.

Das Vaterland muß sich also, als die gemeine Mutter der Bürger erzeigen; die Vortheile die sie darinn genießen müssen ihnen ihr Land werth machen; die Regierung lasse ihnen soviel Theil an der öffentlichen Verwaltung daß sie fühlen können, daß sie zu Hause sind, und die Geseze seyen in ihren Augen blos das Unterpfand der gemeinschaftlichen Freyheit. Diese Rechte so schön sie auch sind gehören allen Menschen; allein ohne sie gerade zu zu verlezen, kann die böse Gesinnung der Oberhäupter deren Würkung beynahe ganz vernichten. Das Gesez so man misbraucht dient dem Mächtigen zugleich zu Offensiv-Waffen und zu einem Schild gegen die Schwachen; und der Vorwand des allgemeinen Besten ist immer das gröste Unglük des Volks. Was bey einer Regierung am nöthigsten und vielleicht am schwersten ist, das ist eine strenge Unpartheylichkeit in Austheilung der Gerechtigkeit und besonders die Beschüzung der Armen gegen die Tyranney des Reichen. Das gröste Unglück ist schon geschehn, wenn man Arme zu vertheidigen und Reiche im Zaum zu halten hat. Blos in der Mittelmäßigkeit können die Geseze ihre ganze Kraft ausüben, gegen die Schäze

des Reichen und das Elend des Armen sind sie gleich ohnmächtig; ersterer vereitelt sie, und lezterer weiß ihnen zu entwischen; einer zerreißt den Vorhang der andere geht mitten durch.

Es ist demnach eine der wichtigsten Pflichten der Regierung daß man der ausserordentlichen Ungleichheit der Glüksgüter zuvorkomme, nicht indem man dem Reichen seine Reichthümer wegnimmt sondern indem man allen die Mittel entzieht welche zu sammeln; nicht indem man Hospitäler für die Armen erbaut, sondern indem man verhütet, daß sie nicht arm werden können. Wenn die Menschen in einem Land ungleich zerstreuet leben, und an einem Ort zusammengehäuft sind, während daß andere entvölkert werden; wenn blos angenehme Künste zum Nachtheil der nüzlichen und nöthigen Handwerker begünstigt werden; der Ackerbau der Handlung nachgesezt wird; und öffentliche Zölle nöthig werden, wegen der schlechten Verwaltung der Staatsgelder; wenn endlich alles so feil wird, daß man die Achtung nur nach den Louisd'ors abzählt und selbst Tugenden für Geld erkauft werden können; so sind dieses die vornehmsten Ursachen des Ueberflusses und des Elends, des öffentlichen Interesse, und des gegenseitigen Hasses der Bürger, ihrer Gleichgültigkeit für die ge-

meine

meine Sache, der Verderbniß des Volks, und der Erschlaffung aller Triebfedern der Regierung. Dieses sind demnach auch die Uebel welche wenn sie einmal entstanden sind sich sehr schwer verbessern lassen, denen aber eine kluge Regierung zuvorkommen muß, um nebst den guten Sitten, die Achtung für die Geseze, die Liebe zum Vaterland, und die Stärke des allgemeinen Willens zu erhalten.

Allein alle diese Vorsicht wird unzulänglich seyn wenn man nicht noch weit früher anfängt. Ich endige diesen Theil der öffentlichen Oekonomie, da wo ich hätte anfangen sollen. Das Vaterland kann ohne Freyheit nicht bestehen, die Freyheit nicht ohne Tugend, und die Tugend nicht ohne Bürger; hat man also Bürger so hat man alles; ausserdem wird man selbst von dem Regenten an, nichts als niedrige Sklaven haben. Allein Bürger zu bilden ist nicht das Werk eines Tages, und um sie zu Männern zu machen muß man sie erst als Kinder unterrichten. Wollte man mir einwenden, daß derjenige welcher Menschen zu regieren hat, keine Vollkommenheit ausser ihrer Natur suchen muß deren sie nicht fähig sind; daß er ihre Leidenschaften nicht ausrotten darf und daß die Ausführung eines solchen Entwurfs weder wünschenswerth noch möglich wäre; so gebe ich alles dieses um desto eher zu, weil ein Mensch der

gar keine Leidenschaften hat, gewiß ein schlechter Bürger seyn würde; allein man muß dagegen wieder zugeben daß wenn man diese Menschen nicht lehrt, etwas zu lieben, es doch wenigstens nicht unmöglich ist ihnen einen Gegenstand vor dem andern liebenswerth zu machen, und das was wirklich schön, vor dem so unförmlich ist angenehmer zu machen. Wenn man sie z. B. gewöhnt ihr eignes Ich nie anders als in dem Verhältniß mit dem Staatskörper zu betrachten, und ihr eignes Daseyn gleichsam nur als einen Theil der seinigen anzusehen, so können sie mit der Zeit es dahin bringen sich einigermaßen mit diesem grosen Ganzen zu identificiren, sich als Mitglieder des Vaterlands zu betrachten, und dasselbe mit jenem ausschliessenden Gefühl zu lieben welches jeder einzelne Mensch nur vor sich selbst hat; ihre Seele beständig zu diesem grosen Gegenstand zu erheben, und also jene gefährliche Anlage woraus alle unsere Laster entstehen, zu den erhabensten Tugenden umschaffen. Die Philosophie beweist uns nicht allein die Möglichkeit dieser Richtung sondern die Geschichte liefert tausend auffallende Beyspiele davon; wie es aber zugehe daß man unter uns so wenige findet, dies kommt daher weil niemand sich darum bekümmert gute Bürger zu haben, und weil man noch weniger sich die Mühe giebt sie früh dazu zu bilden. Es ist nicht mehr Zeit unsre natürlichen Neigungen zu verändern

ändern sobald sie einmal ihren Lauf genommen, und die Gewohnheit sich mit der Selbstliebe vereinigt hat; es ist zu spät uns aus uns selbst herauszuziehen, wenn eimnal das menschliche Ich sich in unserm Herzen festgesezt und jene verächtliche Thätigkeit erhalten hat welche alle Tugend erstickt, und das Leben der niedrigen Seelen ausmacht. Wie sollte die Vaterlandsliebe mitten unter so vielen Leidenschaften aufkeimen können, die sie ersticken? Und was bleibt von einem Herzen welches zwischen dem Geiz, einer Maitresse und der Eitelkeit getheilt ist, noch für den Mitbürger übrig?

Von dem ersten Augenblik des Lebens an muß man lernen verdienen zu leben, und da man die Rechte des Bürgers gleich von der Geburt an genießt, so muß der Augenblick unsrer Geburt auch der Anfang der Ausübung unsrer Pflichten seyn. Wenn es Gesetze für das reifere Alter giebt so muß es auch welche für die Kindheit geben welche den Gehorsam gegen die andern einprägen; und da man die blose Vernunft eines jeden nicht allein Richter seiner Pflichten seyn läßt, so muß man die Erziehung der Kinder um desto weniger der Erkenntniß und den Vorurtheilen der Väter überlassen, weil sie dem Staat noch wichtiger ist als den Vätern; denn nach dem Lauf der Natur genießt der Vater vor seinem Tod selten die lezten Früchte dieser Erziehung; das Vaterland

 aber

aber fühlt früh oder spät die Würkungen davon; der Staat bleibt, allein die Familie stirbt aus. Wenn also die öffentliche Gewalt, indem sie die Stelle der Väter ersezt und dieses wichtige Geschäft übernimmt auch ihre Vorrechte erhält indem sie ihre Pflichten erfüllt, so haben sie sich desto weniger darüber zu beklagen, da sie eigentlich blos den Namen verändern, und gemeinschaftlich unter dem Namen Bürger eben die Gewalt über ihre Kinder ausüben, welche sie vorher einzeln unter dem Namen Väter ausgeübt haben, und sie werden indem sie im Namen des Gesetzes sprechen eben den Gehorsam erhalten, den sie erhielten indem sie in dem Namen der Natur sprachen. Die öffentliche Erziehung welche durch gewisse Regeln von der Regierung vorgeschrieben ist und von Magistratspersonen so der Regente dazu verordnet verwaltet wird, ist also ein Hauptgrundsaz der Volks oder rechtmäßigen Regierung. Wenn demnach die Kinder gemeinschaftlich in dem Schoos der Gleichheit erzogen werden, wenn sie von den Staatsgesezen und den Grundsäzen des allgemeinen Willens unterrichtet und gewöhnt sind sie über alles zu verehren, wenn sie mit Beyspielen und Gegenständen umringt sind welche ihnen beständig jene zärtliche Mutter vorstellen die sie ernährt, die so viele Liebe für sie hegt und ihnen so unschäzbare Wohlthaten

thaten zufließen läßt, und der sie aso auch allen Dank schuldig sind; so ist nicht zu zweifeln daß sie sich untereinander wie Brüder lieben, und keinen andern Willen als den der Gesellschaft hegen werden, daß sie durch männliche und bürgerliche Handlungen die Stelle des eitlen Geschwäzes der Sophisten ersezen, und dereinst die Vertheidiger und Väter des Vaterlands seyn werden, dessen Kinder sie so lang gewesen sind.

Ich will von den Magistratspersonen welche dieser Erziehung vorstehen sollen welche gewiß das wichtigste Geschäft des Staats ist, nichts reden. Man sieht leicht ein, daß wenn eine solche Bezeugung der öffentlichen Achtung leichtsinnig und ohne Unterschied ertheilt würde; wenn dieses erhabene Geschäft für diejenigen welche den übrigen würdig vorgestanden haben, keine Belohnung ihrer Arbeiten und süße Ruhe des Alters und die gröste aller Ehrenbezeugungen wäre, so wäre die ganze Einrichtung unnüz und die Erziehung vergeblich; denn da wo die Lehre nicht durch das Ansehn und das Gebot nicht durch das Beyspiel unterstüzt wird, verliert der Unterricht seine Kraft, und selbst die Tugend verliert ihren Werth in dem Munde dessen der sie nicht selbst ausübt. Allein wenn berühmte Krieger mit Lorbeern um-

kränzt den Muth predigen; wenn redliche Magistratspersonen, so in dem Purpur und auf dem Richterstuhl grau geworden sind, die Gerechtigkeit lehren; so werden beyde tugendhafte Nachfolger bilden, und von einem Alter zu dem andern den folgenden Generationen, die Erfahrung und die Talente der Oberhäupter den Muth und die Tugend der Bürger, und den allgemeinen Eifer aller für das Vaterland zu leben und zu sterben, überliefern.

Ich weiß nur drey Völker welche ehemals eine öffentliche Erziehung gehabt, neinlich die Cretenser die Lacedämonier, und die alten Perser; bey allen dreyen hatte sie den besten Erfolg und brachte bey den leztern Wunder hervor. Als aber die Welt in allzugrose Nationen eingetheilt wurde die nicht mehr so gut zu regieren waren, so war dieses Mittel nicht mehr ausführbar; und andere Ursachen welche der Leser leicht errathen kann, haben bisher den Versuch bey allen neuern Völkern verhindert. Es ist jedoch sonderbar daß Rom sie nicht brauchte; allein Rom war während fünfhundert Jahren ein fortgesezles Wunderwerk, welches die Welt nicht hoffen darf wieder zusehen. Die römische Tugend, welche aus dem Abscheu für der Tyranney, und für den Lastern der Tyrannen,

rannen, und durch die angebohrne Vaterlandsliebe erzeugt wurde, machte aus allen Häusern eben so viele Bürger Schulen; und die unumschränkte Gewalt der Väter über die Kinder, machte die innre Policey so streng und furchtbar, daß der Vater mehr gefürchtet wurde als die Obrigkeit und auf seinem häußlichen Richterstuhl der Sitten Richter und Rächer der Geseze war.

Auf diese Art kann eine aufmerksame und gutgesinnte Regierung indem sie bey dem Volke beständig die Liebe zum Vaterland und die guten Sitten erwekt und erhält, allen den Uebeln von weitem vorbeugen welche früh oder spät aus der Gleichgültigkeit der Bürger für das Schicksal des Staats entstehen; und jenen persönlichen Eigennuz in engen Schranken erhalten welcher die einzelnen Mitglieder so sehr von einander trennt, daß der Staat durch ihre Macht geschwächt wird, und von ihrem guten Willen nichts mehr zu erwarten hat. Da wo das Volk sein Vaterland liebt, die Geseze verehrt und einfach lebt kostet es wenig Mühe es glücklich zu machen; und in der öffentlichen Verwaltung wo der Zufall weniger würken kann als in dem Schicksal der einzelnen Mitglirder, ist die Weisheit so sehr mit

dem

dem Glücke verbunden daß beyde Gegenstände sich miteinander vermischen.

III. Es ist nicht hinreichend daß man Bürger habe und sie beschüze, man muß auch für deren Unterhalt sorgen; denn die Vorsorge für die öffentlichen Bedürfnisse ist eine unausbleibliche Folge des allgemeinen Willens und die dritte wesentliche Pflicht der Regierung. Diese Pflicht erfordert nicht, daß man die Kornboden der einzelnen Mitglieder anfülle und sie der Arbeit überhebe; sondern daß man den Ueberfluß in solchem Maas erhalte, daß um ihn zu erwerben die Arbeit beständig nöthig und niemals unnüz sey. Diese Pflicht erstreckt sich auch auf alles was zu Erhaltung des öffentlichen Schazes und zu dem Aufwand der öffentlichen Verwaltung dient. Da wir nun von der allgemeinen Oekonomie in Rüksicht der Regierung der Menschen geredet haben, so wollen wir sie nun auch in Rücksicht der Verwaltung der Güter betrachten.

Dieser Theil hat nicht weniger Schwierigkeiten und Widersprüche als der vorhergehende. Es ist gewiß daß das Eigenthumsrecht das heiligste aller bürgerlichen Rechte ist, welches in gewissem Betracht weit wichtiger ist als selbst die Freyheit; es sey nun

weil

weil es zu Erhaltung des Lebens vorzüglich nöthig ist, oder weil das Vermögen leichter zu entwenden ist und schwerer zu vertheidigen als die Person, und man daher dasjenige mehr verehren müsse was leichter zu rauben ist; oder endlich weil das Eigenthum der wahre Grund der bürgerlichen Gesellschaft, und das wahre Unterpfand der Verbindung der Bürger ist; denn sobald das Vermögen nicht für die Person haftete, so wäre es sehr leicht seinen Pflichten auszuweichen und die Geseze zu verspotten. Auf der andern Seite ist es eben so gewiß daß die Erhaltung des Staats und der Regierung Unkosten und Aufwand erfordert; und da jeder der den Zweck zugiebt auch die Mittel dazu nicht verweigern kann so folgt daraus daß die Glieder der Gesellschaft etwas von ihrem Vermögen zu seiner Erhaltung beytragen müssen. Ausserdem ist es schwer auf der einen Seite das Eigenthum der Bürger zu sichern ohne es zugleich auf einer andern zu verlezen, und es ist natürlich daß alle Verordnungen wegen der Nachfolge, der Testamente und der Kontrakte, die Bürger in Ansehung der Gewalt über ihr Eigenthum gewissermaßen einschränken müssen, und also auch in ihrem Eigenthumsrecht.

Allein ausserdem was ich vorhin von der Ueber-

einstim-

einstimmung der Gewalt der Geseze mit der Freyheit der Bürger gesagt habe, so ist in Ansehung der Gewalt über das Vermögen, noch eine sehr wichtige Bemerkung zu machen, welche viele Schwierigkeiten auflößt. Es ist, wie es auch Puffendorf gezeigt hat, daß vermöge der Natur des Eigenthumsrechts, dasselbe sich nicht über das Leben des Eigenthümers erstrekt, und daß sobald ein Mensch tod ist, sein Vermögen ihm nicht mehr gehöre. Wenn man ihm also Bedingungen vorschreibt unter welchen er darüber befehlen kann, so wird dadurch sein Recht dem Schein nach nicht sowohl verlezt, als vielmehr wirklich erweitert.

Ueberhaupt, obgleich die Errichtung der Geseze, welche die Gewalt der Privatpersonen über ihr eignes Vermögen bestimmen, blos dem Regenten zukommt, so erfordert der Geist dieser Geseze, welchen die Regierung in der Ausübung befolgen uns, daß das Vermögen der Familie von dem Vater auf den Sohn und von dem nächsten Verwandten wieder auf den nächsten Verwandten, und so wenig als möglich auf Fremde fallen soll. Die Ursache ist in Rüksicht der Kinder sehr begreiflich denen das Eigenthumsrecht sehr unnüz wäre, wenn der Vater ihnen nichts hinterließ, und welche öfters durch ihre Arbeit zu Er-

wer-

werbung des våterlichen Vermögens beygetragen haben und also ganz natürlich seines Rechts theilhaftig sind. Allein ein anderer entfernterer aber sehr wichtiger Grund ist dieser, daß für die Sitten und die Republik nichts schädlicher ist, als eine beständige Veränderung des Standes und des Glückes der Bürger; eine Veränderung welche die Quelle von tausend Unordnungen ist, welche alles verwirrt und vermöge deren weder diejenigen welche wegen einer Sache erhoben werden im Grunde aber für eine andere bestimmt sind; noch diejenigen die steigen oder fallen, die nöthigen Grundsäze und die ihrem neuen Stand angemeßnen Kenntnisse erhalten, und noch weniger dessen Pflichten erfüllen können. Ich komme nun zu den öffentlichen Finanzen.

Wenn das Volk sich selbst regierte und zwischen den Bürgern und der öffentlichen Verwaltung weiter keine Mittelsperson wåre, so brauchten sie bey Gelegenheit sich nur nach Maasgabe der öffentlichen Bedürfnisse und ihres eignen Vermögens untereinander zu schätzen, und da alsdenn jeder auf die Anwendung und die Wiedererhaltung der Gelder achtsam wåre, so könnte sich in deren Verwaltung weder Mißbrauch noch Betrug einschleichen; der Staat würde niemals von Schulden überhäuft noch das Volk mit Auflagen

gen

gen gedrückt, oder wenigstens würde die Sicherheit der Anwendung sie über die Härte der Auflage trösten. Allein dies kann nicht seyn; und so klein auch ein Staat ist, so ist doch die bürgerliche Gesellschaft immer zu stark um durch ihre eignen Mitglieder regiert zu werden. Die öffentlichen Gelder müssen also nothwendig durch die Hand der Oberhäupter gehen, welche ausser dem Interesse des Staats noch ihr eignes haben welches sehr selten vergessen wird. Das Volk seiner Seits sieht mehr auf die Gierigkeit der Oberhäupter und deren thörichten Aufwand als auf das öffentliche Bedürfniß und murrt darüber daß man ihm das Nothwendige entzieht um den Ueberfluß der andern dadurch zu erhalten; und wenn es endlich durch solche Streiche bis zu einem gewissen Grad aufgebracht ist; so kann auch die ehrlichste Verwaltung das Zutrauen nicht wieder herstellen; geschehen die Steuren freywilliger weise so fruchten sie alsdenn nichts und geschehen sie gezwungen so sind sie unrechtmäßig; und in dieser grausamen Verlegenheit entweder den Staat zu stürzen oder das geheiligte Recht des Eigenthums zu verlezen welches dessen Stütze ist, liegt die Schwierigkeit einer gerechten und klugen Oekonomie.

Das erste welches nach Errichtung der Gesetze

der

der Stifter einer Republik zu thun hat, ist ein hinlängliches Kapital zu finden um das Gehalt der Magistratspersonen und anderer Bedienten wie auch allen öffentlichen Aufwand damit zu bestreiten. Dieses Kapital wenn es in Geld besteht, wird Schaz oder Fiskus genannt, besteht es aber in Ländereyen so erhält es die Benennung; öffentliche Einkünfte; und diese leztere Art ist aus Ursachen die man leicht einsieht, weit vorzüglicher als die erstere. Jeder der über diese Sache recht nachgedacht hat, wird hierinn der Meynung des Bodin beypflichten, welcher die öffentlichen Einkünfte als das rechtmäßigste und sicherste Mittel ansieht die Bedürfnisse des Staats zu bestreiten; und man muß noch anmerken daß die erste Sorge des Romulus bey der Vertheilung der Ländereyen dahin gieng, den dritten Theil derselben zu diesem Gebrauch zu bestimmen. Ich gestehe zwar daß es nichts unmögliches ist, daß der Ertrag der öffentlichen Einkünfte durch schlechte Verwaltung ganz vernichtet werden könne; allein das Wesen der öffentlichen Einkünfte selbst kann nicht schlecht verwaltet werden.

Vor aller Anwendung, muß dieses Kapital von der Versammlung des Volkes oder der Landstände angewiesen und festgesezt und nachher dessen Gebrauch bestimmt werden. Nach dieser Feyerlichkeit wodurch es unveräusserlich wird, verändert es gleichsam seine Natur: und sein Ertrag wird so sehr heilig gehalten, daß es nicht nur der gröste Diebstahl sondern auch eine Verlezung der Majestät wäre wenn das geringste davon anders als zu seiner Bestimmung angewendet würde. Es gereicht Rom zu keiner Ehre daß man die Redlichkeit des Quästors Kato anmerkte und daß ein Kayser der einem Sänger einige Thaler schenkte dabey sagen mußte, daß dies Geld aus seinem eignen Vermögen und nicht aus dem des Staats herkäme. Al-

lein wenn es so wenig Galba's giebt, wo sollen Karto's herkommen? und sobald das Laster nicht mehr zur Schande gereicht, welche Oberhäupter werden alsdenn noch so gewissenhaft seyn, um die öffentlichen Einkünfte die ihnen anvertraut sind nicht anzugreifen, und sich nicht selbst zu hintergehen, indem sie ihre eitle und anstößige Verschwendung mit der Ehre des Staats, und die Mittel ihr eignes Ansehn zu erweitern mit denjenigen die Gewalt desselben zu vermehren verwechseln? In diesem schwierigen Theil der Verwaltung ist die Tugend das einzige würksame Mittel, und die Redlichkeit der Obrigkeit der einzige Zaum ihren Geiz zurückzuhalten. Die Bücher und alle Rechnungen der Verwalter verbergen ihre Untreue mehr als sie dieselben entdecken, und die Klugheit kann nicht so geschwind neue Vorkehrungen erfinden als die Schelmerey sie vereiteln kann. Man verlasse also alle Papiere und Rechnungen und übergebe die Finanzen in treue Hände; dies ist das einzige Mittel sie treu zu verwalten.

Wenn einmal ein öffentliches Kapital festgesezt ist, so sind die Oberhäupter des Staats die rechtmässigen Verwalter desselben; denn diese Verwaltung macht einen immer sehr wesentlichen jedoch nicht immer gleichen Theil der Regierung aus: sein Einfluß vermehrt sich je nachdem die andern Triebfedern geschwächt werden; und man kann behaupten daß eine Regierung auf dem höchsten Grad ihrer Verderbniß ist sobald das Geld die einzige Triebfeder desselben ist; da nun jede Regierungsform sich beständig ihrem Verfall zuneigt, so erhellt daraus warum kein Staat bestehen kann, wenn sich seine Einkünfte nicht beständig vermehren.

Das erste Gefühl der Nothwendigkeit dieser Vermehrung ist auch das erste Zeichen der innern

Un-

Unordnung des Staats, und ein weiser Regente wird, indem er Geld aufsucht um dem gegenwärtigen Bedürfnis abzuhelfen, niemals vernachläßigen die entfernte Ursache dieses neuen Bedürfnisses zu untersuchen, gleich einem Seemann, der wenn sein Schiff leck wird, die Pumpen gehen läßt und zugleich den Leck aufsucht und ihn verstopft.

Aus dieser Regel entspringt der wichtigste Grundsaz der Finanzverwaltung, der nemlich daß man weit sorgfältiger den Bedürfnissen vorzubeugen als die Einkünfte zu vermehren suchen müsse; denn so eilig man hernach auch seyn mag, so läßt dennoch die Hülfe welche erst nach geschehenem Uebel und langsam kömmt, immer den Staat leiden; denn während man dem einen Uebel vorbeugt, entsteht wieder ein neues, und selbst die Hülfsmittel erzeugen neue Schwierigkeiten, so daß die Nation endlich mit Schulden überhäuft, das Volk unterdrückt wird, und die Regierung alle ihre Stärke verliert, und nur sehr weniges mit sehr vielem Geld ausrichten kann. Ich glaube, daß alle die Wunder der alten Regierungsformen ihre Entstehung diesem grosen Grundsaz zu danken haben; denn sie vermogten mehr mit ihrem blosen Erbtheil auszurichten als die unsrigen mit allen ihren Schäzen; und hieraus ist vielleicht die gemeine Bedeutung des Worts Oekonomie entstanden, welches mehr eine weise Verwaltung dessen so man hat anzeigt, als die Mittel dasjenige zu erwerben was man nicht hat.

Wenn man, ohne Rücksicht auf die öffentlichen Einkünfte welche dem Staat nach Masgabe der Redlichkeit derer die sie verwalten eintragen, die ganze Gewalt der öffentlichen Verwaltung kennte, besonders wenn sie sich nur erlaubter Mittel bedient, so würde man über die Hülfsmittel erstaunen welche die Ober-

häupter in Händen haben um allen öffentlichen Bedürfnissen vorzubeugen, ohne das Eigenthum des Privatmanns anzugreifen. Da sie Meister der Handlung des Staats sind, so ist es ihnen sehr leicht dieselbe so zu lenken daß sie alles bestreitet, und öfters ohne daß es scheint als wenn sie sich darum bemühten. Die gleiche Austheilung der Früchte, des Geldes und der Waaren, nach Zeit und Ort ist das wahre Geheimniß der Finanzen und die Quelle ihrer Reichthümer, vorausgesezt daß diejenigen so sie verwalten scharfsinnig genug sind, und bey Gelegenheit einen nahen und scheinbaren Verlust ertragen, um in der Zukunft einen wirklichen und unermeßlichen Vortheil dadurch zu erhalten. Wenn man hört daß eine Regierung statt Abgaben einzunehmen in den Jahren des Ueberflusses für die Ausfuhr des Getreides, und in den Jahren des Mangels für dessen Einführung selbst welche bezahlt, so wird man versucht dieses für eine Fabel zu halten, wenn nicht wirkliche Beyspiele davon vorhanden wären; und wäre dies in alten Zeiten geschehn so würde man es für einen Roman halten. Wir wollen annehmen daß um dem Mangel in schlechten Jahren abzuhelfen, man vorschlüge öffentliche Vorrathshäuser zu errichten, würde diese nüzliche Anordnung in den mehrsten Ländern nicht Gelegenheit zu neuen Auflagen geben? zu Genf sind diese Vorrathshäuser so von einer weisen Obrigkeit erhalten werden, das gröste öffentliche Hülfsmittel in schlechten Jahren, und die vornehmsten Einkünfte des Staats zu allen Zeiten. Alit et ditat lautet die schöne und gerechte Innschrift an der Vorderseite dieses Gebäudes. Um das ökonomische System einer guten Regierung zu erklären, habe ich meine Augen öfters auf diese Republick geworfen; und schäze mich daher glücklich in meinem Vaterland selbst

das

das Beyspiel der Weisheit und des Glückes zu finden, welches ich gerne in allen Ländern zu sehen wünschte!

Wenn man untersucht wie die Bedürfnisse eines Staats zunehmen, so wird man finden daß es auf eben die Art geschieht wie bey den Privatpersonen, nicht sowohl aus wahrer Nothwendigkeit als aus einer Vermehrung überflüßiger Begierden, und daß man öfters nur den Aufwand vermehrt um einen Vorwand zu haben die Einnahme zu vermehren; der Staat würde also in gewissen Fällen gewinnen, wenn er nicht reich wäre, und dieser scheinbare Reichthum ist ihm im Grunde weit lästiger als selbst die Armuth ihm seyn würde. Man kann zwar hoffen das Volk in einer gröseren Abhängigkeit zu erhalten wenn man ihm mit der einen Hand giebt, was man ihm mit der andern genommen hat, und dies war eben die Politick deren sich Joseph gegen die Egypter bediente; allein dieser eitle Trugschluß ist dem Staat um desto schädlicher, weil das Geld nie wieder in eben dieselbe Hände kommt, von denen es hergekommen ist, und weil man mit solchen Grundsäzen nur die Müßiggänger mit dem Gut nüzlicher Menschen ernährt.

Die Begierde nach Eroberungen ist eine der vorzüglichsten und schädlichsten Ursachen dieser Vermehrung. Diese Begierde welche öfters einen ganz andern Ehrgeitz zum Grunde hat, als den so man vorgiebt, ist nicht immer das was sie scheint, und hat nicht sowohl die Begierde die Nation zu vergrößern zum Bewegungsgrund, als vielmehr das heimliche Verlangen das Ansehn der Oberhäupter im Lande selbst, vermittelst der Vermehrung der Truppen und der Zerstreuung welche der Krieg in dem Geist der Bürger macht, zu vergrößern.

Es ist wenigstens nur allzugewiß daß die erobern, den Völker immer die unterdrüktesten und elendesten sind, und daß selbst ihre Eroberungen ihr Elend vermehren; wenn dies auch die Geschichte nicht bezeugte, so kann man aus der Vernunft schließen, daß je gröser ein Staat ist, desto stärker und lästiger wird nach Verhältniß dessen Aufwand; denn jede Provinz muß zu den Unkosten der öffentlichen Verwaltung beytragen, und ausserdem muß jede für sich selbst eben den Aufwand machen, als wenn sie unabhänig wäre. Man nehme noch daß alles Vermögen an einem Ort gesammelt und an einem andern verzehrt wird; die Gleichheit des Ertrags und des Aufwandes wird also gestört, und viele Länder werden arm um eine einzige Stadt zu bereichern.

Eine andere Quelle der Vermehrung der öffentlichen Bedürfnisse welche mit der vorhergehenden zusammenhängt, ist folgende. Es kann eine Zeit kommen wo die Bürger sich nicht mehr verbunden glauben sich der allgemeinen Sache anzunehmen, und aufhören die Vertheidiger des Vaterlands zu seyn, und wo die Obrigkeit lieber Miethlingen als freyen Menschen befehlen will, wäre es auch blos deswegen um nach Zeit und Gelegenheit die leztern durch die erstern sich unterwürfiger zu machen. Dies war der Zustand Roms gegen das Ende der Republick und unter den Kaysern, denn alle Siege der ersten Römer so wie auch die des Alexanders wurden von tapfern Bürgern erfochten, welche im Nothfall ihr Blut für das Vaterland hingaben, es aber niemals verkauften. Erst bey der Belagerung von Veji fieng man an die römische Infanterie zu bezahlen; und Marius war der erste welcher in dem Jugurthinischen Krieg die Legionen schändete, und sie mit Freygelassenen, Landstreichern und Miethlingen vermischte. Da nun die

Tyrannen Feinde derjenigen Völker wurden, welche sie eigentlich glücklich machen sollten, so errichteten sie regulirte Truppen um dem Schein nach die Fremden abzuhalten, im Grunde aber die Einwohner dadurch zu unterdrücken. Um nun diese Truppen zu errichten mußte man der Erde ihre Ackersleute entziehen, deren Mangel nachher auch die Menge des Getreides verminderte, und deren Unterhalt neue Auflagen nöthig machte welche dessen Preis erhöhten. Diese erste Unordnung erregte das Murren des Volks man mußte also um es zu unterdrüken die Truppen und also auch das Elend vermehren; und je mehr die Verzweiflung zunahm, desto mehr mußte man sie noch vermehren, um deren Folgen zuvorzukommen. Auf der andern Seite waren diese Miethlinge, welche man nach dem Preis schäzen konnte, um den sie sich selbst verkauften auf ihre Erniedrigung stolz, verachteten die Geseze welche sie schüzten, und ihre Mitbrüder deren Brod sie aßen, und glaubten sich mehr Ehre zu erwerben indem sie Trabanten des Cäsars waren, als wenn sie die Vertheidiger Roms wären; und da sie einem blinden Gehorsam unterworfen waren, so hielten sie es für Pflicht den Dolch beständig über ihre Mitbürger gezückt zu halten und auf das erste Zeichen alles zu ermorden. Es würde gar nicht schwer seyn zu beweisen daß dieses eine der vornehmsten Ursachen des Sturzes der römischen Republick war.

Die Erfindung des groben Geschützes und der Kriegsbaukunst hat heutzutag unsre europäischen Regenten gezwungen den Gebrauch der regulirten Truppen wieder einzuführen um ihre Gränzplätze zu bewachen, allein obgleich die Bewegungsgründe rechtmäßiger sind, so ist dennoch zu befürchten, daß der Erfolg nicht minder schädlich seyn mögte. Man

muß eben so gut heutzutag das Feld entvölkern; um Armeen und Garnisonen zu errichten, und um sie zu erhalten muß man eben so gut das Volk unterdrüken, und diese gefährliche Einrichtung nimmt in allen unsern Gegenden so sehr überhand, daß man die bevorstehende Entvölkerung Europa's, und früh oder spät den Ruin der Völker welche es bewohnen vorhersehen kann.

Wie dem auch sey, so sieht man leicht ein, daß dergleichen Einrichtungen nothwendigerweise das Oekonomische System, welches seine vornehmste Einnahme aus den öffentlichen Einkünften zieht, umstürzen, und blos das unangenehme Hülfsmittel der Subsidien und Auflagen übrig lassen, von dem ich nun reden will.

Man muß sich hier erinnern daß der Grund des gesellschaftlichen Vertrags, das Eigenthum ist; und seine erste Bedingung diese, daß jeder in dem ruhigen Besiz dessen was ihm gehört erhalten werde. Es ist zwar wahr, daß vermöge eben dieses Vertrags jeder sich wenigstens stillschweigender weise zu den öffentlichen Bedürfnissen verpflichtet; allein da diese Verpflichtung dem Grundgesez nicht zuwider ist; und man die Richtigkeit des Bedürfnisses von denen Kontribuirenden als erkannt annimmt, so folgt daraus, daß um rechtmäßig zu seyn diese Verpflichtung freywillig geschehen müsse; nicht zwar als wenn es nöthig wäre die Einwilligung jedes einzelnen Bürgers dazu einzuholen, oder daß er nur so viel geben dürfte als ihm gefällt, denn dieses wäre dem Geist des Bündnisses gerade entgegen; sondern sie muß von dem allgemeinen Willen und durch die Mehrheit der Stimmen geschehen und nach einer verhältnismäßigen Taxe welche alles willkührliche bey den Auflagen ausschließt.

Diese Wahrheit, daß die Auflagen nur mit Einwilligung des Volks oder seiner Vorsteher rechtmäßig

geho-

gehoben werden können, ist von allen Philosophen und Rechtsgelehrten die sich in dem politischen Recht einigen Ruhm erworben haben, allgemein anerkannt worden ohne selbst den Bodin auszunehmen. Wenn auch einige, scheinbare Gegengründe dawider vorgebracht haben, so ist leicht einzusehn aus welchem besondern Bewegungsgrund sie es thaten, ausserdem sezen sie so viel Bedingungen und Ausnahmen hinzu daß im Grunde die Sache eben dieselbe bleibt; denn ob das Volk verweigern, oder der Regent nicht fordern darf, dies ist in Rüksicht des Rechts sehr gleichgültig, und sobald es blos auf Gewalt ankömmt, so ist es sehr unnöthig zu untersuchen, was recht oder unrechtmäßig sey.

Die Kontributionen welche von dem Volk gehoben werden sind von zweyerley Art; die einen sind wesentlich und werden von den Gütern gehoben, die andern aber persönlich und werden nach den Köpfen bezahlt. Beyde führen den Namen Auflagen oder Subsidien; wenn das Volk die Summe bestimmt die es bewilligt so heißt man sie Subsidien; bewilligt es aber die ganze Summe einer gewissen Einnahme, so ist es eine Auflage. Der Verfasser des Geistes der Geseze behauptet daß die Auflagen nach den Köpfen sich besser zur Sklaverey, die wesentliche Schäzung aber sich besser für die Freyheit schicke. Dies wäre unwidersprechlich, wenn die Auflage nach den Köpfen durchgängig gleich wäre; und nichts wäre unregelmäßiger als eine solche Schäzung, weil der Geist der Freyheit nur in der genauen Beobachtung der Verhältnisse bestehen kann. Allein wenn die Kopfsteuer den Mitteln der Privatpersonen angemessen ist, wie z. B. diejenige seyn könnte, welche in Frankreich den Namen Kapitation trägt, und die also zugleich persönlich und wesentlich ist, so

wäre

wäre es die billigste und also auch die angemessenste Art der Auflagen für freye Menschen. Diese Verhältnisse scheinen anfangs sehr leicht zu finden, weil da sie sich auf den Stand beziehen den jeder in der Welt bekleidet, deren Anzeigen immer bekannt und öffentlich sind; allein da der Geiz, das Ansehn und die List auch selbst den Schein zu vereiteln wissen, so ist es sehr selten daß man alle die Grundsäze die dazu gehören in Erwägung zieht. Erstlich muß man das Verhältniß der Grösen beobachten, nach welchem, wenn sonst alles gleich ist, derjenige der zehnmal mehr Vermögen besizt als ein anderer, auch zehnmal mehr bezahlen muß als er. Zweytens, ist das Verhältniß der Gebräuche zu beobachten, oder die Unterscheidung des Nothwendigen und des Ueberflüßigen. Derjenige welcher blos das Nothdürftige hat, darf ganz und gar nichts bezahlen; die Schäzung dessen aber, der Ueberflüßiges hat kann im Nothfall verhältnismäßig mit dem seyn was er ausser dem Nothdürftigen besizt. Hierauf wird er zwar antworten, daß in Rüksicht seines Rangs ihm dasjenige nothwendig sey, was für einen niedrigen Mann überflüssig wäre; allein dies ist eine Lüge; denn ein Vornehmer hat eben so gut zwey Beine und nicht mehr als einen Magen, so wie ein Fleischer. Ueberdies ist dieses vorgegebene Nothwendige zu seinem Rang so wenig nothwendig, daß wenn er sich dasselbe zu einem löblichen Gebrauch entzöge, er nur desto mehr geachtet würde. Das Volk würde einem Minister zu Füssen fallen welcher zu Fus in die Rathsversammlung gienge, und seine Wagen in einer dringenden Noth des Staats verkauft hätte. Kurz das Gesez schreibt niemanden die Pracht vor, und der Wohlstand kann niemals als ein Grund gegen das Recht angeführt werden.

Ein

Ein drittes Verhältniß welches man immer übersieht, und worauf man doch zuerst sehen sollte, ist dieses des Nuzens welchen jeder aus der gesellschaftlichen Verbindung genießt, durch welche leztere die unermeßlichen Reichthümer des Reichen mächtig beschüzt werden, während daß dem Armen kaum die elende Hütte übrig gelassen wird, welche er mit eigner Hand erbaut hat. Sind nicht alle Vortheile der Gesellschaft für die Mächtigen und Reichen? Werden nicht alle einträgliche Stellen durch sie besorgt? und alle Gnadenbezeugungen und Freyheiten für sie aufgehoben? Werden sie nicht durch die öffentliche Gewalt begünstigt? Ein vornehmer Mann kann seine Glaubiger bestehlen oder andere Betrügereyen begehen, er wird immer ungestraft bleiben; die Schläge die er austheilt und die Gewaltsamkeiten die er ausübt, selbst die Mordthaten die er begeht, werden unterdrükt und nach sechs Monathen ganz vergessen. Allein sobald dieser Mann bestohlen wird so ist gleich die ganze Policey in Bewegung, und wehe den Unschuldigen auf die sein Verdacht fällt! Begiebt er sich an einen gefährlichen Ort, so erhält er eine starke Begleitung zum Schuz; zerbricht die Achse seines Wagens so eilt ihm alles zu Hülfe; entsteht ein Lärm vor seiner Thür, so spricht er ein Wort und alles schweigt; drängt ihn die Menge so giebt er einen Wink und alles stellt sich in Ordnung; findet sich ein Fuhrmann in seinem Weg, so sind seine Leute bereit ihn halbtod zu schlagen; und funfzig ehrliche Fusgänger die ihren Geschäften nachgehen, würden eher zerquetscht werden, als daß der liederliche Müßiggänger in seinem Wagen aufgehalten würde. Alle diese Vorzüge kosten ihn nicht einen Heller, sie sind das Vorrecht des Reichen und nicht der Preis des Reichthums. Wie verschieden ist aber nicht das Gemälde

de der Armen. Jemehr die Menschlichkeit ihm zu verdanken hat, destomehr verweigert ihm die Gesellschaft, alle Thüren sind vor ihm verschlossen, wenn er auch gleich das Recht hätte sie öfnen zu lassen; und wenn er auch zuweilen Recht erhält, so kostet es ihm mehr Mühe als es einem andern kostet eine Gnade zu erhalten. Sind Frohndienste zu thun, oder die Miliz zu ziehen, so erhält er immer den Vorzug und trägt immer noch ausser seiner eignen Last diejenige seines reichen Nachbars, welcher die Gewalt hat sich deren zu entledigen; Bey dem geringsten Zufall der ihm begegnet, verläßt ihn alles; wenn sein armer Karren umschlägt, so hilft ihm nicht allein niemand, sondern er kann sich glüklich schäzen wenn er den Grobheiten der bunten Diener eines jungen Herzogs entgeht: kurz aller freywillige Beystand ist ihm im Nothfall versagt, gerade deswegen weil er ihn nicht bezahlen kann; hat er vollends das Unglük rechtschaffen zu seyn und eine liebenswürdige Tochter zu haben, und dabey einen mächtigen Nachbar, so ist er verloren.

Eine andere eben so wichtige Bemerkung ist diese, daß der Verlust des Armen nicht so leicht zu ersezen ist, als der des Reichen, und daß die Schwierigkeit der Erwerbung nach Maasgabe des Bedürfnisses wächst. Aus Nichts kann nichts werden, dies ist in den Geschäften eben so wahr, als in der Physik, das Geld ist der Saame des Geldes, und der erste Louisd'or kostet öfters mehr Mühe zu erwerben als die zweyte Million. Noch mehr; alles was der Arme bezahlt ist für ihn auf immer verloren, und bleibt oder kömmt zurük in die Hand des Reichen, und da der Betrag der Auflagen blos in den Händen derjenigen ist die Theil an der Regierung haben oder künftig erhalten werden; so erfordert selbst indem sie das ihrige dazu beytragen,

tragen, es ihr eigner Vortheil die Auflagen zu erhöhen.

Wir wollen nun den gesellschaftlichen Vertrag zwischen beyden Ständen, in wenig Worte zusammenziehen. Ihr habt mich nöthig denn ich bin reich und ihr arm; laßt uns also einen Vertrag unter uns aufrichten; ich erlaube es daß ihr die Ehre haben könnt mir zu dienen mit der Bedingung daß ihr mir das Wenige so euch übrig bleibt gebet für die Bemühung die ich übernehme euch zu befehlen.

Wenn man alles dieses genau miteinander zusammenhält und vergleicht, so wird man finden daß um die Taxen nach der Billigkeit und ihrem wahren Verhältnis auszutheilen, man die Auflage nicht blos nach der Menge der Güter der Kontribuirenden einrichten müsse, sondern auch nach dem doppelten Verhältniß ihres Standes und des Ueberflusses ihres Vermögens; Dieses ist ein sehr wichtiges und sehr schweres Geschäft, womit sich zwar täglich eine Menge Schreiber beschäftigen die gut rechnen können, welches aber ein Plato oder ein Montesquieu nur mit Zittern übernommen, und den Himmel um Erleuchtung und Redlichkeit dazu angerufen hätten.

Eine andere Schwierigkeit der persönlichen Taxe ist daß sie zu sehr drükt und öfters mit alzuvieler Härte eingefordert wird; welches jedoch nicht verhindert daß sie öfters ganz vereitelt wird, denn es ist viel leichter seinen Kopf der Rolle und der Verfolgung zu entziehen, als seine Güter.

Unter allen übrigen Auflagen ist die Schäzung auf die Ländereyen in allen Ländern für die nüzlichsten gehalten worden, wo man mehr auf die Menge des Ertrags und auf die Sicherheit des Wiedereinkommens, als auf die geringere Beschwerlichkeit des

Volks steht. Man hat sogar behauptet daß man den Bauer drücken müsse, um ihn von seiner Faulheit zu entwöhnen, und daß er gar nichts thun würde wenn er nichts zu bezahlen hätte. Allein die Erfahrung hat bey allen Völkern diesen lächerlichen Grundsatz widerlegt; in Holland und England wo der Landmann sehr wenig bezahlt, und besonders in China, wo er nichts bezahlt, wird das Feld am besten angebaut. Im Gegentheil da wo der Landmann nach dem Verhältniß des Ertrags seines Feldes gedrückt wird, läßt er es unangebaut liegen, oder zieht gerade nicht mehr davon als er zu leben braucht. Denn derjenige welcher die Frucht seiner Arbeit nicht genießt, gewinnt wenn er müßig geht, und eine Strafe auf die Arbeit zu sezen, ist ein sehr sonderbares Mittel der Faulheit abzuhelfen.

Aus der Auflage auf die Ländereyen oder auf das Getreide entstehen besonders wenn sie stark ist, zwey so fürchterliche Uebel, welche alle Länder wo sie eingeführt ist, mit der Zeit verderben und entvölkern müssen.

Das erste entsteht aus dem unterbrochenen Umlauf des Geldes; denn Handlung und Fleiß ziehen alles Geld vom Lande in die Hauptstädte; und da die Auflage noch das Verhältniß aufhebt welches sich zwischen dem Bedürfniß des Landmanns und dem Preis seines Getreides befindet, so geht das Geld beständig fort, und kommt nicht wieder zurük; je reicher die Stadt ist, desto elender ist das Land. Der Ertrag der Steuern geht aus den Händen der Fürsten oder der Finanzpachter in die Hände der Künstler und der Kaufleute; und der Landmann welcher immer nur den kleinsten Theil davon erhält erschöpft sich endlich, indem er immer eben soviel bezahlt und weniger wieder einnimmt. Wie sollte ein Mensch leben

leben können der blos Pulsadern und keine Blutadern hätte, oder dessen Adern das Blut nur auf vier Finger weit zum Herzen brächten? Chardin erzählt daß in Persien die königlichen Abgaben auf das Getreide, auch in Getreid bezahlt würden; dieser Gebrauch von welchem Herodot bezeugt daß er in demselben Land bis zu der Zeit des Darius beobachtet wurde, kann dem Uebel von dem ich eben geredet habe vorbeugen. Allein so lang die Intendanten, Direktoren, Schreiber und Magazin Aufseher in Persien nicht eine ganz andere Menschenart sind, als die so man überall findet, so glaube ich schwerlich daß der König von allen diesen Erträgen nur das geringste erhalte sondern vielmehr daß man die Frucht auf den Fruchtboden verderben lassen und daß der gröste Theil der Vorrathshäußer im Feuer aufgehn wird.

Das zweyte Uebel, entsteht aus einem scheinbaren Nuzen wodurch der Schaden überhand nimmt, ehe man es gewahr wird. Es ist dieses, daß das Getreide durch die Auflagen in dem Lande wo es wächst nicht theurer wird, und daß dennoch ohneracht der unumgänglichen Nothwendigkeit sich dessen Menge vermindert ohne daß dessen Preis steigt; daher sterben so viele Leute Hungers obgleich die Früchte wohlfeil sind, und der Landmann wird also allein von der Auflage gedrückt, welche er nicht auf seinen Verkaufpreis schlagen kann. Man muß hier anmerken daß man von den wesentlichen Steuren nicht so urtheilen könne wie von den Abgaben auf alle Waaren, deren preise dadurch steigen und also weniger von den Kaufleuten als von den Käufern bezahlt werden. Denn alle diese Abgaben so stark sie auch seyn mögen sind dennoch willkührlich, und werden von dem Kaufmann nicht anders bezahlt als nach dem Verhältniß der Waaren die er ankauft; und da er sich bey dem

Ankauf nach seinem Vertrieb richtet, so giebt er dem Privatmann gleichsam Geseze. Der Landmann hingegen, er mag nun verkaufen oder nicht, ist gezwungen in gewissen Terminen für das Land so er baut zu bezahlen; und kann es also nicht erwarten bis daß sein Getreide in den Preis komme den er gerne hätte: denn wenn er es seines Unterhalts wegen nicht verkaufte, so wäre er gezwungen es zu verkaufen, um die Steuren zu bezahlen; auf diese Art erhält öfters die drükendste Auflage das Getreide in niedrigem Preis.

Man bemerke ferner daß der Handel und die Künste weit entfernt die Steuren durch den Ueberfluß des Geldes erträglicher zu machen, sie im Gegentheil noch drückender machen. Ich will mich nicht auf eine gewisse Thatsache stüzen, daß ob gleich die grösere oder kleinere Menge Geldes in einem Staat, demselben auswärts mehr Ansehn und Kredit verschaffen könne, so verändert sie doch keinesweges den wahren Stand der Bürger und gewährt ihnen weder mehr noch weniger Bequemlichkeit. Ich werde dagegen folgende zwey wichtige Anmerkungen hersezen; die eine ist, daß in so fern der Staat nicht Ueberfluß an Getreide hat, und die grose Menge des Geldes nicht von dessen Verkauf an die Fremden herkömmt, so genießen die Städte so diesen Handel treiben allein den Ueberfluß, und der Bauer wird Verhältnißmäßig immer ärmer; die andere ist, daß da die Preiße aller Dinge mit der Vermehrung des Geldes steigen, so müssen Verhältnißmäßig auch die Auflagen steigen, so daß also der Landmann immermehr gedrückt wird ohne mehrere Hülfsmittel zu haben.

Man sieht leicht ein, daß die Landsteuren eine wahre Auflage auf dessen Ertrag sind; jeder giebt es indessen zu daß nichts schädlichers sey als eine Auflage

auf die Früchte die der Käufer nachher bezahlen muß; wie sieht man demnach nicht ein, daß es hundertmal schädlicher ist wenn diese Auflage von dem Landmann selbst gefordert wird? heißt das nicht die Nahrung des Staats in seiner Quelle zerstören? und arbeitet man dadurch nicht soviel nur möglich ist an der Entvölkerung des Staats und also an seinem künftigen Untergang? denn es ist kein schrecklicherer Mangel für eine Nation als der Mangel an Menschen.

Blos dem wahren Staatsmann kommt es zu seinen Blick bey dem Geschäft der Auflagen höher zu erheben, als nur auf den Gegenstand der Finanzen; drükende Abgaben in nüzliche Policeygesetze zu verwandeln, und das Volk in Zweifel zu setzen, ob dergleichen Einrichtungen nicht vielmehr zum Besten der Nation, als wegen dem Ertrag der Auflagen gemacht worden sind.

Die Abgaben auf die Einfuhr fremder Waaren nach denen die Einwohner begierig sind, ohne daß sie das Land nöthig hat; auf die Ausfuhr der rohen Landesprodukte deren man nicht zuviel hat, und deren die Fremden nicht entbehren können; auf die Produkte unnüzer und kostbarer Künste; auf den Eingang aller blos angenehmen Sachen in die Städte, und überhaupt auf alle Gegenstände des Luxus, werden diesen doppelten Gegenstand bestreiten. Durch solche und ähnliche Auflagen welche der Armuth schonen und nur auf den Reichen fallen muß man der beständigen Anhäufung der Ungleichheit der Güter, ferner der Unterwerfung einer Menge Handwerker, Künstler und unnüzer Diener unter die Reichen, und endlich der Vermehrung der Müßiggänger in den Städten und der Entvölkerung des Landes zuvorzukommen wissen.

Es ist sehr nöthig daß man zwischen dem Preis der Dinge und den Abgaben mit denen man sie belegt ein solches Verhältniß beobachte, daß der Geiz der Privatpersonen, durch die Gröse des Vortheils nicht zu dem Betrug gereizt werde. Man muß ferner der Leichtigkeit des Schleichhandels dadurch zuvorkommen, daß man vorzüglich Waaren dazu erwählt welche nicht gut zu verbergen sind. Endlich schicket es sich besser daß derjenige so die taxirte Sache gebraucht, deren Auflage bezahlt, als derjenige der sie verkauft, und dem die Menge Abgaben mit denen er überhäuft ist Mittel und Lust erwecken sich denselben durch List zu entziehen. Dies ist der Gebrauch in China, in dem Lande wo die Auflagen am stärksten sind, und am besten bezahlt werden; der Kaufmann bezahlt nichts, der Käufer allein entrichtet die Abgaben, ohne daß Murren oder Aufruhr daraus entsteht; denn da die zum Leben nothwendigen Früchte als Reiß und Korn ganz frey sind, so ist das Volk nicht gedrückt, und die Abgaben fallen nur auf die Reichen. Uebrigens muß alle diese Vorsicht nicht sowohl aus Furcht vor dem Schleichhandel angewendet werden, als aus der Sorgfalt welche die Regierung haben muß die Privatpersonen vor der Verführung eines unrechtmäßigen Vortheils zu bewahren, welcher schlechte Bürger und endlich auch gar schlechte Menschen aus ihnen machen würde.

Man lege starke Abgaben auf die Livree'n, Wagen, grose Spiegel Krön und Wandleuchter, Meublen, Stoffe, Vergoldungen, ferner auf die grosen Vorhöfe und Gärten der Palläste, auf die Schauspiele aller Art, auf müßige Künste, als Seiltänzer, Sänger, Komödianten, kurz auf alle die Menge von Gegenständen der Pracht, des Zeitvertreibs, und des Müßiggangs welche allen in die Augen fallen, und die sich desto weniger verbergen können weil ihr Gebrauch erfordert daß sie sich zeigen, und die ganz unnütz wären wenn sie nicht gesehen würden. Man darf nicht befürchten daß solche Erträge willkührlich sind, weil sie auf Dingen beruhen die nicht von der grösten Nothwendigkeit sind: man muß die Menschen sehr wenig kennen, wenn man glaubt daß wenn sie sich einmal von der Pracht haben hinreißen lassen, sie jemals wieder davon zurükkommen könnten; sie würden weit lieber das Nothwendige entbehren und hundertmal lieber für Hunger als für Schaam sterben. Die Vermehrung der Ausgabe ist ein neuer Antrieb sie zu erhalten, sobald die

Eitel-

Eitelkeit reich zu scheinen sich auf den Preis der Dinge und die Kosten der Auflage gründet. So lang es Reiche giebt, so werden sie sich von den Armen unterscheiden wollen, und der Staat kann sich keine weniger drükkendere und sicherere Einkünfte verschaffen, als durch eben diesen Unterschied.

Aus eben diesem Grund würde der Fleis nichts von einer ökonomischen Ordnung zu leiden haben, welche die Finanzen vermehrt, den Ackerbau wieder herstellt indem sie den Landmann schont und die nach und nach alle Glüksumstände dieser Mittelmäßigkeit einander nähert, welche die wahre Gröse eines Staats ausmacht. Ich gestehe zwar, daß diese Auflage einige Moden geschwinder würde vorüber gehen machen; allein es würden gewiß andere an ihre Stelle kommen bey denen der Künstler viel gewinnt und der öffentliche Schaz nichts verliert. Kurz wir wollen annehmen daß die Regierung beständig Willens sey alle Auflagen auf den Ueberfluß der Reichen zu legen, so werden von folgenden zwey Fällen einer daraus entstehen: Entweder werden die Reichen ihren überflüßigen Aufwand verlassen, um nur nüzliche Ausgaben zu machen welche zum Wohl des Staats beytragen; alsdenn wird die Einrichtung der Auflagen die Wirkung der besten Aufwandsgeseze hervorbringen; die Ausgaben des Staats werden sich nothwendigerweise mit denen der Privatleute verringern; und obgleich der Fiskus dadurch weniger einnimmt, so wird er auch desto weniger auszugeben haben. Oder aber die Reichen werden ihre Verschwendung nicht einschränken, und der Fiskus wird alsdenn in dem Ertrag der Auflagen diejenigen Mittel finden, womit er die wahren Bedürfnisse des Staats bestreiten kann. Im ersten Fall bereichert sich der Fiskus dadurch daß er wenig auszugeben hat: im zweyten Fall aber bereichert er sich durch die unnüzen Ausgaben der Privatpersonen.

Wir wollen diesem allem noch eine wichtige Unterscheidung aus dem politischen Recht beyfügen, auf welche diejenigen Regierungen welche alles durch sich selbst thun wollen, hauptsächlich achten sollten. Ich habe oben gesagt, daß die persönlichen Steuern und die Auflagen auf die Dinge von der äussersten Nothwendigkeit, das Eigenthumsrecht und also auch den wahren Grundsaz der bürgerlichen Gesellschaft verlezen; und daher gefährlichen Fol-

Folgen unterworfen sind, wenn sie nicht mit der ausdrüklichen Einwilligung des Volks oder seiner Vorsteher errichtet werden. Ganz anders aber ist es mit denjenigen Dingen deren Gebrauch man sich entziehen kann; Dann da alsdenn der Privatmann nicht gezwungen ist zu bezahlen, so kann sein Beytrag als freywillig betrachtet werden; und so ersezt die einzelne Bewilligung eines jeden der Kontribuirenden, die allgemeine Einwilligung und sezt sie gleichsam schon voraus; Denn warum sollte das Volk sich einer Auflage widersezen, welche blos auf den fällt, der sie gerne bezahlen will? Es scheint mir ganz gewiß daß die Regierung alles, was von den Gesezen erlaubt den Sitten nicht zuwider, und das sie verbieten kann, auch unter einer gewissen Abgabe erlauben kann. Wenn z. B. die Regierung den Gebrauch der Wagen verbieten kann, so kann sie um desto eher eine Auflage auf die Wagen sezen; und dies ist ein weises und nüzliches Mittel deren Gebrauch zu mißbilligen ohne ihn abzuschaffen. Man kann alsdenn die Auflage als eine Art von Strafe betrachten, deren Erfolg den Mißbrauch vergütet den sie bestraft.

Vielleicht wird man mir hier einwerfen, daß diejenigen welche Bodin Betrüger nennt, d. h. diejenigen welche Auflagen machen und erfinden gewöhnlich in der Klasse der Reichen sind, und sich daher wohl hüten werden die andern auf ihre Unkosten zu verschonen, und sich selbst zu drüken um die Armen zu erleichtern. Allein man muß dergleichen Gedanken verwerfen. Wenn unter jeder Nation diejenigen denen der Fürst die Regierung des Volks aufträgt, von Standes wegen dessen Feinde wären, so verlohnte es sich nicht der Mühe zu untersuchen was sie thun müssen um dasselbe glüklich zu machen.

Ende des zweyten Bandes.

LB Coburg

3. 6. 76
2. 9. 76
30. 8. 77

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques,

Johann Jakob Rousseau's, Bürgers zu Genf, Philosophische Werke aus dem Französischen übersezt

Bd.: 2

1781

Coburg, Landesbibliothek -- B II 6/40
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916080-4